G 6952 E

Nr. 4 · April 1986 · DM 4,80 · SFr 4,70 · ÖS 39,– · hfl 6,30

SPEX
MUSIK ZUR ZEIT

Okkultes! Grenzwissenschaften!

DIE LETZTEN DINGE!

Die letzte Rock'n'Roll-Band
THE CRAMPS

Die letzte beste Band
VIOLENT FEMMES

Die letzte Pop-Band
CULTURE CLUB

Der letzte Dichter
LLOYD COLE

Der letzte Drummer
TOPPER HEADON

Die letzte Witwe
YOKO ONO

Der letzte Lärm
SWANS

Zuletzt sind wir frei!

I N H A L T

I M P R E S S U M

SPEX Verlagsgemeinschaft GbR ◆ Severinsmühlengasse 1 ◆ 5000 Köln 1 ◆ Tel. (0221) 32 96 57

Verlag und Herausgeber: SPEX Verlagsgemeinschaft Peter Bömmels, Clara Drechsler, Lothar Gorris, Jutta Koether, Ralf Niemczyk, Christoph Pracht, Wilfried Rütten, Dirk Scheuring GbR ◆ **Redaktion:** Diedrich Diederichsen (V. i. S. d. P.), Clara Drechsler, Lothar Gorris ◆ **Geschäftsführer:** Gerd Gummersbach ◆ **Mitarbeiter:** Götz Alsmann, Blixa Bargeld, Chris Bohn, Werner Büttner, Wolfgang Burat, Alf Burchardt, Brecht Brozio, Peter H. Boettcher, Stuart Cosgrove, Detlef Diederichsen, Kay Eckardt, Bernd Eilert, Heike Melba Fendel, Karin Fischer, Petra Gall, ar/gee Gleim, Rainald Goetz, Thomas Hecken, Herfried Henke, Martin Hoffmann, Mechthild Holter, Reinhard Jud, Olaf Karnik, Hans Keller, Moni Kellermann, Uwe Klinkmann, Frank Lähnemann, Lorenz Lorenz, Joachim Lottmann, Olaf Dante Marx, Monika Miller, Joachim Ody, Albert Oehlen, Tony Parsons, Michael Prenner, Freddie Röckenhaus, Michael Ruff, Frank Sawatzki, Bernhard Schaub, Markus Schneider, Michael Seidler, Ecki Stieg, Nikki Sudden, Mayo Thompson, Hung Min-Yeh, Wolfgang Wesener, Joey Wimplinger, Thomas Zimmermann ◆ **Layout:** CCCP, Christoph Pracht, Rüdiger Pracht ◆ **NEUE ADRESSE Anzeigenleitung:** Creative Communication Christoph Pracht, Ralf Niemczyk, Maastrichter Str. 46, 5000 Köln 1, Telefon 0221/527379 ◆ Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 3. 1985 ◆ Anzeigenschluß für die Mai-Ausgabe ist am **15. 4. 1986,** Redaktionsschluß: **10. 4. 1986** ◆ **Druck:** Farbo Druck und Grafik Team GmbH, Bischofsweg 48-50, 5000 Köln 51, Telefon 0221/37 20 14/15 ◆ **Buchbinder:** Hilgers, Bischofsweg 48-50, 5000 Köln 51, Telefon 0221/37 26 18 ◆ **Vertrieb:** Saarbach, Follerstr. 2, 5000 Köln 1 ◆ **Abonnement:** SPEX, Abt. Abo, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1 ◆ ◆ Das Abonnement für ein Jahr kostet: Inland DM 48,–, Ausland DM 55,– incl. Porto und MwSt. Auflage: 35.000 ◆



LESTER BOWIE BRASS FANTASY

Zu berichten ist vom bislang besten Konzert des Jahres. Lester Bowies Blech-Fantasien hinterließen im Lande der Blasmusik einen äußerst nachhaltigen Eindruck.
Die 7 Bläser nehmen unverschämt eklektisch das Beste aus allen Welten, die Musiker kochen ein scharfes Gebräu mit Zutaten aus Blues, R & B, Zirkus-Musik, Tex-Mex-Salsa-Sound, Marching-Band-Gedresche, Swing, Reggae, Free- Jazz-Einlagen, slicker Big-Band-Stilistik, Funk und Soul. Das Beste aller Welten: keine der bislang erreichten Standards werden vernachlässigt, nichts wird vergessen, um das Gebräu konsumierbarer zu machen. Das Beste aller Welten heißt aber auch: die Rosinen aus dem großen Kuchen werden aufgetischt: der Big-Band-Swing der heitersten Momente des Art Ensemble of Chicago (die Stellen, auf die man bei AEC immer so lange warten mußte, nach all der Percussion und dem Herantasten), der Funk sämtlicher Schwarzen seit J. B., komplexe Arrangements in der Mingus-Tradition sowie jede Menge ‚Standards-Zitate (von ‚Nobody Knows You When You're Down And Out' über sein eigenes ‚Great Pretender' bis zu ‚O du lieber Augustin'). So tun als ob, ohne je zur Sache zu kommen, ist magere Simulation, endlose Vorlust, Fake Jazz. Bowies Mannen sind voll bei der Sache, ohne sie allzu ernst zu nehmen. Hier wird über die akademische Simulation gelacht, man bedient sich ihrer en passant und verkauft — verpackt in gängigen, nachlebbaren Mustern, Nachrichten von der Grenze des Ausdrucks.

Große Kunst und gleichzeitig ‚Fishing for compliments' qua Anknüpfen an eher konventionelle Hörgewohnheiten, die, nachdem sie den Zuhörer gewonnen haben, umkippen und frei werden, scharf, schrill, spitz, stechend, klar und schön, keinen Ton auf seinem angestammten Platz lassend, die Tradition umformulierend, sie zitierend-zerstörend. „Alte, nein: alte neue Musik" spiele er mit dieser Band, kokettiere Bowie im Gespräch. „Von hinten" taste er sich an das Publikum ran, um — patschpatsch, er dreht sich plötzlich um, imaginäre Backpfeifen verteilend, dem eingelullten Zuhörer moderne Töne um die Ohren zu schlagen. Das Kalkül geht auf, wir sind begeistert.
Auf die Frage, wie er denn an solch gute Musiker gekommen sei, kommt die lakonische Antwort: „Alle aus Brooklyn". Stil hat der Mann, und klug ist er auch. Statt ständig **stakkato** in sein Mundstück zu blasen bis die Hirnadern platzen, hat sich Meister Bowie aufs Dirigieren verlegt. So steht er da, im obligatorischen Kittel und mit dem Rücken zum Publikum, von einem Bein auf das andere hüpfend, mit Kopf, Armen, Trompete, Hüfte, Beinen, Bauch und Oberkörper seine Mannen dirigierend. Und Mut hat er. Immerhin bringt er drei weitere Trompeter mit auf die Bühne, die alle so spannend, konzentriert, perfekt und stilistisch unterschiedlich aufspielen, daß sich wohl die meisten Trompeter hüten würden, gegen solche Konkurrenz aufzutreten. Aber die wenigen Momente, in denen Bowie selbst Trompete spielt, sind so unverkennbar geprägt von seinem Stil, seinem Ausdruck und seiner Musik, daß klar bleibt, wer hier Boss ist und wer mitspielt. Das beste Stück des Abends war allerdings eine Komposition des Trompeters Malachi Thompson mit dem Titel „Lament", eine Erinnerung an Mingus' mexikanische Phase.
Bowies Blech-Bläser aus Brooklyn haben ihr letztes Wort noch lange nicht gesprochen. Vielleicht hat Jazz ja eine Zukunft und ein Publikum (tanzend). Wie meinte Gerd G. (29): „Das beste Blech meines jungen Lebens."

Wilfried Rütten

SCHNELL +

Wohl das Schärfste, was je bei einer Kreuzung nach den Mendel'schen Gesetzen aus **Birthday Party, Dead Kennedy** und **Martin Kippenberger** herauskam, sind die **Butthole Surfers.** Im Mai kommen sie nach Deutschland, vorher haben sie in der ,,danceteria" Furore gemacht: Nach drei Songs zogen sie sich aus, wobei sie allerdings auf die seit den Red Hot Chilli Peppers obligatorischen **Schwanzhäubchen aus Frottee** verzichteten und zu Feedback-Lärm mit einigen Tänzerinnen live koitierten. Das Publikum harrte aus, womit bewiesen wäre, daß Feedback-Lärm nur als unerträglich empfunden wird, wenn die visuelle Umsetzung fehlt. Ein anderes Sex-Objekt spielt jetzt bei **Paul Schrader: Joan Jett** in dessen nächstem Film ,,Just Around The Corner to the Light Of Day". An der Seite von **Michael J. Fox** verkörpert sie eine Rock'n'Roll-Sängerin. Über Fox, der ihren Bruder darstellt, sagt sie ,,Der kann ja wirklich spielen" (Gitarre). Der, der dies zweifelsfrei von allen am besten konnte (aber nicht Gitarre), soll aus Angst vor einem Gefängnisaufenthalt wegen Trunkenheit am Steuer einen Selbstmordversuch unternommen haben: **Gary Glitter.** Laut Manager hat er aber nur **aus Versehen** eine Überdosis Schlaftabletten genommen. Die **Imperialisten** machen die Grenzen dicht, nun endgültig. Kaum noch Indie-Bands, die auch nur am Rande Kontroverses sagen/tun, werden in die USA hereingelassen. Nach den Fällen **New Model Army** und **U.K. Subs**, hat es nun **Marc Riley & The Creepers** und **The Jesus And Mary Chain** erwischt. Man munkelt, daß Washington und die bekannte Angst vor den bösartigen Frauenverbänden hinter der Politik des Immigration-Office stehen. Jedenfalls haben nun die lokalen Veranstalter eine Heidenangst weiterhin ausländische Indie-Bands zu buchen, bei Bands, die von multinationalen Konzernen unterstützt werden, gab es bisher keine Probleme. Der **Deutschlandfunk** sendet ab sofort auch auf UKW (in Hamburg 88,7 MHz, im Raum Köln/Bonn 89,1), die beliebte Sendung ,,Rock Cafe" hat die neuen Sendezeiten 18 Uhr 30 (Mo-Fr) und 19 Uhr 10 (Sa, So) und gelegentlich wird dort auch unser aller **Prof. Bop** zu hören sein.

Hubert Winkels' Mordanthologie ,,aus", vereinigt neben den unvermeidlichen Bodo Morshäuser, Peter Glaser und Daniel Dubbe, auch diverse SPEX-Autoren (**Lottmann, Melba-Fendel, Diederichsen, Koether**) und einige Überraschungen wir **Einar Schleef** und **Christoph Wackernagel** unter der Vorgabe den gewaltsamen Tod zu erörtern. Das Buch wird mit einer Lesung in Düsseldorf vorgestellt (am 23.4. im JAB, Wilhelm Marx-Haus, Kasernenstr. 6), bei der Hubert Winkels, Diedrich Diederichsen, Jutta Koether, Michael Kleeberg und Peter Glaser auftreten werden, um dann, in wechselnden Besetzungen — unter der Regie von Tourmanager Conny Schnabel — über die Dörfer zu ziehen (**Paris, Amsterdam, Köln, Hamburg und Zürich**). Auch Punk-Super-8-Filmer gibt es netterweise noch. **Olaf Ballnus** und **Wolfgang Wendland** zeigen ihr Programm mit u.a. **Black Flag, D.O.A., Mimmis, Peter & The Test Tube Babies, Toy Dolls, Cheesea, DTJ, Freunde der Nacht** und **Hostages Of Ayatollah** am 9.4. um 20 Uhr im ,,Museum Bochum". **Chris Kimsey,** Killing Jokes-Produzent, produziert die nächste **Psychedelic Furs-**LP, die doch in der Vergangenheit mit ihren Produzenten immer ganz richtig beraten waren. Wir hatten's gemeinsam mit Green On Red schon immer behauptet: **Nancy Reagan ist Cindy Lauper.** Jetzt trat die ausgemergelte Drogengegnerin in dem Video zu dem von Tim Reid organisierten Anti-Drogen-Song ,,Stop The Madness" auf. Gesungen wird übrigens unter anderem von so **zuckersüßen Arschgeigen** wie **Steve Arrington** und **Whitney Huston. H.C. Blumenberg,** der Filmkritiker und Regisseur, der früher noch die ,,Kamera in Augenhöhe" bei Howard Hawks zu loben imstande war, hat offenbar jetzt die **Gummilinse in den Appendix** geschraubt und für den WEA-Pressedienst ein imaginäres Video für Marius Müller Westernhagen ersonnen, in dem er diesen mit Robinson Crusoe und Buster Kleton vergleicht und überhaupt . . . Wer eine Reise zum **New Orleans-Festival** nach **Ascona** buchen will, schreibe an ,,Festa New Orleans Music, Casella postale 492, CH-6612 Ascona" und lasse sich informieren. **Julie Burchill** ist erneut schwanger, verrät aber nicht, wovon ihr Mann lebt. Sie hat ein neues Buch geschrieben, einen 8 Pfund 95-Wälzer namens ,,Dammaged Gods", den die Idiotenfront des NME unter der gelungenen, aber idiotischen Schlagzeile ,,Rest In Peace Winston Burchill!" verriß und beweist korrekte Selbsteinschätzung, wenn sie dem Magazin ,,Blitz" erklärt: ,,I do think I'm cleverer than most people". **Michael Nyman,** berühmt als Filmmusiker vom ,,Kontrakt des Zeichners" und auch des neuen Peter Greenaway-Film (SPEX-Bericht folgt), und von der Redaktion vor allem auch wegen seiner **strukturalistischen ,,Webern"/,,Mozart"-Single** auf Crepuscule geschätzt, wird neben **New-Age-Waberern** wie **David Sylvian** und **Jon Hassel** beim Festival Neuer Musik in Hamburg auftreten. Ein anderer aus der Waber-Fraktion, **Brian Eno,** wird demnächst von einem Sampler ,,More Blank Than Frank", der ausschließlich aus seinen vier guten LPs zusammengestellt werden wird, an das erinnert, was er vergessen haben muß. So ähnlich wie der Ambient-Künstler mit der **Werbetexter-Frisur** heißt ein neuer Kurzfilm, den Francis Ford Coppola und George Lucas mit Michael Jackson und Anjelica Huston — ihre neue Stiefmutter könnte ihre Tochter sein, denn ihr Vater hat mit 61 Jahren einen neuen **Altersunterschiedsrekord** aufgestellt — gedreht haben: ,,Captain Eno". **Led Zeppelin** haben sich für mindestens eine Tour reformiert. **Tony Thompson** von Chic ersetzt John Bonham, weil er schon immer von diesem Tag geträumt haben will. Das von uns durchaus geschätzte amerikanische Magazin **,,Spin"** kriegt von **Costello** kein Interview, weil der Vater des Chefredakteurs und Geldgeber des Blattes **Penthouse-**Verleger Guccione sein Geld mit **Pornographie** und **Sexismus** gemacht hat. Wie gut, daß es noch welche gibt, die im **Kapitalismus** zwischen sauberen und schmutzigen Geldern unterscheiden können. Die **Rolling Stones** hatten das bekanntlich aufgegeben, als sie herausfanden, daß eigentlich alle Plattenfirmen mit Rüstungskonzernen verflochten sind. Costellos Freundin, die Bassistin der Pogues, ließ sich aus demselben Grund für das Blatt nicht fotografieren. **Ridley Scott** macht derweil für ,,Pepsi" Werbung mit **Glenn Frey** und **Don Johnson** aus ,,Miami Vice", **Whitney Huston, Aretha Franklin** und **Phoebe Snow** für ,,Coca Cola" und **Wynton Marsalis** und **Clarence Clemmons** für **,,American Express".** Alles extrem saubere Firmen. Die **Oberhip-Hiphop-Black-Music-Produzenten** Jimmy Jam und Terry Lewis von **Flyte Time-Productions** und früher bei **The Time,** produzieren die neue **Human-League-LP.** Eine wirklich schöne Nachricht erreicht uns aus dem Spielzeugland: **The Monkees** haben sich wieder zusammengefunden, in Originalbesetzung, also inclusive dem als Interpreten und Autoren hervorragender, sensibler Country-Balladen aufgefallenen Hobby-Filmproduzenten (,,Repo Man") **Mike Nesmith. John Peels** berühmte Radio-Sessions mit aufstrebenden Bands aus allen Jahrhunderten kommen jetzt als 12"-Serie auf den Markt. In den 60ern beginnend mit dem jungen **Bowie, Jethro Tull, Tyrannosaurus Rex,** über **Human League, Siouxsie & The Banshees, Gary Numans Tubeway Army** bis zu **Frankie Goes To Hollywood** und **The Smiths.** The **Jo Boxers** haben sich aufgelöst, weil sie ,,the abonimable pressure of the music business mafia" nicht mehr ertragen konnten (**die Armen**). Sean McClusky, Chris Bostock und Rob Mardie sind der Kern einer neuen Band. Am 11. Mai wird das Bob-Marley-Museum zu Kingston eröffnet mit allerlei Memorabilia, Original-Instrumenten, Schallarchiv und anderen Bestandteilen eines **Staats-Graceland. Feargal Sharkey** versucht ähnlichen **Rummel um seine Person** präventiv vorzubeugen, indem er systematisch alle alten Fotos von sich aufkauft. Zwei völlig verschiedene Dinge haben etwas gemeinsam: **Les Black Carnations** und das **Respond-Label.** Sie haben aufgehört zu **existieren.** Die Fotos von **Jack Bruce** in unserer letzten Nummer waren von **Moni Kellermann**, der **Annie Leibovitz** von der Waterkant. Nostra culpa, daß der Credit fehlte. Die Konsequenzen aus einen letzten eher dünnen Solo-Konzerten zog Alan Vega, unser liebster Stirnband- und Perückenträger und tat, was heutzutage alle tun: Reunion von **Suicide,** gefördert und produziert von dem 76er-Veteranen-Förderer Ric Ocasek von **The Cars**, in New York bereits live zu hören gewesen. Dortselbst haben bei der letzten DEF JAM-Party **alle Schwarzen** auf **alle Hispanics** und umgekehrt mit **Messern** Jagd gemacht. Nachgereicht sei die Besetzungsliste des letzten PiL-Albums: von Johnny erst zur Geheimsache erklärt: **Bill Laswell, Ginger Baker, Tony Williams,** Steve Nye, **Ryuichi Sakamoto** und der indische Geiger **Shankar.** Ironie der Hintertreppe der Weltgeschichte: Vor Jahren hatte sich der NME den Witz erlaubt, das Gerücht in die Welt zu setzen, Baker werde der neue PiL-Drummer, was Johnny beleidigen sollte und außerdem überprüfen, wieviel man einer renommierten Zeitschrift glaubt. Was damals undenkbar schien ist in weniger als fünf Jahren Wirklichkeit geworden. Dem ,,Ariola privat"-Dienst entnehmen wir den **meistgelesenen, aus englischsprachigen Interviews direkt ins Deutsche übersetzten Satz** des ausklingenden 20. Jahrhunderts: ,,Es schien uns damals einfach nur eine gute Idee zu sein." (Huey Lewis)

Kleine grüne Männlein greifen ein

Es gibt ja die schöne Metapher, daß ,,jemand auf einen fahrenden Zug aufspringt." Die **Bundestagsfraktion der Grünen** machte sich jüngst daran, der Bildersprache eine neue Qualität zu geben und setzen auf einen Dampfer, der schon lange in die Schrottpresse gehört. So geschehen mit dem ,,wütend und traurigen" Protest anläßlich der Rockpalast-Absetzung. Die Grünen witterten nicht nur ,,politische Gründe" für die Streichung, sondern kämpften vehement für die Fortführung des öden Spektakels. Wer da wieder schlafende Hunde geweckt hat . . .? Neue Wege dagegen geht die Radiosektion des Hauses WDR. Unter Federführung von **Alan Bangs** und **Günther Jansen** verhalf man in der Bonner Bisquithalle einer Handvoll Independent-Bands zu nächtlichem Airplay. Pseiko Lüde, Philip Boa und Zazon Bikaye Deutschland weit über die Transistorgeräte. Es bewegt sich was.



Rumble On The Beach F: P. Boettcher



Rio Reiser

SCHNELL+

Die Freie Garage, Hamburgs schlagfertige Antwort auf die Cramps, ist immer noch die heißeste Band der Stadt ohne Plattenvertrag. Ein Umstand, der die drei Musiker allerdings nicht großartig kratzt, verwenden sie doch nur einen Teil ihrer Freizeit auf eigene musikalische Aktivitäten. Ebenso viel Spaß macht es ihnen bei den allmonatlichen „Gore Nights" im Alabama-Kino eine ausgesuchte Band sowie einen nicht minder erlesenen Film zu präsentieren. Dem Charakter der Veranstaltungsreihe angemessen wird jetzt mit **„Gore Night" Nummer Dreizehn Jubiläum gefeiert. Zu den Hauptattraktionen eines extra langen Programms am 12.4. zählen die beiden Kenneth Anger-Streifen „Fireworks" und „Scorpio Rising", einer der seltenen Auftritte der Freien Garage und der surrealistische Western „El Topo". Beginn: 21 Uhr.**

R U M B L E   O N   T H E   B E A C H

Slade in Anführungszeichen oder Deutschland wie steht's?

Lord Ulli von den Lords spielte vor ein, zwei Jahren — wie alt mag er wohl sein — in gestreiften Nena-Hosen mit seiner Band im Bierdorf zu Köln. Abgesehen von zufälligen Gästen gab es nur wenige, die sich der Geschichte der Lords als deutsche Beat-Band der Sechziger erinnerten. Und die waren eigentlich nur an diesen suspekten Ort gekommen, um zu sehen „wie fädich (hochdtsch: fertig, abgetakelt) der Typ is". Gehört es zum Schicksal deutscher Rocktruppen, in Bierdörfern oder in schön-war-die-Zeit-Erinnerungen zu versanden?

Die Situation in Deutschland stellt sich doch zur Zeit alles auf einen einfachen Nenner gebracht — folgendermaßen dar: Neben Mega-Acts wie die Scorpions, Heimatland-Barden wie BAP, Lage oder Maahn, zuckersüßen Schlagerduos, Schwermetallern und New Wave-Feministinnen mit Hut gibt es die Neubauten und die Hosen und Tausende Sixties-, Psychedelia- und Psychobilly-Truppen treiben ihr Unwesen.

Und obwohl sich diese Auflistung des heimischen Spektrums recht vielfältig und agil anhört, jammern wir. Kein ernstzunehmender Act von internationaler Bedeutung; nur schrammelnde Kids, die englisch singen, wo die Engländer ja eh besser sind. Oder Phänomene, welche die Volksseele von Oggersheim oder Koblenz-Metternich zu streicheln.

Dazu ein Kommentar der **Suurbiers** aus Berlin, die mir neulich eine Büchse ihres selbstgebrauten Biers schickten. „entgegen allen deinen Unkenrufen war unsere Tour recht erfolgreich. Nicht wie Suzanne Vega, wo mehr als zwei Drittel von 130 auf der Gästeliste standen. Du siehst, Pub-Rock hat Zukunft." Oder das letzte Konzert der **Ärzte** im Kölner Luxor: Fünf- oder sechsmal waren sie jetzt schon hier. Im Februar 1986, wo alles verraten und verramscht scheint, spielen sie zum ersten Mal vor ausverkauftem Haus. Symptomatisch!

Oder Johnboy Walton von den Berliner **Waltons**, der auf der Durchreise zu seiner Freundin nach New York auf gar wunderliche Weise nachts um halb drei in einer rheinischen Kneipe stand, und sich kritisch aber korrekt über den Gartenzwerg-Zustand der „Szene" äußerte.

Viererbande am Biertisch

Mit Vieren, die auch von ausverkauften Clubs träumen, sitze ich an einem zünftigen, dem Thema angemessenen Ort, dem unverwüstlichen Brauhaus Päffgen in der Kölner Friesenstraße. **Rumble on the Beach** aus Bremen („einer is aus Bremen-Nord, das ist schon Ostfriesland") sind am Tage des dritten Eishockey-Play-Off-Spiels in die Stadt des deutschen Meisters gekommen, um ihre „Silly Billy"-Single vorzustellen. Seit einem knappen Jahr werkeln die Anfang-Zwanziger im Rockabilly-Umfeld, verbraten auf ihrer Single Princens' „Purple Rain" im Stomp-Rhythmus, wollen aber eigentlich „mit dem ganzen Einordnungskram nichts zu tun haben". „Wir haben halt auf der Rockabilly-Basis alles zusammengeschmissen, was die einzelnen Mitglieder so mitbrachten. Den einen kotzte die Sache mit den Brikettköppen (gemeint sind die Anhänger des sog. Psychobilly, siehe SPEX 2/86) schon lange an und dann kommt dann halt so was raus wie „Amsterdam", für mich wie Slade in Anführungsstrichen." Sie erzählen Geschichten von Wochenendgigs im Süddeutschen, „kommste Montagsfrüh erst zurück und dann direkt zum Job". (Zweimal Zivildienst, einmal Bund und eine Quasi-Lehre) und „Arsch aufreißen" und „ich würd' sterben, wenn ich nicht spielen könnte." Rock'n-Roll-Geschichten, Autobahnen, Pannen und Bier — wie so oft vor ihrer Zeit. Erfahrungen in Erlangen und Bad Hersfeld bestätigen den Pub-Rock-Aufruf der **Suurbiers**. „Raus aus Bremen, da spielen, wo dich keiner kennt. War bisher totale Sahne, die ham' uns nicht mehr von der Bühne gelassen." Ich gedenke der Anfangstage von ZK oder später der Hosen. Jeder Tropfen der Paletten Hansa Pils wird mit einem Tropfen Schweiß bezahlt. Goldgräbergeist, zieh hinaus zum Klondyke und find' dein Glück," oder wie Andy von den **Toten Hosen** neulich verlauten ließ: „Wir sind zwar immer noch nicht über den Berg, so finanziell und Existenzsicherung und so, aber wir hätten ja doch gemacht, was wir gemacht haben."

Unverantwortlich, solche Dschungelphilosophien vom Stapel zu lassen? Die Beispiele von blutigen Fingern und am Ende dann doch nichts erreicht sind unzählig; wenn am Ende das miese Schwein steht und sagt: „Ihr wart halt nicht gut genug, so ist das im Show-Business. Vor einem Ende im Bierdorf bewahrt dich niemand."

Rumble on the Beach stehen für viele ihrer Kollegen; mit ihrer Single und wie sie sich so gaben, hätten sie das Zeug weiterzukommen, vielleicht bei der Industrie zu landen, wie die Ärzte oder inzwischen die **Subtones.** „Nur konstante Form müßt ihr zeigen, Jungs," sagt Sepp Herberger.

Ralf Niemczyk

R I O   R E I S E R

Die Prinzen-Rolle

Schreckminuten in der Chefetage. Wie alle Jahre kommt der Tag, da Clara ihrem Steckenpferd frönt, die Redaktion weint, warum, warum. . . es muß aber sein: ich gehe und mache ein Interview mit Rio Reiser. Diesmal gibt es einen speziellen Anlaß, etwas zwingender, als die bloße Tatsache, daß Rio Reiser, der Langerfahrene, stets ein interessanter Gesprächspartner ist, der vieles klar, manches verschwommener sieht, an dem Niemand vorbeikommt und der doch nicht — wie Wolfgang Niedecken, Herbert Grönemeyer und Klaus Lange — zum Symposion über das Skandalthema „Deutsche Texte" geladen wird. In der Tat, sie tagen wenige Meter weiter und Rio kann nicht recht traurig sein, daß man ihn nicht dabeihaben wollte: man *spricht* über ihn, was in jedem Fall vorzuziehen ist (man spricht allerdings auch über *Marius Müller-Westernhagen*, nun, der Mann hat seine Qualitäten, vom Namen ganz zu schweigen. . .)

Was ist nun passiert? Rio Reiser, Ex-Sänger der nun aufgelösten *Scherben* wechselte unter mysterösen Umständen von WEA zu CBS und zwar unter Mitnahme älteren Songmaterials, daß Gerüchteweise vor dem Scherben-Ende nicht soviel Zuspruch fand. Gleichzeitig gelang der CBS ein für die Verhältnisse dieses gebeutelten Kämpfers gigantischer Promotionsaufwand, der gar schön regelmäßige Radiopräsenz des Rio zur Folge hat. Er kam sogar ins Fernsehen, ein wackerer Sprung mitten in die eigentlich zu vernachlässigende, aber anscheinend erfolgreiche Sendung Extratour, wo er dann auch — im Prinzen-Jäckchen und u.a. vom auch brokatgewandeten Mufti begleitet wurde. Das junge Programm lief eigentlich unbeachtet nebenan, aber jene charakteristische berlin-fresenhagener Stimme — ihr unerklärlicher Wohlklang — drang sofort zu mir durch, und ich freute mich an der Tatsache: sieh an, der Gute ist im Fernsehen. Dann, viele Wochen später, geschieht etwas umstürzlerisches. Diederichsen sagt: „Ich finde die Single ja übrigens sehr gut!" „*Alles Lüge*", von Alf zugunsten der neuen Ozzy Osborne-Auskupplung diesmal unterschlagen, „ist eine Rio-Aneinanderreihung gefährlicher Alltagspoesie, was sind Lügen in 34 Beispielen und die immer bestürzende Frage, was denn nun wahr, nun wichtig sei, ein genauer Beweis dafür, daß man doch einen Rio braucht, weil NIEMAND, keine deutschsprechende Person, außer ihm eben, solche Texte singen kann. Niemand. Die Musik zu diesen traurigen Fragen ist höchst einfach, frisch und rein — nicht belastet mit dem vielfältigen Kollektivballast, die manchmal spätere Scherbenwerke trübte, mehr orgelnd, mit einem Hauch von Hymne. Auf der LP findet man mehr Stücke, mehrabgrundgefährliche Alltagspoesie, hohe Traurigkeit und stolzes Sentiment — und, ja, vielleicht auch ein, zwei kleine Abstürze in die schlechte Welt des engagieren Rock. Man muß Rio Reiser aber in jedem Fall lieben, z.B. weil er sehr viel Liebe *braucht*. Nicht nur, weil er *sehr alt* ist, weil er viel erlebt hat und sich „eigentlich jetzt gar nicht so richtig darüber freuen" kann, darüber, daß nun doch mal etwas glückt. Sondern weil der Mann, wie ich nun seit Jahren predige, eine wunderbar junge, oder sagen wir lieber *zeitlose* Seele sein eigen nennt, in der zutiefst rockistische Elemente nisten, alte, ururalte Ideen neben der Sehnsucht nach dem Neuen wohnen, oft besucht von den vielen Worten, den mannigfaltigen kleinen Vergleichen, (die er sich doch nie verkneifen kann) eine rätselhafte Vorurteilslosigkeit und eine Liebe zum Leichten zusammenfinden. Also, der Mann ringt um das richtige Wort und wenn er es auch nicht immer sagen kann, so doch *fast* immer singen. Und eins wollen wir nicht vergessen, die wir den Humpe-Schwestern oder Thomas Fehlmann immer ein Ohr öffnen: „Mich gibt es schließlich solange, und wieviele Leute durch mich beeinflußt worden sind, läßt sich wohl kaum ableugnen — wenn nun meine Platte jemandem nicht gefällt, bitte, wenn mich aber jemand völlig ignoriert, wäre ich beleidigt. Und ich glaube, ich hätte auch ein Recht dazu."

Clara Drechler



K.U.K.L. F: P. Gall

K U K L
Das isländische Punk-Gewitter

KUKL stammen aus Island. Eine gute Adresse. Sie bezeichnen sich selbst als Punkband. Und das ist wohl auch der zutreffende Begriff. Wobei man jetzt nicht an die eingefahrenen 1-2-3-4-Hard-Core-Klischees denken darf. Sondern sich an den ursprünglichen Punk-Gedanken zurückerinnern muß. Energie, Lärm, das spielen, was man will. So ist es dann auch völlig zwecklos, die Musik von KUKL mit irgendwem zu vergleichen oder Vorbilder zu suchen. KUKL sind KUKL, spielen lärmigen Punk ohne Rücksicht auf musikalische Stilgesetze. Und laut muß es sein.

Das war es auch an diesem Donnerstagabend im Hamburger KIR. Es hatte sich eine überraschend zahlreiche Zuhörerschaft eingefunden, allerdings fehlte ein Großteil der bei solchen Konzerten meist anwesenden Funk- und Presse-Prominenz. KUKL besteht aus 5 männlichen Geschöpfen und einer Sängerin, die gelegentlich noch Flöte spielt. Zur Not sogar auf 2 Flöten gleichzeitig. Bjork ist ihr schöner Name. Neben ihr gestaltet Einar Orn den Gesang. Und dieser Einar ist schon eine höchst bemerkenswerte Person. Sein Gemutszustand erscheint reichlich labil. Anfangs war es eine kleine Flasche Mineralwasser. Brutal, aber gekonnt öffnete er sie mit den Zähnen, trank einen winzigen Schluck und überschüttete das Publikum mit dem Rest (fast erinnerte diese Szene an den Piloten mit der Cola aus Spielbergs „1941"). Die Flasche landete anschließend mit ziemlicher Wucht in einer Bühnenecke. Beim nächsten Song, dem vierten, nahm Einars Gesicht einen ziemlich verzweifelten Ausdruck an. Es flossen Tränen. Ein Teil des Publikums fühlte sich provoziert. Und einer streckte seinen erhobenen Mittelfinger dem Sänger entgegen. Was diesen veranlaßte, die Bühne im Hechtsprung zu verlassen und seine Faust gezielt auf die Lippe des Fingerreckers zu stoßen. Nach den Tränen des Sängers, floß jetzt ein wenig Blut des Publikums.

Zurück auf der Bühne wurde Einar durch Nettigkeiten und Liebkosungen von Bjork wieder ruhiger. Widmete sich wieder dem Gesang und der Trompete. Unterdessen war im Publikum eine ungeheure Spannung spürbar. Keinesfalls Aggressivität, es war einfach nur die Ungewißheit darüber, was als nächstes passieren würde. Man folgte dem Geschehen auf der Bühne, die Umgebung wurde unwichtig.

Einar hielt noch eine kurze Ansprache in deutsch (!), wobei er sein Opfer beschimpfte. KUKL ließen sich nicht beleidigen. Man solle entweder zuhören oder rausgehen.

Der weitere Konzertverlauf wies dann keine Zwischenfälle mehr auf. Einar lebte seinen Streifzug durch alle menschlichen Gefühlswelten auf der Bühne aus.

Nach 70 Minuten war das Konzert dann beendet, eine Zugabe wurde nicht geboten, obwohl minutenlang vom Publikum gefordert. Immerhin kam Sigtryggur, der Schlagzeuger, nochmals auf die Bühne. Er bedankte sich und erklärte, daß sie leider nicht mehr spielen könnten.

Einen Tag später spielten sie dann aber doch noch einmal. Im Rahmen der Open Night des Kir traten sie ein 2. Mal auf. Doch Sensationen lassen sich nicht vorprogrammieren und schon gar nicht wiederholen. Hinzu kam die völlig andere Zusammensetzung des Publikums. Ein Großteil kam eben mit der üblichen Freitags-Open-Night-Einstellung: mal kucken, wie die Band so is', wenn sie schlecht sind, können wir ja wieder gehen.

So spielten KUKL dann auch nur 35 Minuten. Gut zwar, aber die Stimmung und Spannung kam nicht auf. Und wer sie nur am Freitag gesehen hat, wird KUKL für höchst durchschnittlich halten und den Namen vielleicht schon längst vergessen haben. Doch wir, die das Donnerstagskonzert erlebt haben, werden uns wohl noch Silvester mit glänzenden Augen an diesen Abend erinnern.

Herfried Henke

AL GREEN/TRAMAINE HAWKINS
Apollo, New York

Man hat sich sehr viel Mühe gegeben, das für die Entwicklung der schwarzen Musik so wichtige und legendäre Apollo-Theatre wieder in Stand zu setzen. Für Harlem bedeutet die Wiedereröffnung des rund 1300 Leute fassenden kulturellen Zentrums den Beginn einer „Aufwertung". Völliger Quatsch ist es, von einer blendenden Harlem-Renaissance zu reden. Davon kann (noch) nicht die Rede sein, bei Nacht ist die rote Leuchtschrift des Apollo in Harlems 125. Straße noch immer einsames Zeugnis für (kulturelles) Nachtleben. Drinnen gibt es Platzanweiser in einer Art Livree und eine schwarze Mittelschichtseleganz beim Publikum — zumal für ein Al Green-Konzert. Ein Gospel-Publikum mit großem Anteil an Leuten mittleren Alters. Ich habe noch nie innerhalb von zwei Stunden so viele Sätze mit dem Wort „Jesus" enden gehört. Al Green übernimmt in dieser Beziehung nahtlos von der das Vorprogramm bestreitenden Tramaine Hawkins, die seit Jahren geschickt Gospel in zeitgenössischen Funk/Disco einbringt und mit „The search is over" eine ausgezeichnete neue LP vorlegte. Hits wie „Fall Down" führt sie mit Kurzreden à la „It came over me . . . Jesus" etc. ein, rundherum im Publikum von „Ah, yes!". „Yeah, baby, JESUS!" quittiert. So geht das den ganzen Abend. Dabei ist die Frau mit einer umfangreichen, gewaltigen Stimme gesegnet, man vergißt manchmal ganz, daß sie diese nur dem Lord gewidmet hat. Nicht zu überhören ist leider, daß der Reverend Green nur noch für den Herrn singt. Er sieht blendend aus im weißen Anzug. Er verteilt Rosen, die junge schwarze Frau neben mir stöhnt. Ist er betrunken? Er verhackstückt fast jeden Song mit Geschwätz: „Wenn es niemand mehr tun kann, dann der Lord . . .", „Häuser, Autos, Grammyawards können dich nicht glücklich machen, wenn du nicht . . ." Es dauert unendlich, bis er sich entschließen kann, einen ganzen Song ohne Unterbrechung zu singen („Power" von der letzten LP), seine ganze Vokal-Kunst zu demonstrieren. Und schon ist er wieder am Schwätzen und Rosen- und Jakken-Verteilen, alles in the holy name of Jesus. Statt selbst zu singen, läßt er den Saal „Amazing Grace" summen und kommandiert mit bissigem Gesichtsausdruck, der — er hat plötzlich an Jesus gedacht — sofort wieder in ein Lächeln übergeht, seine Band herum. „Take Me To The Water" statt „Take Me To The River". Und ein unverschämt kurzer Set, den er dazu noch an einem Punkt abbricht, wo es richtig loszugehen scheint . . . Mitgehörter Kommentar aus dem Publikum: „It wos goood, bot 'e didn let it 'appen."

Hans Keller

P.S.: Das war der Freitag. Der Gerechtigkeit halber sei angeführt: Vertrauenswürdige Bekannte berichteten, der *Samstag* sei fantastisch gewesen. (Vielleicht durch die unmittelbare Nähe zum „Tag des Herrn" und Vorfreude auf die Sonntagsmesse.)



F: P. Boettcher

SADE: Die Wahrheit am Tresen. Sie: „Sind ja total unterschiedliche Leut ehier. — Find' ich gut." Er: „Weiß du, was meine Mutter gesagt hat. Sie wär' auch gern mitgekommen." Lautsprecher: „Meine Damen und Herren, aus gegebenem Anlaß müssen wir Sie noch einmal darauf hinweisen, daß in der Halle nicht geraucht werden darf."

Richard Manuel †

Neulich saßen Mayo und ich vor'm Fernseher und sahen uns auf Video noch mal „The Last Waltz" an. Was für eine Band war The Band! Die Violent Femmes der ersten Hälfte der 70er! Damals waren sie die beste Band der Welt! Besser als Little Feat, besser als Steely Dan, besser als Grateful Dead, besser als The Byrds, besser als Roxy Music, besser als The Spiders From Mars! Jedenfalls auf ihren ersten vier LPs, deren vierte und vielleicht beste als einzige zur Zeit vergriffen ist und vielleicht wegen des traurigen Anlasses aus dem ich diese Zeilen schreibe, von der EMI wiederveröffentlicht werden könnte (ein Exemplar von „Cahoots" bitte an mich!): Richard Manuel ist tot.

Die „Bild"-Zeitung spricht von Selbstmord, denkbar ist bei ihm alles. Als wir „The Last Waltz" sahen, fragten wir uns, was aus den einzelnen Band-Mitgliedern geworden ist: Robbie Robertson gehört zum Scorsese-Clan, macht Filmmusik, schauspielert, produziert Filme in denen er und Levon Helm auftreten und hat neuerdings einen hochdotierten Vertrag mit Geffen-Records. Levon Helm war der Hauptdarsteller von „Coalminer's Daughter", hat eine Band und eine Solo-LP und zeigt sich oft vor der Kamera, Rick Danko spielt ebenfalls mit einer eigenen Band landauf landab, hat eine Solo-LP (mindestens) aufgenommen und ist gefragter Session-Mucker. Garth Hudson ist ganz gelegentlich auf irgendwelchen Session-Credits zu finden, u.a. bei Van Morrsion. Nur von Richard Manuel war außer bei der verunglückten Band-Reunion ohne Robertson (vor zwei Jahren) nichts zu hören. Er war es, der bei den backstage gefilmten Szenen des „Last Waltz" ausschließlich knarzige Seit-25-Jahren-On-The-Road-Witze riß und des öfteren ins Unzusammenhängende verfiel, drogengeschädigt. Am Anfang der Band-Karriere war er einer der tragenden Figuren des Konzepts und neben Robbie Robertson Hauptsongwriter. Auf „Music From Big Pink" stammen die einzigartig-zerbrechlichen Wimmerballaden „Lonesome Suzie", „In A Station" und „We Can Talk", dazu die Musik zu Dylans „Tears Of Rage" von ihm, lauter extrem traurige, resignierte, musikalisch hocheigensinnige Blues-Nummern (ohne Blues-Schema) und durch Manuels wimmernd-flehende Stimme Monumente einer besonderen Eigenartigkeit der Gruppe, die später in den Hintergrund gedrängt wurde. Auch ich halte Robbie Robertsons Solo in der Live-Version von „Unfaithful Servant" für die schönste Kombination von Tönen, die je auf einer Gitarre gespielt wurden, aber mit Manuels sinkenden Einfluß, verschwand das schräge Element der Band The Band.

Man denkt jetzt an die Geschichte, die Robbie Robertson in dem Film von dem sterbenden Sonny Boy Williamson erzählt oder an Clint Eastwoods Ende im „Honky Tonk Man" — klar: solche Schicksale lassen sich immer als letzlich doch sinnvolle, tragische Bekenntnisse zum romantisch-eigensinnigen Verfall erzählen. Die Wahrheit dürfte eher die Orgel in „Tears Of Rage" sagen und der verzweifelte Reim auf „Tears of rage, tears of brief": Life is brief.

Diedrich Diederichsen



Alan Vega F: M. Kellermann

D O T H E V E G A

Eigentlich konnte ich Alan Vega ja noch nicht so richtig leiden, obwohl 'ne Menge Leute meinten, ihm würde die Sonne aus dem Arsch scheinen. Sicherlicht rannte ich in den Siebzigern los & kaufte mir die 1. SUICIDE-Platte, aber ein halbes Jahr später hatte ich sie schon wieder verkauft. Ich mag halt keine Unsänger, die nerven, deshalb kann ich auch mit den SMITHS nichts anfangen & laß mir von THE FALL keine Begeisterungsstürme entlocken.

Klar, SUICIDE waren schon sowas wie eine Kultgruppe (Elvis Presley trifft Giorgio Moroder) & mit ALAN VEGA kann man einen Überlebenden der 76er New Yorker CBGB's Szene bestaunen. Schon damals war er kein Frischling mehr & Überbleibsel aus den 4 Jahre früheren, degenerierten Drag-Glam Untergrund, heute wirkt ALAN VEGA einfach alt & verbraucht, trotz jugendlichem Kraushaar, Kopftuch & schmuddeliger Billig-Lederjacke. New York bespuckt seine Kinder & spuckt sie Europa ins Gesicht, übrig bleiben die Psychopathen. ALAN VEGA sieht aus wie ein homosexueller Drogenfresser, also ganz wie der sympathische, junge Mann, den sich jede Mami als Schwiegersohn wünscht, der Stoff, aus dem Legenden gemacht werden.

& das sogenannte Insider-Publikum zeigt wiedermal, daß es keinen Deut besser als die Breite Masse ist, die einen haben KLAUS LAGE, die anderen ALAN VEGA, je kaputter desto besser!

Die Kids verehren ihn, für sie ist er Jesus, der aus seiner Fliegenden Untertasse herabgestiegen ist, um auf einer dreckigen Vorstadt-Bühne den Blues ins Mikrofon zu nuscheln.

Unterstützt wird er dabei von einer Drum Machine (ich hasse diese Dinger) & 2 gesichtslosen, eingeschüchterten Pub-Musikern. Während das Gerät gnadenlos den Rhytmus runterprügelt, haut eine heavy 70's Punk Gitarre rein, daß dir die Ohren klingeln.

Very monoton, nur unterbrochen von gelegentlichen, zaghaften, ekligen Gitarren-Solo-Ansätzen, die glücklicherweise durch einen strafenden Blick des Meisters schon im Keim erstickt werdne, sehr zum Bedauern fanatisierter Hippies, die sich schon ihre Phantomgitarren umgeschnallt haben.

Wie 2 hypnotisierte Kaninchen verfolgen die Musiker, wie ihr Herr & Brötchengeber die drallen Hüften kreisen läßt & den sterbenden Schwan tanzt. ALAN VEGA wäre gern ELVIS PRESLEY, aber es reicht nicht mal zum PAT BOONE, er ist der Verlierer, der Erfolg hat. Das ist Entertainement: Nur die Amerikaner können das, sich in der Öffentlichkeit so richtig lächerlich zu machen & damit auch noch Geld zu verdienen. & ALAN VEGA weiß das — er ist ein kleiner, schlauer Hurensohn, der den Leuten genau das gibt, was sie haben wollen. & deshalb merkt auch keiner, daß ALAN VEGA eigentlich last year's thing ist. & ALAN VEGA sitzt wieder in seiner vergammelten Appartmentwohnung, das kleinste Licht von ganz New York ruht sich auf seinen Lorbeeren aus & freut sich schon auf seinen nächsten Europa-Trip!

Fred Hüttig

L I V E I M 1 0 0 C L U B

Cat Talk Meet The Grasshoppers

Geh die Stufen zur **history** hinunter — der **100 Club**(!). In den 60's schon Wiege des Trad Jazz & Rhythm'n'Blues, 76 Wegbereiter einer gerade aufblühenden Punk-Szene.

Der 100 Club — ein langgezogener Keller im Herzen London's, ein paar Schritte vom Virgin Megastore entfernt, auch heute noch findiger Auftrittsort für originelle, frische, junge Bands wie z.B. **Cat Talk.** Wenigstens frisch und jung sind sie, orignell weniger, eher 50's Standards-Toughabilly. Die leidige Sache mit englischen Neobilly-Combos ist, daß die Jungs alle das **Gene Vincent & the Blue Caps**-Syndrom haben: die hysterischen Galloping Cliff Gallup-Schrill-Gitarre und der frenetische Slap Bass, ein Effekt, der sich auf die Dauer abnutzt. **Cat Talk** sind etwas abwechslungsreicher, spielen immerhin auch mal R & B-Kult-Klassiker wie „I smell a rat" von **Young Jessie** oder **Tommy Sands**' Highschool-Crooner „The Worrying Kind". Live sind sie nah an der Grenze zum Psychobilly. Der Gitarrist sieht so aus wie man sich einen britischen Dole queue-Ted vorstellt: Over-the-top-Tolle, schwammig, tätowierte Arme, der Sänger möchte wohl gern der indische **Johnny Carroll** sein und macht abfällige Bemerkungen über die Vorgruppe.

Jene waren wohl die interessanteren — der Name: **Buddy Curtess & The Grasshoppers,** 8 oder 9 Knaben im schicken Outfit (die Instrumentenhalter in einheitlichen, tiefblauen Anzügen, die 4(!) Sänger-Front in pupurrot). Wer jetzt allerdings das (längst fällige) Doo Wop-Revival erwartete, sah sich getäuscht.

Die **Grasshoppers** bauen ihre Vocal Group Harmonies auf frühen 60's Soul/Beat, so irgendwo zwischen **The Equals, Spencer Davis Group, Georgie Fame & The Blue Flames!** Typisch englisch eben, obwohl sie ihre Wurzeln wohl eher bei den **Four Tops** sehen, aber wer kann seine Herkunft schon verleugnen. Optisch sind die **Grasshoppers** logisch ein besonderer Genuß — die Sänger bewegen sich mit choreographischen Tanzschritten, die aber immer sehr locker aussehen und erfüllen damit eine Vorliebe der englischen Kids nach kurzhaarigen, identisch gekleideten, groovenden Groß-Bands à la frühe **Madness.**

Die Grasshoppers haben hier auch sicherlich ihren Spaß, obwohl das Ted-Publikum sie nicht gerade liebt. Sie sind eine reine Club-Band: spielen überall und ständig und haben immer noch keine Zeit gefunden, eine Platte aufzunehmen. Zugabe gaben sie dann doch keine und das letzte Lied war ganz klar an das Ignoranteabilly-Volk gerichtet — „Gimme gimme some a-lovin'"!

10 Minuten

Österreich

Ziemlich hektisch beginnt hier in Österreich der Frühling. Nicht nur eine Menge Konzerte, sondern auch diverse Cassettenveröffentlichungen stehen ins Haus. Zunächst wären da die **Nerven** aus Wien, die Gruppe des Ex-Vogue-Gitarristen **Frisbee.** In ihre Musik bauen sie Gesangsfetzen einer türkischen Sängerin, knöcherne Minimalismus à la „Blurt", Lesungen von William S. Burroughs und johlende Countryklischees während einer Mißwahl ein. Das ganze wird ziemlich hektisch kombiniert, wiederholt und von Frisbees Pop-Gitarrensound untermalt — manisch Psychedelia, wie sie es selbst bezeichnen. Am 22.5. ist eine „Konzept-Art-Performance" im **„Wuk"** vorgesehen. Wenn alles klappt, tritt dort auch eine Bauchtänzerin zur Musik der Nerven auf, welche Sensoren an den Füßen trägt, um bei jeder Berührung mit dem Boden einen anderen Ton hervorzurufen.

Aus einer ähnlichen musikalischen Experimentalecke kommen **„Asteron"** (die auch als Vorgruppe von „The Men They Couldn't Hang" zu sehen waren), **„The Thorns"** und **„Pas Partout"**, welche am 13. 4. im „Theater am Petersplatz" eine Vorstellung geben werden. An diesem Tag wird auch ein Tape mit eben genannten Gruppen veröffentlicht. Weiteres werden **„The Friends You've Lost For Love"** und **„Viele Bunte Autos"** Songs für das Tape beisteuern.

Letztgenanntere Gruppe setzt sich ja aus Leuten des Wiener Lokals „Blue Box" zusammen, in dem auch Niki Lists neuer Film **„Müllers Büro"** spielt. Niki List, der durch „Malaria" bekannt wurde, hat hier einen Streifen produziert, der zwar ziemlich dämlich ist, über den man aber trotzdem lachen muß. Auch die vielen Gesangseinlagen werden mit einer derartigen Peinlichkeit vorgetragen, daß es schon wieder lustig ist. Nichts trübsinnig-besinnliches, sondern eher etwas zum Anschauen und Lachen. Die Schauspieler — wie z. B. Vitasek —, bekannt und geliebt aus „Malaria", trugen sicher ihren Teil dazu bei.

Beim **„Bum Bum Fest"** im neu-renovierten Wiener „Amerlinghaus" gab es wieder einmal nach langer Zeit einen Auftritt der **„Dead Nittels"**, Punk-Band, die nach Veröffentlichung ihrer EP von der Staatspolizei auf Grund diverser Textinhalte gesucht wurde, zu sehen. Wie immer brachten sie schnelle Punknummern und eine recht eigenwillige Interpretation des alten Wienerliedes „Aner hot immer das Bummerl". Auch der **„Wilde Pinguin"** tobte sich bei diesem Fest mal wieder live aus — hoffentlich werden die Konzerte im „Amerlinghaus" (oder auch „Friß oder Stirb") zu einer fixen Einrichtung!

Auch Wiener Neustadt bekommt jetzt endlich einen Veranstaltungsort für Konzerte von Independent-Gruppen. Interessierte bitte bei Andreas Binder, Raugasse 49/6/4, 2700 Wr. Neustadt, melden!

Auch **„Freak Weber & die Sackratten"** geben andauernd Konzerte in Wien und Umgebung. Die Gruppe wird wirklich immer besser, man sollte sich von ihrem blöden Namen nicht irritieren lassen, sondern einmal einen ihrer Gigs besuchen!

Im Wiener „Breitenseer Kino" werden ab jetzt auch jeden Samstag Musikgruppen — vor der Leinwand — zu sehen sein. Ein guter Start dieses Kino-Konzerthauses wurde mit **„Ronnie Urini & the Last Poets"** gemacht. Weiter so!

Und zum Schluß noch ein Gerücht: **„Chuzpe"**, die mit ihrer LP „1000 Takte Tanz" eine Zeit lang das österreichische Musikgeschehen belebt hatte, wollen sich reunieren. Mit der Frage, ob Robert, ihre Frontmann auch dann wieder seine Rickenbacker-Gitarre, die er einst von den „Chords" gekauft hatte, zum Einsatz bringen wird, verabschiede ich mich für heute, fein sein, beinander bleiben,

M. Breiner, Laudong. 51/9, 1080 Wien

Bo Diddley's Überlebens-fahrplan

Alkohol / Drogen

Trink nur Grand Marnier, und das, um an Orten, wo viel Rauch ist, die Kehle vorm Austrocknen zu schützen. Und was Drogen angeht: ein großes NEIN!

Essen

Iß jederzeit, alles was Du in die Finger kriegen kannst. Und ich meine, was ich sage!

Gesundheit

Wann immer du beginnst dich seltsam zu fühlen, nimm Bayer Aspirin. Ich finde es unerträglich, die ganze andere Scheiße zu nehmen.

Verteidigung

Ich kann nicht rumlaufen und Leuten mit meinen Händen eine runterhauen, sonst würde ich Pleite gehen.

Also mache ich Karate und trete beim Kampf. Natürlich habe ich massenweise Pistolen, eine richtig große. Aber Pistolen sind was für Leute, die dich aus deinem Haus vertreiben wollen, nicht für einen Typ, der dir auf die Nerven geht. Ich war zweieinhalb Jahre Sheriff unten in New Mexico, also hab ich gelernt, sie nicht gleich zu ziehen.

Kühe

Wenn sie spielen wollen und du sie nicht als Schoßtier haben willst und sie nicht essen

Bo Diddley F: W. Bural



F.: W. Burat

Isi und Braut.
Statt Blumen ein paar Lebenstips.

kannst — sieh zu, daß du sie loswirst.

Frauen
Wenn du dich mit einem Mädchen treffen willst, versuch so gut zu riechen wie möglich. Ein Mädchen mag es nicht, wenn man sich vor ihr aufbaut und riecht wie ein Ziegenbock. Zweitens, du redest keinen Blödsinn wie: „Kennen wir zwei uns nicht?" Das erste was du sie fragst ist: „Bist du alleine?" Wenn sie sagt, daß sie mit ihrem Freund da ist, findest du raus, ob der Typ so groß ist wie du. Wenn du kein Geld hast, riech einfach richtig. Und um Himmels Willen, zerr nicht an ihr rum oder hau ihr eine runter. Du schlägst keine Frauen! Wenn du dich daran hälst, kann nichts schiefgehen.

Hören
Häng einfach nicht deine Ohren in die Boxen.

Geld
Nimm immer einen Anwalt mit, und bestell dann einen Anwalt, der dem Anwalt auf die Finger sieht.

(Ethan Klingsberg aus Spin)

C A S S E T T E N

Brötchenbacken!

„Kultur ist nicht die Sahne auf dem Kuchen, sondern die Hefe im Teig." (Hans Meier, Bayer. Kultusminister)
Na bitte!! Jetzt merkt sogar konservatives Regiment, was wir schon immer wußten: Unerschrocken müht sich der Hefepilz; unsichtbar auf den ersten Blick, aber flächendeckend. Auch wenn zumeist (noch) kleine Brötchen gebacken werden, man findet sie immer wieder. Die Rosine im Kuchen: Einen tollen Einstieg mit ihrem ersten Tape schaffen die **Parchment Prayer** aus Leverkusen. Ungemein kraftvolle, aggressive Vorwärtsmusik Marke „Düstermann". Rotziger Gesang und rauhe Gitarren bieten so ziemlich das Beste, was man von einer deutschen Band dieser Richtung erwarten darf. Und wenn PP auf der Bühne so fanatischene Mystiker sind, wie die Live-Beigabe **„Black Mess"** verspricht, kann sich der Konzertgänger hierzulande noch auf einiges gefaßt machen. Bei: C. Wohlfahrt, G.-Freytag-Str. 7, 5090 Leverkusen 1.
Cassette goes **Trevor Horn.** Dies mag das Trio **Dub City** gedacht haben, als es seine „Shockwaves" produzierte. Das mit Riesenaufwand inszenierte Soundspektakel wartet nicht nur mit einem Superklang, sondern auch mit zwei echten Hits auf. „Foxhunt", eigenwillig arrangiert und elegant gesungen, jagt der von **Heaven 17** gelegten Computerpopfährte hinterher. „Shockwaves" dagegen zielt eher auf den seit kurzem von den **Neubauten** belegten Samplesektor Marke Eisenrohr. Unverständlich bleiben die peinlichen **Shak-At(t)a(c)ken** auf der B-Seite, die den Gesamteindruck wieder etwas trüben. Zu kriegen bei F. Halle, A.d. Schleifmühle 77, 28 Bremen 1. Soundfetischisten Teil II. Ein Spielchen besonderer Art haben sich **CCCP Voices** ausgedacht. Während ihre „Vorbilder" **Moskwa TV** feiste Discomucke produzieren, zerstückeln derweil die Fans nachts deren tumbe Tanztitel aufs Gründlichste, mischen sie mit derben Mafia-Dubs, den Tonbandstimmen von Kennedy und Hitler und nennen das Produkt schlicht „Kreml-Crash". Die Rückseite „Fortschritt" vermeidet schließlich die letzten Orientierungspunkte. Geniale Geräusche, Stimmen aus dem Off, gemeine Frequenzattacken gegen die kopfhörerbedeckten Ohren — gründliche Abrechnung mit Gewohntem und Gewöhnlichem, von IQ, Im Saal 38, 2810 Verden/Walle. Musik fürs Herz. Auf „This is the world" entpuppt sich **Billy The Kid** (Abbelgang 3, 2000 Norderstedt) als begnadeter Songschreiber, der es leider nicht schafft, sein Popzuckerl technisch angemessen umzusetzen. Ohne Frage jedoch ist **Billy** eines der wenigen Poptalente in diesem Lande.
Cassettenarchäologie. Für Vergangenheitsforscher und Tapenneulinge hat **Jar** (Beerenstr. 24, 1 Berlin 37) seine Serie „Collage 1—5" zusammengestellt. Auf 5 C60-Cassetten unternimmt der Berliner einen Streifzug durch den internationalen Tapeunderground der letzten 5 Jahre. **Jar** beweist Geschmack, ordnet verschiedene Collage-Ausgaben verschiedenen Stilarten zu und legt ein Mammutwerk vor, das neben CrO2-Legenden wie den **Cleaners** auch völlig unbekannten Bands einen gleichberechtigten Platz einräumt. Eine wichtige Compilation!
Frisch geduscht. Nun lohnt es sich endlich, auch im Badezimmer ein Tapedeck zu installieren. Denn die **Dauerfrisch Duo**-Cassette mit ihrem dezent geblümten WCrosa Cover paßt ausgezeichnet ins „Alibert"-Schränkchen, zwischen frischem Frühling und OB. Die A-Seite ein allmorgendlicher Muntermacher mit fröhlichem Beatnik-Geplänkel, Seite B allabendlich angenehm einschläfernd durch akustische Hip-Gitarren. Auch als Deo-Roller bei A. Abshagen, Bergäcker 48, 7061 Lichtenwald.
Preisausschreiben. Wer mögen wohl die großen Vorbilder der **Schlaffen Affen** sein?? Sie sind schnell, laut, besoffen, dekadent und trugen im vergangenen Sommer lauter bunte Hawaii-Klamotten. Unter allen richtigen Einsendungen verlost G. Falkenstein die original **Schlaffen Affen**-Cassette. Noch ein Tip: Man munkelt, daß demnächst die **Schlaffen Affen** live mit dem **wahren Freddy Quinn** aufzutreten beabsichtigen!! (Dementierungen bei G. Schander, Tegelbusch 20, 2902 Rastede 1). *G. Falkenstein*
Achtung! Vom Rhein an die Elbe. Gero Falkenstein ist umgezogen. Neue Adresse:
Gero Falkenstein, Kaemmereruter 12, 2000 Hamburg 60, Tel. 040/2799822.

Die wichtigsten Neuerscheinungen
(the best of the rest):
mystery plane, Grindelhof 9, 2 Hamburg 13
the chamber, Charlottenstr. 17, 56 Wuppertal 1
spalanzanis töchter, Erkrather Str. 109, 4 Düsseldorf
tremor sense: „live", **peter apel combo, blue anger,** IQ-Vertrieb, Im Saal 38, 2810 Verden/Walle
return of cpt. ahab & surfin dead, Bebelstr. 38, 48 Bielefeld
genius or lunatic, Bornemannstr. 4, 1 Berlin 65
cricket upstairs, Hansestr. 52, 5 Köln 60
berlincassette 1/86, JAR, Beerenstr. 24, 1 Berlin 37
Set Fatale, Poison Dwarfs, Independance, Heilbronner Weg 10, 28 Bremen 1

G O L D E N   P A L O M I N O S



Ritz/New York — Anton Fier Foto: Wolfgang Wesener

SYD STRAW ENTBLÄTTERT SICH. Aus dem Psychedelia-Großstadt-Cowgirl mit den Zöpfen, der ausgesucht häßlichen Brille und versteckt geilem Blaustrumpf/Heilsarmee-Touch wird sozusagen von Song zu Song eine andere Frau. Der Ledermantel fällt, sie schlüpft aus dem karierten Holzfällerhemd zugunsten eines schwarzen Rockes, und schließlich öffnen sich auch die Zöpfe. Dazu eine kräftige, etwas metallische Folk-Stimme, die leicht linkischen Bewegungen.

Anton Fier, Schlagzeuger und Gründer der Palominos: »Ich sah sie vor ein paar Jahren als Sängerin mit Van Dyke Parks. Als ich nun die ersten zwei Songs mit Michael Stipe aufnahm, stellte Roger Trilling sie mir vor, und ich mochte sie gleich. Sie sang ein paar Background-Vocals für Stipe, schrieb Texte für Jack Bruce und brachte schließlich ihre eigenen Sachen ein. In der Live-Show ist sie nun eine der Hauptattraktionen.« Tatsächlich. Und, ehrlich gesagt, ich hätte schon wesentlich früher ein ziemlich spannungsloses Konzept verlassen, wäre nicht diese seltsam faszinierende Frau gewesen, die das Ganze optisch zu etwas Besonderem macht und zu einem guten Teil für die an sich durchaus originelle Identität dieses zweiten Palominos-Anlaufes verantwortlich ist. Originell und gut wenigstens auf der LP *„Visions Of Excess"*. Es soll nicht überheblich klingen, aber wenn man die frühen Fairport Convention, Jefferson Airplane, Led Zeppelin in der Phase der 3. und 4. LP oder sogar etwa Crazy Horse in ihren besten Zeiten erlebt hat, muß es sich eine gehypte Band von Profis, die trotz aller Eigenheiten irgendwie nach allem obigen klingt, gefallen lassen, verglichen zu werden. Um dabei ziemlich flach herauszukommen. Manchmal guckt man sich um und betrachtet dieses junge und steife Publikum. Was ist hier eigentlich los resp. nicht los? Ich begreife die Faszination durchaus, die von der Spät-Sechziger/Früh-Siebziger-Musik auf 25- bis 30jährige ausgeht. Und das Verlangen, Erfahrungen, die man fast unbewußt als Kind machte, irgendwann später zurückzuzaubern, ist vor allem in einer so öden Zeit wie heute durchaus verständlich. Aber genau das, was Fier mit der neuen Ausrichtung der Palominos wollte, nämlich die Kraft der Spät-Sechziger-Musik in die Achtziger zu tragen, ist ihm zwar mit der Platte gelungen, live bleibt aber alles recht trokken und spannungslos.

Kern des neuen Konzeptes war Moby Grapes „Omaha" gewesen. »Das nahm ich bereits vor anderthalb Jahren auf. Als ich Kind war, etwa zehn Jahre alt, hörte ich 'Omaha', und es hat meine Auffassung von Musik geprägt, nie zuvor hatte ich so etwas Energiegeladenes gehört. Ich weiß, man sagt, die Platte sei nostalgisch, aber man muß auch sehen, daß zwischen 66 und 71 eine Kraft in der Musik war, die später verlorenging. Ich glaube aber nicht, daß *'Visions'* eine Nostalgie-Platte ist, und es hat nichts mit dieser ganzen Neo-Psychedelia-Sache zu tun. Ich mag gar nicht davon reden, diese Musik ist einfach grundsätzlich die Art und Weise, wie ich denke.«

Soll man nun sagen, daß einem der Drummer Fier als Mitglied einer völlig in die Zeit passenden (damals!) Gruppe wie den Feelies lieber war als ein Schlagzeuger im Zentrum von Leuten, die sich eben, trotz allen Protestes von Fier, irgendwie nach rückwärts orientieren? Oder soll man den Charme bewundern, mit dem hier (auf Platte) gekonnt zitiert wird und großen alten Männern wie Jack Bruce Gelegenheit gegeben wird, sich wohl zu fühlen? Etwas nach der Mitte des Gigs kam er dazu, brachte zunächst Auftrieb mit einem tollen „Clustering Train", aber selbst er konnte später mit eigenem älteren Material die Spannung nicht recht aufrechterhalten. Er sah aber sehr gesund aus.

Vielleicht muß man einfach noch ein bißchen warten, Fier will mit dieser Formation erst mal weitermachen. Wenn sich nur die Instrumental-Arbeit etwas interessanter verzahnen würde und mehr Dynamik reinkäme (live), könnten die Palominos eine der großen geschickten Eklektizismus-Gruppen werden. *„Visions"* ist ja an sich sehr farbig; wie die Aussicht vom World Trade Center über Prärien mit Blechhütten, in die Zimmer alter Hippies in San Francisco, die einen Personal-Computer neben den Räucherstäbchen stehen haben. Blech, silberne Pistolen, Mauern, Straßenstaub, entschwindende Züge und On The Road forever. Groovy.

Aber jetzt natürlich das noch: Wie war's denn mit Lydon (der auf „The Animal Speaks" singt)? »Ach, irgendwie langweilig. Das Schwierigste an der ganzen Session, wie Zahnziehen. Ich gab ihm ein Tape drei Tage vor den Aufnahmen, und er sollte sich das anhören, was er natürlich nicht gemacht hat. Das Resultat ist ok, aber der Prozeß war sehr schwierig. Ich mag den Typen, aber er ist wirklich paranoid, und ich weiß auch warum. Weil all die Jahre Leute versuchten, ihn auszubeuten. Es dauerte einfach eine Weile, bis ich ihn überzeugen konnte, daß ich ihn nicht ausbeute. Es ist wirklich manchmal sehr schwer mit ihm zu kommunizieren, bis er einem traut.« Hans Keller

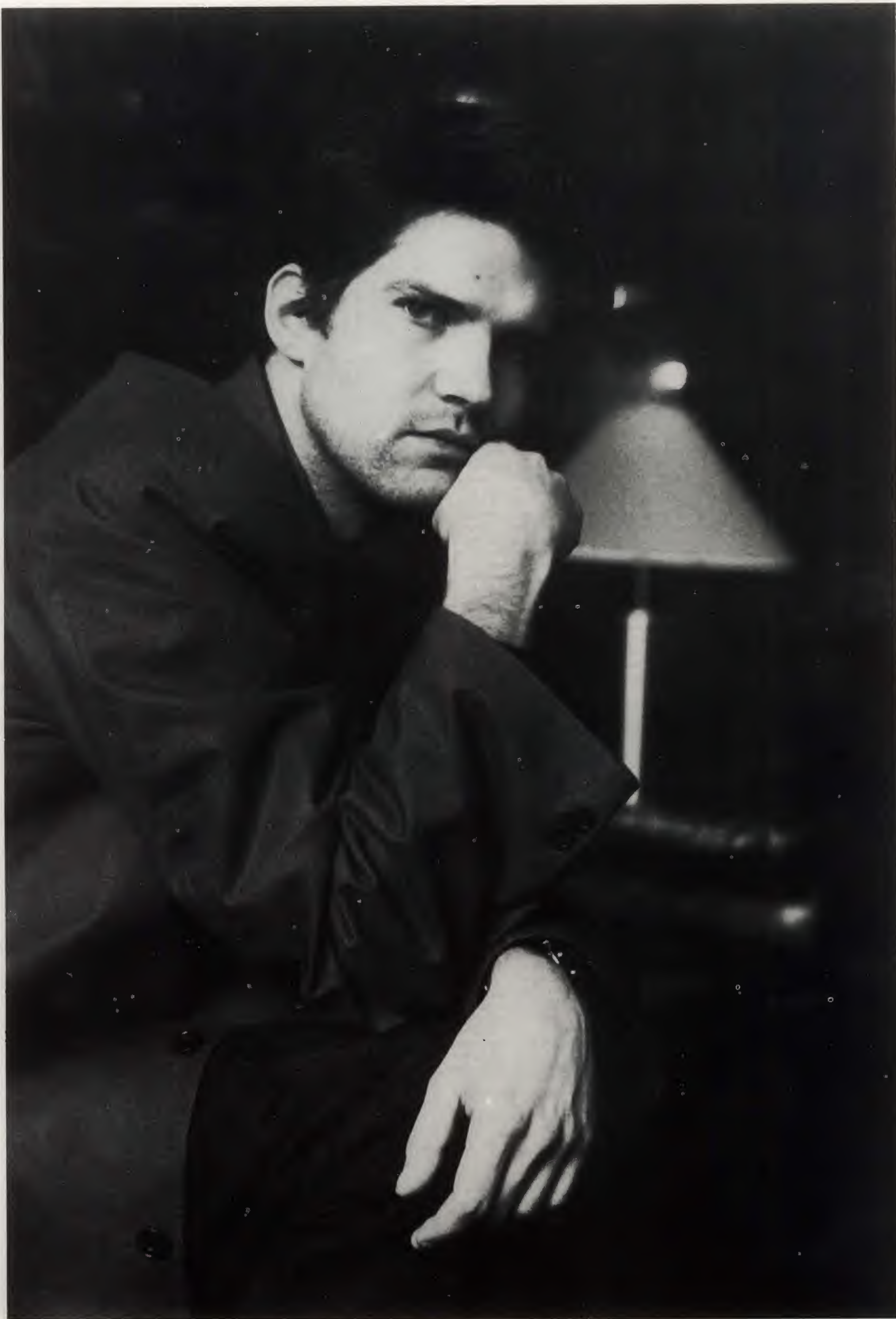


Foto: Bernhard Schaub


Lei
letzte L

Cramps



Im April 1986 kommen die Cramps zum ersten Mal auf eine ausgedehnte Deutschland-Tour. Die schönste, schnellste, langsamste, unabhängigste, reinste und beste Rock'n'Roll-Band der Welt traf in Newcastle den Hohepriester der Bewegung, Dirk Scheuring, und entführten ihn in die wundersame Welt des Horror-Sex-Blut-Knochen-Video-Paradies „Kizmiaz", wo Anton Corbijn sie fotografierte.

denschaft,

nstanz

»So when I die, bury me six foot deep. With a Rock'n'Roll record at my feet, I'm gonna grab a needle in my hand, I wanna rock my way right out of this land« (Ronnie Dawson, „Rockin' Bones")



neck-Mentalität mit dem Atomzeitalter kollidierte, wo Baumwollpflanzer plötzlich in Automobile stiegen, die so aussahen, wie man sich damals Raumschiffe vorstellte. Wo der Chef eines kleinen und schlechtgehenden Studios in Memphis seufzte: »Wenn ich bloß einen weißen Jungen finden könnte, der singen kann wie ein Nigger, könnte ich eine Million Dollar machen!« Und wo ein Lastwagenfahrer zum König des Rock'n'Roll werden konnte. Und wo ein Haufen wilder junger Burschen, die all diesen Dingen nichts weiter entgegenzusetzen hatten als pure Energie und neurotische Angriffslust, sich Gitarren umhängten und Tausende von Schallplatten vollschrammelten und -stammelten.

»Wir sind besessen davon«, sagt Poison Ivy. »Wir haben mit Sicherheit eine der umfangreichsten Sammlungen alter Rockabilly-Platten auf der Welt.«

Diese durch Mutation entstandene Musik mutierte bei den Cramps noch einmal, wie die Neurosen des modernen Amerika mutiert sind von den Neurosen des 50er-Jahre-Amerika. Aber der Kern blieb derselbe: Man muß einen Höllenlärm machen, um die andere, komplizierte, feindliche Welt fernhalten zu können.

Die Cramps machen seit zehn Jahren einen Höllenlärm, und weil sie mit dem Resultat von Anfang an zufrieden waren, haben sie nichts geändert. Oder fast nichts: Die Cramps sind von jeher ein Quartett, doch nur drei Viertel dieses Quartetts zeichnen sich durch eherne Beständigkeit aus. Auf dem Platz des vierten Mitglieds herrscht Fluktuation; ein Hinweis darauf, daß selbst in der abgeschlossenen Welt der Cramps einige Dinge veränderbar sind. Bisher war dieser Platz stets von einem Gitarristen eingenommen worden: zunächst von dem blondsträhnigen, narbengesichtigen Brian Gregory, dann Kid Congo, dann einem Cousin von Schlagzeuger Nick Knox. Zur Zeit – und zumindest für die Dauer der kommenden Tournee – nimmt eine Bassistin namens Fur – nein, nicht die Dame auf dem Cover der neuen LP; das ist zweimal Poison Ivy – diese Stelle ein; ein Mädchen aus Los Angeles mit einem rosa Irokesen- Haarschnitt und der Angewohnheit, auf der Bühne mit übellaunigem Gesichtsausdruck Kaugummi zu kauen und dabei mit dem Hintern zu wackeln. Das Vorhandensein eines Basses im Lineup der Cramps ist eine Neuerung.

Ansonsten kann an der Zusammensetzung der Band überhaupt nichts verändert werden, ohne sie zu zerstören; jedes der drei übrigen Mitglieder ist ein Unikat, im strengsten Sinne der tradierten Auffassung des Künstlers als schaffendes Individuum und des Künstlerzusammenschlusses Rock'n'Roll-Band als Symbiose, aus der keiner der Beteiligten allein lebensfähig wäre. Da ist Lux Interior, der manische Sänger, der beinah jede Zeile jedes Songs zu einer wilden Reihe gestotterter Silben und Keuch-, Grunz- und Schluckauflaute zusammenschmilzt. Da ist Poison Ivy – oder Ivy Rorschach –, die Gitarristin mit den unwahrscheinlichen rotblonden Locken, die daran glaubt, daß sie ihr Instrument mit Instinkt und nicht mit Übung spielen muß. Und da ist Nick Knox, der bleiche Schlagzeuger – ein Charakter wie der freundliche, saubere Norman Bates aus Alfred Hitchcocks „Psycho" –, der mit der Präzision und dem Einfallsreichtum eines Metronoms spielt. Er ändert niemals seinen Beat. Und er trifft ihn immer.

RONNIE DAWSONS DÄMONIsche, verquere, neurotische Originalversion von „Rockin' Bones" ist die definitive Ode an den Rock'n'Roll, wie die Cramps ihn verstehen – und die Art, wie sie ihn verstehen, schließt aus, daß es irgendeine Möglichkeit gibt, ihn anders zu verstehen. „Rockin' Bones" sagt: Ich werde nicht aufhören bis zu meinem Tode, und auch nicht hinterher. Die Cramps können nicht aufhören. Kein Wunder, daß sie „Rockin' Bones" auf ihrer „Psychedelic Jungle"-LP gecovert haben: Das Stück sagt alles, was man über die Cramps wissen muß. „Leidenschaft", sagt Poison Ivy. „Leidenschaft ist so alt wie die Menschheit. Wir sind leidenschaftlich." Leidenschaft braucht keine Perspektive. Leidenschaft braucht keine Geschichte.

»Wir haben uns nie entwickeln müssen«, sagt Lux Interior. »Wir waren gut von Anfang an.«

Leidenschaft hat kein Ziel als die vollkommene Erfüllung – und dieses Ziel ist unerreichbar. Manchmal stirbt die Leidenschaft einfach. Manchmal führt sie zu Zerstörung und Selbstzerstörung. Manchmal – im besten Falle, in diesem Falle – teilt sie sich mit; teilt sich jenen mit, die darauf vorbereitet sind und daher verstehen. »Es ist schwierig, zu bestimmen, ob wir zeitgenössisch sind«, sagt Poison Ivy. »Wir haben keine Zeitgenossen.«

Es...

Zeit spielt keine Rolle in der Welt der Cramps. Diese Welt ist klein, betrachtet man sie von außen; eng begrenzt von den rigiden Regeln eines Mythos: Rock'n'Roll. Von innen gesehen, offeriert sie grenzenlose Freiheit; ein perfektes Universum. Es ist 1986, die Cramps kommen im April auf Deutschland-Tournee, und ihre neue LP heißt „A Date With Elvis". Aber es könnte genausogut 1991 sein, und die LP könnte heißen „My Never-Changing Moods". Zeit spielt keine Rolle; es begann einfach. Mit dem Hören und Sammeln von alten Rockabilly-Platten; Zeugen der schizophrenen Kultur der amerikanischen Südstaaten in den 50er Jahren, wo Red-

führt...

Rein musikalisch betrachtet, spielen die Cramps gewöhnlich strukturierten Drei-Akkorde-Rock'n'Roll; der Gesamteindruck aber ist eher der, daß da jemand versucht, einen Lieferwagen durch einen Reißwolf zu schieben. Das Resultat ist im besten Sinne eigentümlich und läßt dem Hörer nur eine Wahl: zu lieben oder ratlos mit den Schultern zu zucken. Es gibt keine Möglichkeit zu sagen: »Die Cramps haben dieses oder jenes tolle Stück gemacht.«

Die Cramps glauben an Inspiration, und ihre Inspiration speist sich aus drei Quellen: Sex, alte Schallplatten und Horror-Filme. Über die inspirierenden Qualitäten von Sex muß man nicht viel sagen; bei den anderen Dingen wird die Sache spezifischer. Zu den Schallplatten kann man sagen: Im groben gilt den Cramps alles – und nur das –, was amerikanischer Herkunft, zwischen 1955 und 1965 aufgenommen und in hohem Maße von offensichtlichen Neurosen bestimmt ist, als Rock'n'Roll und damit als inspirierend. Mit anderen Worten: Elvis Presleys „Baby Let's Play House" gilt, Elvis Presleys „Muß i denn zum Städtele hinaus"-Version „Wooden Heart" gilt nicht; „Surfin' Bird" von den Trashmen gilt, „Surfer Girl" von den Beach Boys gilt nicht. Die Wahl der Musikinstrumente ist ebenfalls stark eingeschränkt: »Man kann Rock'n'Roll nicht auf einem Synthesizer spielen. Es gibt da keine Möglichkeit.«

Zu Horror-Filmen muß erwähnt werden, daß hier keine Filme mit dem Anspruch psychiatrischer Gutachten gemeint sind, keine mit differenzierten Betrachtungen der tiefen Ängste in der menschlichen Seele, keine, die den Zuschauer zu ausgedehnten Trips in ihr Innenleben einladen; nichts von alldem, was man „psychologischen Horror" nennt. Was gemeint ist, sind jene Filme, für die es im Englischen den treffenden Ausdruck „Splatter Movies" gibt: Filme mit ausgedehnten, in souveräner Weise unsinnigen Schlachtereien, bei denen die Leinwand über möglichst große Teile der Zeit mit enormen Lachen von Blut, zu Versuchszwecken entfernten Gehirnen und mutwillig herausgerissenen Gedärmen bedeckt ist. Auch wenn es den Anschein hatte, als hätten die Cramps für ihre „A Date With Elvis"-LP weniger Inspiration als sonst aus dieser Quelle gezogen – dem ist nicht so.

»Oh nein«, sagt Lux Interior. »Da ist wieder sehr viel Horror drin. Nimm zum Beispiel das Stück 'People Ain't No Good': das basiert auf einem Zitat aus der schlimmsten Horrorfilm-Szene, die ich je gesehen habe, aus einem Film mit dem Titel 'The Thrill Killers'. In der Szene kommt eine Stripperin aus der Bar, in der sie arbeitet, nach Hause, geht in ihr Schlafzimmer und beginnt, sich auszuziehen. Schließlich hat sie nur noch ihre Höschen und ihren BH an, und da dreht sie sich um, und in der Ecke steht dieser Wahnsinnige, mit Glubschaugen und hängenden Lippen und einem Messer in der Hand, und er starrt sie an und sagt: 'People ain't no good...' Mann, das ist vielleicht erschreckend... stell dir das mal vor: Du stehst in deinem Schlafzimmer, bloß mit deinem Höschen und deinem BH an, und ein Irrer mit einem Messer erklärt dir, daß die Menschen nicht gut sind!«

Das sind Dinge, wie sie den Cramps gefallen. Deswegen gefallen die Cramps nicht jedem.

kein...

Die Cramps haben jüngst einen Teil des Soundtracks zu dem demnächst auch bei uns anlaufenden Film „Return Of The Zombies" von Dan O'Bannon geschrieben und gespielt – ein ausgezeichneter Film, wie sie sagen; eines der wenigen zeitgenössischen Beispiele für Horror, wie sie sich ihn vorstellen. Demnächst machen sie die Musik für ein Remake des legendären „Blood Feast" des ebenso legendären Regisseurs Herschell Gordon Lewis; ein Plan, dessen Ausführung lange durch Geldschwierigkeiten aufgehalten wurde. Mitspielen können sie bedauerlicherweise nicht, weil sie zur Drehzeit gerade auf Tour sind. Der Film verspricht trotzdem fabelhaft zu werden; immerhin war das 1963 gedrehte Original das allererste Beispiel für das „Splatter Movie"-Genre. Die Story dreht sich um ein wahnsinniges Genie. Der Mann hat sich in den Kopf gesetzt, eine mumifizierte ägyptische Prinzessin wieder zum Leben zu erwecken, und fängt an, zu diesem Zwecke üppig geformten jungen Damen Arme und Beine ab- und Organe herauszureißen; einschließlich einer wirklich grauenhaften Szene, in welcher er eine Zunge erbeutet. Bald auch in Ihrem Kino. Die Affinität der Cramps zu einem Mann wie Herschell Gordon Lewis ist verständlich und illustriert lebhaft ihre Welt und den Zugang zu ihr. Lewis – der bei der Neuverfilmung als Berater fungieren wird – ist früher Doktor der Philosophie, Journalist und Gastprofessor für Englisch an der Universität von Mississippi gewesen. Nach einigen ambitionierten Kunstfilm-Projekten knallte er plötzlich durch, sagte „Sayonara" und begann, die sinnlosesten und brutalsten Schweinereien zu drehen, die bis dahin jemals auf eine Leinwand projiziert worden waren. Er war der Vorreiter in den meisten Dingen, die heutzutage die bundesdeutschen Jugendschützer so stark beunruhigen. Ohne seine Pionierarbeit gäbe es heute die ganze Diskussion um die jugendgefährdende Wirkung von Videotheken vielleicht gar nicht.



Video ist eines der wenigen Dinge in der modernen Welt, woran die Cramps Gefallen finden: »Bisher konnte man all diese Filme ja kaum mal sehen – jetzt werden sie endlich problemlos zugänglich. Die Leute leihen sie sich gegenseitig aus, sie schicken Kassetten per Post durchs ganze Land, es gibt ein regelrechtes Vertriebsnetz. Ich kenne eine Menge Leute, die sich seitdem überhaupt nichts anderes mehr ansehen als diese alten Filme«, begeistert sich Lux Interior. »Alles ermöglicht durch die Video-Revolution!«

Jawohl, auch die moderne Welt hat durchaus angenehme Seiten.

Weg... Es ist natürlich möglich, die Auffassung der Cramps von Rock'n'Roll für so eingeengt zu halten wie einen Güterzug in einem Mauseloch. Aber das kann man wiederum nur, wenn man sich ihr von außen nähert; von innen betrachtet, bietet sie Platz für eine unendliche Zahl von Variationen.

Was Sex angeht, so ist jede Argumentation ein weiteres Mal überflüssig; ich hoffe, jeder weiß, wie viele unterschiedliche Dinge unter diesem Begriff zusammengefaßt werden. Alte Platten und Horrorfilme sind weniger verbreitete Liebhabereien; daher muß man hier wieder etwas spezifischer werden. Tatsache ist: wer nicht erkennen kann, wie viele verschiedene Möglichkeiten, Praktiken, Schulen, Untergruppierungen, Sub-Genres es hier gibt, deren Zahl sich außerdem noch schier beliebig erweitern läßt – wer nicht erkennen kann, wie-viele interessante Arten es gibt, die berühmten drei Akkorde zu spielen oder einen Kopf von dem dazugehörigen Körper abzutrennen, wird die Welt der Cramps nie verstehen. Wer behauptet, eine Rockabilly-Platte sei wie die andere – »Bloß noch ein neurotischer Bengel und drei geschrammelte Akkorde« – und ein Horrorfilm sei wie der andere – »Bloß noch ein neurotischer Bengel und drei abgehackte Arme«-, wer keine grundsätzlichen Unterschiede feststellt zwischen, sagen wir, Herschell Gordon Lewis' „Blood Feast" und Tobe Hoopers „Texas Chainsaw Massacre", zwischen Ronnie Dawsons „Rockin' Bones" und „Love Me" von The Phantom – noch ein Song, den die Cramps gecovert haben –, der kann tatsächlich nur mit den Schultern zucken und sich anderen Dingen zuwenden.

»Entweder man versteht das, oder man versteht das eben nicht.«

Und niemand, so sehen es die Cramps, niemand, der heutzutage Musik macht, versteht das. Sie widmen ihre Platte Elvis Presley und Ricky Nelson, zwei toten Größen des Rock'n'Roll, und wenn die Rede auf die Lebendigen kommt, fallen ihnen nur wenige Beispiele ein.

»Little Richard«, sagt Lux Interior. »Der lebt ja noch. Und Jerry Lee Lewis – der ist zwar ein Junkie, aber immerhin lebt er auch noch...«

Und Jüngere?

»Ich mag niemanden von den Jüngeren. Ich meine...«, er denkt nach, »...wenn ich mich wirklich anstrenge..., wenn ich mal so richtig mein Gedächtnis bemühe..., fällt mir immer noch keiner ein.«

zurück! »Das muß wohl astrologische Gründe haben – vielleicht hat es was mit dem Halleyschen Kometen zu tun. Nichts, was irgendeinen Wert hätte, ist passiert seit... seit unglaublich langer Zeit. Mach' das Fernsehen an, sieh' dir die Bands da an – alles Scheiße! Ich versuche ja sogar, mir das anzusehen! Es muß wirklich was Astrologisches sein... der Halleysche Komet ist da, und wir erleben die schlimmste Zeit, die man sich nur vorstellen kann.«

An diesem Punkt kommt Lux Interior ganz enorm in Fahrt. Er beugt sich vor, seine Augen funkeln und werden zu Schlitzen, und gestikulierend läßt er eine Tirade über den Zustand der Welt ab:

»Wenn du dir die Bands ansiehst, die heute in den Charts sind, stellst du fest... die haben alle Synthesizer, die haben nicht die Spur einer Ahnung von Rock'n'Roll, die haben einen Manager und all dieses fürchterliche und langweilige Zeug; das sind alles blöde Siebzehnjährige, die den Bossen in der Plattenfirma die Schwänze blasen und dafür dann all diese bescheuerten Poeme über die Bedeutung des Lebens oder solchen Quatsch singen dürfen, und es ist alles vollkommen idiotisch und lächerlich, und so ist die Welt heutzutage! Das liegt an den Planeten, glaub' mir das!«

Er holt Luft und setzt erneut an:

»Diese Jungs werden dann zum neuen großen Ding erklärt, weil ein fetter, glatzköpfiger Plattenfirmen-Boß ihnen 10 Millionen Dollar gezahlt hat und dann der Öffentlichkeit erzählt, das wäre halt das neue große Ding. Und ein dummes, idiotisches Rock-Publikum frißt die Scheiße, verstehst du, leckt die Köttel auf, wie sie auf den Boden fallen...«, alles lacht; Lux Interior sieht kurz auf, »... ich bin gut, was?... und... und... und«, er findet den Faden wieder, »... und dann sind sie das neue große Ding! Ich mache das Publikum, das blöd ist wie Scheiße, dafür verantwortlich! Wenn diese Leute auch nur das kleinste bißchen Hirn in ihren verdammten kleinen Arschlöchern hätten, wüßten sie genug, um Sachen zu finden, die gut sind! Ich finde doch auch Sachen, die gut sind!«

Er atmet auf und lehnt sich zurück. »Tut mir leid – ich rege mich darüber eben so auf! Ich wollte eigentlich gar nicht mehr darüber sprechen; ich habe schon viel zu oft über Rock'n'Roll geredet. Ich habe es satt – entweder man versteht es, oder man versteht es eben nicht. Und heute versteht es eben keiner, und es schert sich auch keiner darum...«

Das klingt ziemlich pessimistisch.

»Nein! Nein! Ich bin überhaupt nicht ein bißchen pessimistisch, Mann! Meine Welt ist... Wundervoll! Meine Welt ist fa-bel-haft! Wenn andere Leute daran teilhaben wollen – prima, sie sind willkommen! Jeder kann dieselben Filme sehen wie ich, jeder kann dieselben Platten hören wie ich! Aber wenn sie statt dessen lieber hören wollen, was ihnen ein fetter, glatzköpfiger Manager zu bieten hat, der sich den Schwanz blasen läßt... na, bitte! Ich meine..., vielleicht haben sie ja Spaß daran... gut... sie nehmen halt ihre Drogen oder so... sie wissen es halt nicht besser..., aber...«

Er zuckt mit den Schultern, wie sonst die, die seine Welt verständnislos betrachten, mit den Schultern zucken.

»... aber denk' nicht, daß mich das irgendwas angehen würde!«

»So when I die, don't you bury me at all
Just nail my bones right on the wall
Beneath these bones let these words be seen: 'The Running Gears Of A Boppin' Machine'«
(Ronnie Dawson, „Rockin' Bones")

C U L T U R E C L U B

»I hate Pop music!« – Roy Hay
»Fuck the Pop musicians!« – Jon Moss

VON LOTHAR GORRIS

Am Morgen nach ihrem ersten deutschen Fernsehauftritt seit langer Zeit trennen sich erst mal wieder die Wege von Culture Club. Boy George kommt die Treppe in die Empfangshalle des Stuttgarter Hotels Steigenberger hinunter. Es ist nicht zu fassen. George hat sein Gesicht geschminkt und seine alte rote Perücke aufgesetzt. Brüllendes Gelächter unten in der Halle beim Rest des Culture-Club-Trosses. George hat Mühe, ein ernstes Gesicht zu bewahren. Schließlich lacht auch er.

Heute wird er nach London zurückkehren. Die gesamte Fleet Street und Musikpresse wird ihn am Flughafen in Heathrow erwarten.

»Und dann kam mir die Idee, ob es nicht großartig sei, genau das völlige Gegenteil von dem zu machen, was die Leute erwarten.« Boy George vor zwei Jahren. Das war Culture Club. Kein blutiger Ernst, kein Witz, sondern ein offensiver Verführer der Teenager-Massen. Natürlich war Boy George auch Camp und Exzentriker. Nicht nur ein Pop-Phänomen, das Heerscharen von Intellektuellen zu Analysen ermunterte, sondern auch Provokation, die mit soviel Würde vorgetragen wurde, daß Boy George sich nie der Lächerlichkeit preisgab.

Viele haßten Boy George, das ist immer so bei wirklich bedeutenden Dingen, und es war Teil des Konzepts. Die Teenager liebten ihn und zeigten damals zum ersten Mal seit langer Zeit, daß sie eben nicht dumm sind. Songs wie „Do You Really Want To Hurt Me", „Time", „Church Of The Poison Mind", „Karma Chameleon", „It's A Miracle" und „Victims" sind Geschichte, zeitlos. Aber mit der gleichzeitig wieder einsetzenden Verdummung der Teenager und der Popmusik sowie einer schlechten dritten LP „Walking Up With The House On Fire" – Rockkritiker sprachen immer von dem Dritte-LP-Problem, was genau den Punkt trifft – war das Pop-Jahr 1984 enttäuschend. 1985 gab es Culture Club eigentlich nicht mehr. Die letzte Pop-Band dieser Welt war verschwunden und die Charts frei für A-ha und Jennifer Rush.

Und wenn Culture Club nicht wiedergekommen wären? Egal, es waren zwei Jahre wunderbarer Pop, so wichtig wie nichts anderes in dieser Zeit. Wer will da Ewigkeit, etwas das sowieso nicht funktioniert? Schon 1983 gab es erste Abnutzungserscheinungen. Eine SPEX-Geschichte über Boy George begann damit, daß es eigentlich uncool sei, Boy George zu mögen. Mittlerweile ist es völlig uncool, Boy George ist ausgereizt.

Nichts ist langweiliger als das Ding vom letzten Jahr. Die Hipster haben Boy George und dem Culture Club schon längst den Rücken zugekehrt, und ob die Teenager wieder zu Boy George zurückfinden werden, muß abgewartet werden. Aber Culture Club hatten auch immer den eher altmodischen Fan, dem Boy George egal war – als Phänomen und als Idol. Diese Sorte ältere Musikfreunde liebte die Musik, die zitierfreudige Mischung aus Reggae, Soul und allem, was sonst noch so paßte. Und dieser Freund guter Musik kann sich freuen: Die neue LP »From Luxury To Heartache« wird ihm gefallen. Eine gute, modern produzierte (Arif Mardin) LP mit, man hätte darauf wetten können, relativ viel Hardrock-Gitarre und einem Boy George, der nie besser gesungen hat. Das alte Boy-George-Konzept ist tot, die Perücke nur ein Witz und die Kleidung schlicht. Und daß Boy George beim kurzen Deutschland-Aufenthalt keine Interviews gewährte, ist wohl eher strategisch als aus Unlust zu erklären.

Das Ende von Boy George

Roy Hay: »Für mich ist das ein neuer Start: Das Ende von Boy George und der Beginn von Culture Club. Georges Persönlichkeit und Aussehen stehen nicht mehr im Mittelpunkt, sondern die Band und die Musik. Das ist jetzt die Hauptsache. Und das hat auch nicht damit zu tun, daß wir jetzt auch alle im Mittelpunkt stehen wollen – ich will nicht Boy George sein, und ich will auch nicht so berühmt sein wie er. Aber damit die Band weitermachen kann, ist es wichtig, daß die Aufmerksamkeit von George abgelenkt wird; auch aus seiner Sicht, denn er hat sich verändert und will nicht mehr so sein wie früher. Letzten Endes kommt

DAS WAR'S. DIE LETZTE P



doch wieder alles zurück auf die Musik.«

Als sich Culture Club vor einem Jahr verabschiedeten, war allen klar, daß es so nicht weiterging. Vier Jahre hatte man aufeinander gehockt, Platten aufgenommen, Tourneen gemacht, in Fernsehstudios rumgesessen.

Jon Moss:»Ich schlug vor, daß wir ein Jahr Pause machen, nur kleine Tourneen, um in Übung zu bleiben und auch um etwas Geld zu verdienen. Wir wollten uns viel Zeit für neue Songs und Plattenproduktion nehmen. Bei unserer dritten LP war die Zeit viel zu knapp, eben weil wir zu beschäftigt waren. Wenn man als Band so erfolgreich ist, darf man sich nicht vom ganzen Geschäft aufsaugen lassen. Nur Geld, Geld, Geld. Alle hielten uns für verrückt:' Man wird euch vergessen!' Ich würde lieber nur alle drei Jahre eine neue LP machen und nicht Angst davor haben, daß in drei Jahren vielleicht niemand mehr Culture Club hören will.«

Verständlich, aber das hat doch mit Pop nur wenig zu tun.

»Es kommt der Punkt in der Karriere einer Band, wo man über das Pop-Ding hinaus muß. Man muß aufhören, eine Popband zu sein, und eine Band von Musikern werden. Boy George und Culture Club, das sind jetzt zwei verschiedene Dinge. Selbst wenn er keine Platten mehr gemacht hätte, wäre er immer noch oft im Fernsehen und hätte eine Menge Fans. Boy George ist nicht mehr *gleich* Culture Club, sondern nur noch *ein Teil* von Culture Club. Wir müssen als Band wegen unserer Musik akzeptiert werden, denn was bleibt uns sonst? Was soll George machen? Er verändert sich, läßt sich die Haare schneiden, und plötzlich sagen seine Fans: ,Oh, er hat sich verändert, wir mögen ihn nicht mehr!' Darauf kann man doch keine Karriere aufbauen.«

PBAND.



Was hat das Jahr Pause gebracht?

»Es hat sich viel verändert, jeder hat seinen eigenen Kram gemacht. Ich zum Beispiel habe zwei Freunde von mir produziert. Die Platte ist von London Records allerdings nicht veröffentlicht worden. Boy George ging nach New York und hat sich offensichtlich verändert, ist erwachsener geworden. Roy und Mikey lebten aus steuerlichen Gründen in Paris. Wir sind immer nur für die Aufnahmen zusammengekommen, und es war gut zu sehen, wie sich die Leute verändert haben.«

Wie hast du dich verändert?

»Ich glaube, daß ich mich persönlich nicht so sehr verändert habe. Ich bin jetzt 28 und mache das alles schon seit Jahren. Ich glaube nicht, daß man seinen Charakter grundsätzlich verändern kann. Mit 80 habe ich bestimmt noch die gleiche Scheiße im Kopf wie heute. Ich bin vielleicht nicht mehr so verrückt, bin ruhiger geworden. Ich will nicht mehr soviel mit dem Pop-Geschäft zu tun haben, viel ausgehen, berühmte Leute treffen. Ich habe die Schnauze voll von Popmusik. Alle machen es nur wegen des Geldes, jeder ist nur ein Geschäftsmann, ein cleveres Arschloch. Ich war zwar auch immer ein Geschäftsmann, denn nur weil man in einer Band ist, muß man ja nicht gleich ein Idiot sein und sein ganzes Geld verlieren. Es ist wichtig zu wissen, warum man das macht, Ideen haben, einen Beweggrund haben, nachdenken. Die Ideen können sich ändern, aber sie müssen vorhanden sein. Es ist nicht nötig, ein Arschloch zu sein und nur Kohle zu machen. Viele Popmusiker vergessen, wer sie eigentlich sind, halten sich für etwas besseres als irgendein Straßenkehrer. Man muß Würde und Haltung bewahren. Aber im Grunde sind sie alle nur Popmusiker.«

Und Boy George?

»George hat sich verändert. Er hatte mit seinem Image sein eigenes Gefängnis gebaut, ging nicht aus, sondern lebte nur für die Band, wie wir alle. Dann öffnete sich das Netz, weil wir es so wollten, jeder ging seinen Weg und sollte selbst zusehen, wann er wiederkommt. George war sechs Monate in New York und traf sich genau mit den Leuten, wie man es sich vorgestellt hatte, Andy Warhol und so. Zuerst fand er das toll, dann fand er es scheiße, 'die sind alle hohl und wissen eigentlich gar nicht, was wirklich passiert'. George ging viel aus und war der Nachtmensch wie früher, der morgens um acht Uhr ins Bett geht und erst abends zum Ausgehen wieder aufsteht. Und trotz der Sprüche, wie 'lieber eine Tasse Tee als Sex', ist und war er nie richtig dekadent. Jetzt ist er viel gelassener und ruhiger. Die Veränderung sieht man auch in seinen Texten. Einen Song wie 'Sexuality' hätte er früher nie geschrieben, obwohl er es eigentlich gewollt hatte. Oder so was wie 'Gusto Blusto', ein Song über Prostitution, ziemlich eindeutig, intelligent, aber auch sehr zynisch. Aber er ist gut, interessant, und darum geht es doch: sich verändern, weiterentwickeln. Es wäre langweilig, immer das gleiche zu machen. Ich hasse es, stehenzubleiben. Wir sind doch nicht die verdammten Bay City Rollers.«

Auf dem Cover der neuen LP sehen Culture Club ziemlich normal aus. Das Visuelle spielt überhaupt keine Rolle mehr?

»Das ganze visuelle Image ist jetzt anders. Wir wollen natürlich gut und interessant aussehen. Aber – wollen die Leute denn wirklich immer noch die gleichen Bilder von Boy George? Glaube ich nicht. Und wir haben George nicht gesagt, daß er damit jetzt aufhören soll, sondern er sieht das genauso. Er sagt auch: 'Ich hab' die Schnauze voll.

Man muß statt dessen machen, was man will. Ich glaube nicht an das Künstler-Ding, so, als ob George jetzt einen Song schreibt wie 'Fick jemand in den Arsch' oder so was. Ich meine, wenn er wirklich meint, daß das wichtig ist, gut, dann soll er das machen.

»Vielleicht sollte man wieder altmodische Konzept-Alben machen. Natürlich nicht über irgendwelche Fabelwesen, Hexen, Zauberer oder so ein Mist, da haben die Leute zuviel Acid gefressen, aber so etwas in einem modernen Kontext.«

Aber im Grunde ist das nicht sehr intelligent. Es gibt bestimmt eine klügere Art, sich auszudrücken. Ich glaube nicht an das Künstler-Ding; van Gogh, der sich wegen seiner Kunst ein Ohr abschneidet und dann nur noch eins hat. Statt dessen muß man immer taktieren, etwas machen, das viele verstehen. Das ist clever und genial. Und das ist George.«

Das große Feld der Popmusik wird jetzt Sigue Sigue Sputnik überlassen?

»Sigue Sigue Sputnik – sie sehen gut aus, haben aber keinen Song. Wenn ich Manager von Sigue Sigue Sputnik wäre, würde ich ihnen raten: 'Ihr seht gut aus. Ich mag eure Idee, aber holt euch jemand, der die Songs schreibt. Macht einen Mini-Film, jemand schreibt euch die Geschichte und die Musik, und die LP wird nur auf Video verkauft. Ihr werdet die erste Musical-Band sein.' Aber sie sind zu clever, und das nicht zu ihrem Nutzen. Außerdem mag ich diese ganze Gewalt-Sache nicht. Das ist nur Geldmacherei, sehr dekadent. Ich meine, ist das wirklich nötig? Bei Punk-Rock, da gab es einen Grund. Ich habe selbst bei The Damned und The Clash gespielt, das war eher anarchistisch, man wollte etwas zerstören. Bei Sigue Sigue Sputnik ist das ziellos, nur Camp. Das ist fast wie Divine, nur Divine wäre zumindest lustig. Das ist wirklich etwas billig. Die Frage ist doch, ob es heute noch einen Sinn ergibt, irgendwelche Leute zu schocken. Johnny Rotten oder Boy George konnten das, und es war nicht billig. Aber heute interessiert das doch einen Dreck. Sigue Sigue Sputnik ist nur Camp, das hat nichts mit Realität zu tun. Gut, sie wollen Geld machen, aber ich glaube nicht, daß es dazu kommt.«

Was ist das für eine Idee mit dem Musical?

»Es ist doch klar, daß sich etwas ändern muß. Und ich glaube, daß das Musical wiederkommt, weil es nötig ist, wieder etwas in einen Kontext zu stellen, und die Möglichkeiten innerhalb eines vierminütigen Songs sind begrenzt. Vielleicht sollte man wieder altmodische Konzeptalben machen. Natürlich nicht über irgendwelche Fabelwesen, Hexen, Zauberer oder so einen Mist – da haben Leute zuviel Acid genommen. Also nicht so ein Scheiß, sondern etwas in einem modernen Kontext. Man braucht sich nur umzugucken, es gibt soviel, worüber man schreiben kann. Es muß etwas Hoffnung geben, Wege vorschlagen. Die Leute wollen Antworten, Wege in die Zukunft. Und George kann so etwas. Er reißt immer noch Barrieren ein, bringt die Leute zum Nachdenken. Popmusik muß irgendwo hinzeigen, egal wohin, solange es auf etwas hin aus will und positiv ist. Die ganze Sache mit Tod, Folter etc., das ist negativ. Frankie hat das bis an die Grenze getrieben. Zuerst glaubte ich, daß das ganz interessant sei, aber in Wirklichkeit war das nicht mehr als ein Luftballon, aus dem Luft wie ein Furz entweicht. Nichts ist passiert, und es interessiert doch niemand, ob sie wieder kommen oder nicht.«

Und genau das ist die große Frage für Culture Club. Interessiert es wirklich noch jemand, ob Boy George oder Culture Club wiederkommen? Wie lang er seine Haare trägt, welche Farbe sie haben oder ob nun alles anders ist? Wenn Culture Club einen Fehler gemacht haben, dann ist es nicht der, daß ihre neue LP und Single schlecht ist, sind sie nämlich nicht – sondern daß sie als Band weitermachen und der Nachwelt nicht als die Band mit Boy George und den tollen Singles in Erinnerung bleiben. Und nachdem der Entschluß gefällt war, weiterzumachen, blieb nichts anderes als 'Gute Musik' und ein ungeheurer Druck. Zum ersten Mal in ihrer Karriere mußten Culture Club kämpfen, mußten damit rechnen, daß ihr Comeback in die Hose gehen könnte. Jon Moss: »Man darf dem Druck nicht nachgeben. Wir müssen die Leute überzeugen, ihnen etwas vorsetzen und nicht ihre Erwartungen erfüllen. Denn nachher haben sie dich in der Hand und machen dich fertig. Ich bin sicher – die Leute wollen gute Songs. Sie wollen Qualität.«

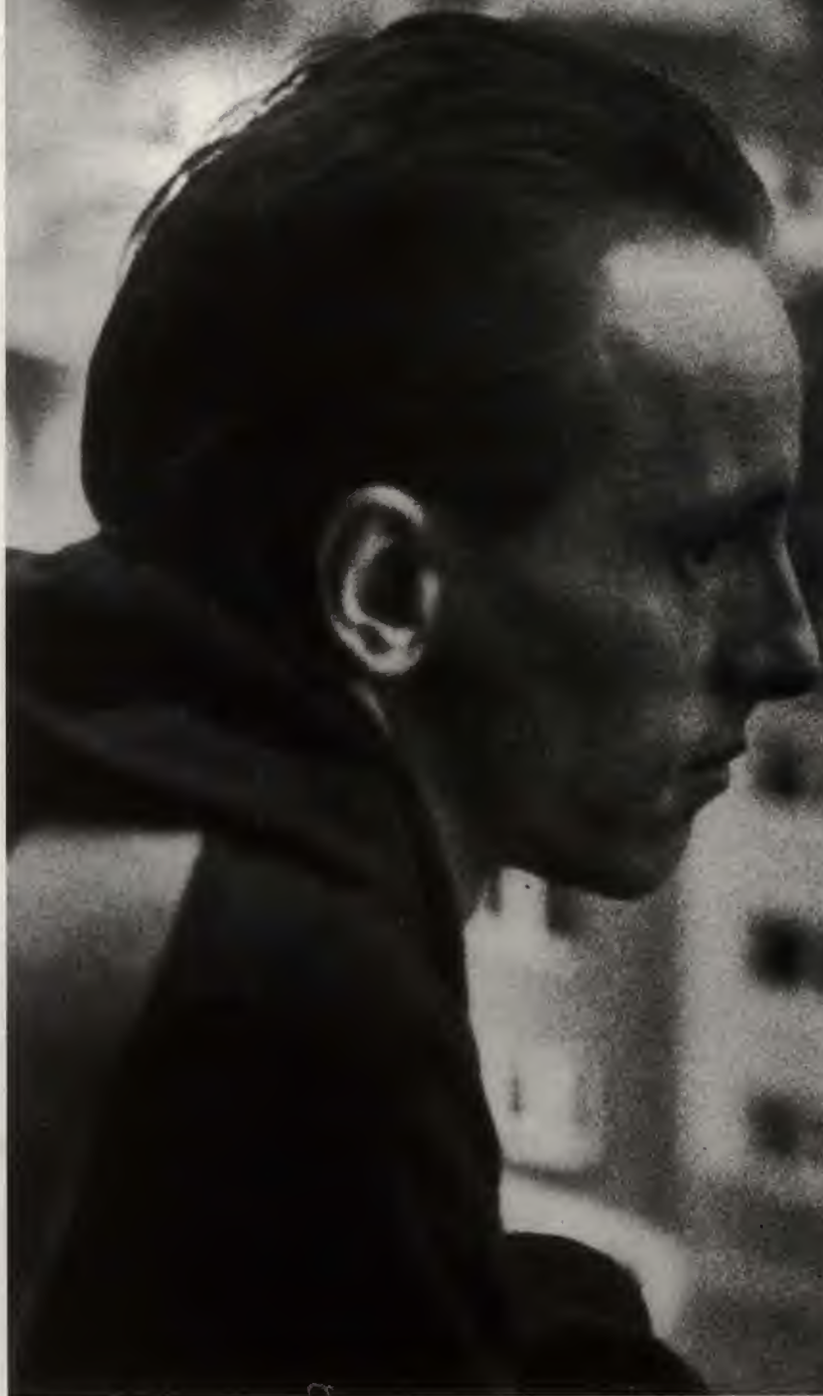
Roy Hay: »Der Druck auf uns war wirklich enorm. Wenn diese LP nicht gut geworden wäre – das wäre das Ende gewesen. Aber sie ist gut. Das Material ist besser, die Produktion von Arif Mardin professioneller und viel besser.«

»Ich glaube, daß Songs wie 'Do You Really...' oder 'Time' oder sogar auch 'Karma Chameleon' auch in der Zukunft gespielt werden. Das sind gute Songs, zeitlos und nicht nur der Hit von 82. Und auf der neuen LP ist das genauso. Vielleicht nicht genau das gleiche, weil der Sound moderner ist. Und vielleicht sind die neuen Sachen viel zeitgebundener und interessieren morgen schon niemand mehr, na und?«

Boy George sitzt schon im Flugzeug nach London, Jon Moss auf dem Weg nach Genf zu seiner Freundin. Im BFBS gab es Gerüchte, daß Boy George heiraten wird. Roy ist schon verheiratet und wird demnächst Vater... aber, interessiert das wirklich noch?

Das war's.

TOPPER HEADON



Der Mann mit dem Goldenen Arm

TEXT: CLARA DRECHSLER · FOTO: WOLFGANG BURAT

IST TOPPER HEADON NICHT DAS dankbarste Thema für Leute, die über ex-Clash-Mitglieder schreiben? In vieler Hinsicht: Erstens stellt sich hier die Frage nach der Überschrift nur rethorisch – welche andere sollte es sein? Zweitens war Topper Headon schon immer *anders* – er schoß zwar mit dem Luftgewehr auf Tauben, damals, und lebte den wilden Lebensstil wie alle, ist ansonsten aber prosaisch veranlagt und hat weder Ideologie noch Attitüde über 10 Jahre Punk hinaus gerettet. Statt dessen coverte er zum Angeben eine Gene-Krupa Nummer und machte zum Bewundern ein derart gewinnendes neues Album, da Forum der unbestechlichsten Alles-andere-Hasser, daß selbst „Blues & Soul" ihm offiziell *verziehen* hat, was er dereinst mit einer *Punkband* anrichtete. Das Verzeihen überlassen wir „Blues & Soul" und erinnern uns lieber daran, daß Topper Headon schon mit The Clash zu jenen Drummern gehörte, die ganz klar immer die besten sind: die, die man erst hört, wenn man alles andere schon auswendig kenn Die Sachdienlichen. Herrliche Menschen. Solche schreiben die beiden Clash stücke, bei denen du, in deinen Knobelbechern, gelernt hast, daß man auc

anders tanzen kann, „Rock the Casbah" und „Magnificent seven". Deshalb ist ein Topper Headon nie ein Ginger Baker on drums, auch nicht auf seiner eigenen Platte.

Dies urbane und wohlgeratene Werk wärmender Tanzmusik ist um so außergewöhnlicher, als es genau an seinen eigenen Ansprüchen gemessen bestehen kann, weil's gut ist im gefährlichsten Kontext, den sich ein kleiner weißer Junge überhaupt aussuchen kann: In den LP-Rezensionen derer von und zu „Blues & Soul" (Paul Hardcastle immer ausgenommen). Fine Young Cannibals können da von Rechts wegen nicht überleben, sie gehören da nicht hin – sie sind gut, weil sie *anders* sind, Headon ist gut, weil er *so* ist. Klare Logik. Wäre es zuviel verlangt, wenn man nun hofft, es gäbe wenigstens ein paar Idioten, die ihm *das* nie verzeihen werden?

Und schließlich hat er etwas getan, heimlich, was es noch schlimmer macht, hinter aller Rücken, während noch die Spekulationen hin und hergingen, etwas gänzlich Unerwartetes: Er hat die große Londoner Schnitzeljagd auf den besten, neuen, jungen – was will man mehr? – Soulsänger zweifelsfrei gewonnen, ist ganz souverän an allen Soul-Singer-Searchern vorbeigesegelt. Sein Mann heißt Jimmy Helms und treibt allen anderen die Tränen in die Augen. Fantastisch! Für ganz Schlaue aber: Jimmy Helms, so jung nicht mehr, erntete schon in den frühen 70ern Brit-Funk-Lorbeeren.

»Eigentlich wollte ich überhaupt keine Band gründen. Darum habe ich ja 'Drumming Man' aufgenommen. Weil es mal was anderes war und man dazu tanzen konnte, außerdem konnte ich da mein Können als Drummer zeigen. Danach wollte ich dann bei einer neuen Band einsteigen. Ich dachte einfach, wenn ich 'ne Single raushabe, ehe ich zu einer neuen Band gehe, wäre das vielleicht eine größere Nachricht wert... Dann mußte ich ja noch die B-Seite schreiben, und für die 12", und schließlich fragte Phonogram, ob ich ihnen ein Album schreiben könnte, also habe ich's gemacht. Ich hatte keine feste Vorstellung von der Platte, Soul oder so, ich wollte eine Tanzplatte machen und Bläser und Orgel dabeihaben, das war alles. Als ich mir dann mit Mickey Gallagher die Backing tracks anhörte, sagte ich zu ihm: ‚Was wir brauchen, ist ein schwarzer Sänger!' Mehr so im Spaß, denn in London findet man nun mal nicht allzuviele schwarze Soulsänger! Phonogram fand die Aufnahmen schließlich besser als erwartet, und gaben mir reichlich Zeit, die Platte fertig zu machen. Also rief ich eine Bekannte an, die Gesangsunterricht gibt, und sie schickte mir eine Liste mit Leuten, die zum Vorsingen in Frage kamen. Jimmy war zufällig der erste auf der Liste, kam an, und ich konnte es kaum fassen. Er war unglaublich, ja? Die Stücke gefielen ihm auch... meine größte Sorge war ja nicht nur, ein Gesangsas zu finden, sondern einen, der die Songs auch so singen konnte, wie ich sie singen würde, wenn ich singen könnte.«

„Leave It To Luck" scheint bisher programmatisch zu sein, was Topper Headons neue Karriere betrifft, hilf dir selbst, dann hilft dir Gott – eine Maxime, nach der zu leben schon immer Erfolg versprach – so daß aus einer einsamen Kopfgeburt mit Brass und Organ wie von selbst eine Band wurde, mit der man sogar live auftreten kann. Alte Kämpfer, die man von hier, da und auch von Ian Durys Blockheads kennt.

»Wenigstens weiß ich jetzt, für wen ich schreibe! Vorher hätte ich ja genausogut für eine Mädchenstimme schreiben können, für eine andere Besetzung, was weiß ich... ich mußte jedes Stückchen einzeln zusammenbasteln, wie ein Puzzle, weil weder genug Zeit noch genug Geld da war, um herumzuexperimentieren. Aber wenn demnächst mein Plattenvertrag verlängert wird, sind es vier Leute, die unterschreiben, Mickey Gallagher, Jimmy Helms, Jeff Miller und ich.«

Vor diesem Schlagzeuger braucht selbst Marti Jones keine Angst zu haben. Die Aussicht, das erste Soloalbum eines Schlagzeugers anhören zu dürfen, gehört normalerweise zu den schwarzen Stunden im Leben, besonders, wenn der Schlagzeuger nie so richtig durfte vorher, weil bei Punkband und so – duckt euch, hier kommen die Wahnsinnswirbel. Turnanzugträger Topper Headon zerstreut diese Ängste.

»Ich würde gerne mit einigen Musikern arbeiten. Frank Zappa z. B., der ist doch ein Genie.

»Ach ja. Ich wußte doch, daß die Leute entweder Punkrock erwarteten oder das totale Getrommel. Bei 'Drumming Man' habe ich mich ja genug ausgetobt, ich weiß, was ich kann, und damit ist es gut. Wenn man jung ist, muß man ständig angeben, klar, aber wenn man seine Fähigkeiten kennt – es ist wie mit Prügeleien, wenn man nicht weiß, wie stark man ist, prügelt man sich ständig, aber wenn man sich sicher ist zu gewinnen, geht man Prügeleien meistens aus dem Weg.

Als ich noch bei Clash war, auch vorher, habe ich dauernd versucht, anders zu sein, als die anderen, ich wollte nicht normal sein... jetzt ist es mir egal, solange ich damit zufrieden bin. Ich muß mich nicht dauernd beweisen. Ich war sehr erfolgreich, dann war ich ganz weit unten, und jetzt bin ich recht zufrieden, in der Mitte – das ist irgendwie nett. Ich hatte viel Geld, ich hatte viele Schulden, viel Ärger mit der Polizei, habe meinem Körper alles zugemutet, seien's gebrochene Beine oder anderes... also ist nicht mehr viel übrig, was mir noch passieren könnte. Es gibt nichts, was mir Sorgen machen könnte. Früher mußte ich Leuten ständig unter die Nase reiben, was ich habe, hier, sieh dir das an... was ich heute erreiche, gut, das ist eben da, und damit hat sich's. Ich bin irgendwie stolz, daß ich jetzt auch die Texte selbst geschrieben habe. Ich wußte ja nicht, daß ich das kann. Mittlerweile nehme ich immer ein kleines Notizbuch mit, wo ich alles reinschreibe, was ich für die Lyrics brauchen könnte. Falls ich jetzt noch mal eine Platte machen soll, wird das im Handumdrehen gehen. Diesmal habe ich ganze Nächte über *einer Zeile* gebrütet. Ich kriegte es einfach nicht dazu, sich vernünftig zu reimen. Da gibt es so ein Buch von... Irving heißt der Mann – er hat 'Tea For Two' und solche Sachen geschrieben – das ich benutzt habe. Es ist kein richtiges Reimlexikon, immer nur so Silben, ing, ging, sing... aber hilfreich. Es war nur schwierig, so zu schreiben, daß andere genausoviel damit anfangen können wie ich, aber als ich Jimmy Helms ‚Monkey On My Back' singen hörte – er hatte nie was mit Heroin zu tun, aber es paßte doch sehr gut, es klingt, als würde er über sich singen, und das ist doch ein gutes Zeichen.«

Welche Herausforderungen kann es noch geben, nachdem die schwere Hürde genommen ist (ach, ich muß es noch mal sagen: welch graziöser und doch kraftvoller Sprung...)? Was gibt es für einen Schlagzeuger sonst noch anzupacken?

»Ich würde gerne mehr produzieren, nachdem ich nun mit ‚Walking Up' den Anfang gemacht habe – ich habe allerdings schon mal eine amerikanische Band produziert, die Bush Tetras, deren Karriere ich wohl ruiniert habe. Und ich würde zu gerne mit einigen Musikern zusammenarbeiten, Frank Zappa z. B. – eh, ich meine, der ist doch ein Genie. Ich mag vieles von seinem Zeug überhaupt nicht, ich würde einfach mal gerne mit ihm zusammenspielen, oder mit Jeff Beck, etlichen Leuten. Es ist irgendwie – du würdest vielleicht auch gerne für die Sunday Times oder den Daily Telegraph schreiben, weißt du, was ich meine? Nur, um das mal gemacht zu haben, weil es was Besonderes ist. Ich habe auf dem Ian-Hunter/Mick-Ronson-Album mitgespielt, das war fantastisch! Als Junge fand ich Mott The Hoople ganz toll, und Bowie und Mick Ronson auch, und dann findet man sich mit den Leuten in einem Studio, als Gleichgestellter! Oder Pete Townshend: Pete Townshend war für mich immer ein Gott oder so, und als ich die Band mit Pete Farendon hatte – bevor er starb –, hat Pete Townshend unsere Demos produziert, und ich konnte ganz normal mit ihm reden – hallo Pete und so. Ich kann es immer noch nicht fassen. Als ich vor Gericht mußte, weil ich im Besitz von Diebesgut erwischt wurde, kam Pete Townshend vor Gericht, um mir ein gutes Leumundszeugnis auszustellen. »Dieser Mann ist ein Freund von mir...«, das ist doch wunderbar. Tatsächlich hat er mir geholfen, vom Heroin wegzukommen, hat mir sogar Geld gegeben – für mich bleibt er immer so was wie ein Gott. Eigentlich bietet es sich ja auch an, bei anderen Leuten alles raushängen zu lassen, was man sich bei den eigenen Platten verkneift.

Ich spiele immer noch regelmäßig in einer Jazz-Band, unten in Dover, wo ich herkomme. Ich fahre oft an Wochenenden runter, zum Spaß. Ich spiele gern möglichst viel verschiedene Musik, auch Sachen, die ich auf meinen eigenen Platten nicht unterbringen würde.«

So geht es. Da gibt's doch immer wieder jene, ohne die die Umsetzung von Image, Ideal und anderen wunderbaren Dingen ausgeschlossen wäre, die, in deren Spiel man revolutionäre Tendenzen ausgezeichnet klingen hört – und die doch immer wieder, wenn all das in Klump und Asche liegt, vom Zahn der Zeit benagt, in ihrer viel ursprünglicheren, edelsten, imagesichersten Rolle weiterleben, in der klassischen Rolle: als Menschen, deren Leben Musik ist! Solche Leute können und müssen in manchen Zeiten – z. B. jetzt – zu den cooleren gezählt werden. (Das soll klarstellen, daß ich hier nicht von schmierigen Virtuosen spreche.) Auch wenn sie die ein oder andere seltsame Ambition haben.

»Genauso ist Mick auch. Wir sind sehr gute Freunde, sogar während des Ärgers wegen Clash, wegen Geld, der immer noch nicht ausgeräumt ist, die ganze Sache ist immer noch vor Gericht – die einzigen, die im Moment an Clash verdienen, sind die Anwälte – sind wir Freunde geblieben, weil wir uns so ähnlich sind. Wir sitzen den ganzen Tag rum, hören Musik, machen Musik. Wir haben es doch gut, wir müssen keine Wohnzimmermusiker bleiben, so wie Leute, die zu Hause heimlich Gedichtbände vollschreiben, sondern können jederzeit davon leben!«

Bist du nun reich oder arm? Zahlt Punk-Rock nach zehn Jahren auch noch die fälligen Rechnungen?

»Na, ich habe eine Menge *verloren*, ich habe eine Menge *ausgegeben* – ich habe keinen Sinn für Finanzen. Ich habe höllisch viel ausgegeben, aber zum Glück habe ich nie alles bekommen, was mir zustand, also steht jetzt noch einiges aus. Na ja, mir ging es gut, als ich noch von 11 Pfund die Woche lebte, dann, als The Clash auf der Höhe des Erfolgs waren, hatte ich 800 Pfund die Woche, und die habe ich genauso verbraten. Man gibt immer aus, was man hat. Aber – ich habe genug Geld. Mein Manager muß alle meine Schecks gegenzeichnen – das war meine Idee –, denn sonst kaufe ich alles, was ich gerade sehe, rah, lechz, ich muß es haben, um nachher festzustellen, daß ich es doch nicht so dringend brauche.« (Er deutet auf eine Lampe, die sich vergeblich bemüht, das Hotelzimmer zu verschönern.)

Ist es nicht eine ziemliche Umstellung, wenn man in gern beschworenen Zeiten Mitglied einer *wichtigen, radikalen, einflußreichen, essentiellen* Band war und nun, lange Zeit später, einfach eine (eh, wie sagt man... wie soll man...) *gute Platte* rausbringt? Darf man das? Mick Jones behauptet doch wenigstens noch, in BAD sei der Geist des Punk-Rock feinstens repräsentiert (womit er vielleicht recht hat), und Joe Strummer kämpft weiter gegen Heavy Metal (womit er vielleicht auch recht hat), aber die *gute Platte?*

»Punk – am Anfang war es ja gut. Aber nachher gab es einfach zu viele Punkbands, und eigentlich hat es *jeder* irgendwie falsch verstanden. Z. B.... wir haben ja versucht, gute Songs zu schreiben, aber jeder hat es so verstanden, als *müßte* man unfähig sein, ein Instrument zu spielen, um Punk zu sein. Ah, toll, jetzt sind wir mal nicht gut! Ich kann mich noch daran erinnern, wie schrecklich es war, Leuten, die wirklich gut waren, dabei zuzusehen, wie sie sich mühten, schlecht zu sein. Ich bin fast verrückt dabei geworden! Jetzt ist doch zehnjähriges Punk-Jubiläum? Mir kommt es immer so vor, als wäre es nur ein paar Jahre her, aber *zehn* Jahre... Wenn überhaupt jemand darüber schreiben sollte, dann Leute wie Joe Strummer oder Johnny Rotten, aber alle, die sich jetzt dranmachen, wissen doch gar nicht, worum es ging! Ich habe ja selbst vergessen, worum es eigentlich ging. Ich weiß nur, es war ein guter Spaß. Es wird wieder etwas Neues geben, sicher. Eben war hier ein Knabe drin, der mich nach dem nächsten großen Ding gefragt hat, aber das berührt mich nicht. Ich war am *letzten* neuen Ding beteiligt, und während das nächste neue Ding läuft, werde ich wohl trotzdem die eine oder andere Platte verkaufen. Auch neben Punk-Rock gab es eine Menge anderer Musik, das gilt für jede große Welle, es gibt immer daneben noch massenweise andere Musik – deswegen macht mir das keine Sorgen.« ●

HIP HOP, BOOGIE AND

Das DEF JAM Label

Rick Rubin wird dieser Tage dreiundzwanzig, zur Punk-Zeit war er also 13 bis 15 gewesen, während des ersten Rap-Höhepunktes 17, 18. Heute verbindet er in seiner Arbeit als Produzent seine musikalischen Erfahrungen und Wurzeln – auch Heavy Metal. Ist (Musik-) Geschichte wiederholbar?


Foto: Wolfgang Wesener

VON HANS KELLER

Oder wird ihr einfach nur aus Mangel an wirklichen Neuschöpfungen gestattet, sich zu wiederholen? Oder ist die Rückkehr zur reinen, unatmosphärischen Aktion, zu Rap über leerem Drumbeat plus sparsamen Effekten als aufsehenerregende Erfrischung zu betrachten, bloß weil Legionen schwarzer Teenager sich nicht recht erinnern können, daß Labels wie zum Beispiel Enjoy vor sieben Jahren bereits DIE Meisterplatten im konsequenten Rap herausbrachten? Rick: »Ein Kompliment für mich, daß du Enjoy im Zusammenhang mit dem, was ich tue, erwähnst.«

Tatsachen sind jedenfalls, daß a) Rap/Hip Hop als Ausdrucksform für schwarze Jugendliche in New York (und anderswo) nach wie vor lebendig ist (Trend-Reaktionen aus Europa interessieren hier nicht), b) eine Rückkehr zu einer gewissen spartanischen Einfachheit festzustellen ist und c) einerseits Unternehmen wie Run-D.M.C. durch das Einbeziehen von Heavy-Metal-Anleihen sich ein oft mehrheitlich weißes Publikum schaffen konnten, andererseits strikter Rap offenbar nur noch ein rein schwarzes Publikum erreicht, wo wir doch noch vor kurzem weiße Waver und Schicki-Mickis von der Sache begeistert sahen.

Bestes Beispiel ist ein LL-Cool-J/Whistle-(„Just Buggin") Gig im Ritz, weißes Downtown, 11. Straße: etwa zehn Weiße – z. B. Charlie Ahearn (Wild-Style-Regisseur) oder ein einsamer Blonder von Sonic Youth – auf 600 Schwarze, gespickt mit Prominenz. Da stehen Run-D.M.C. Und Flash, immer noch deutlich auf dem Rücken seiner Lederjacke angeschrieben, studiert mit offensichtlich ehrlicher Aufmerksamkeit die Aktionen der DJ's, die altersmäßig fast seine Söhne sein könnten. Obschon Rick Rubin dieses rein schwarze Publikum damit erklärt, daß LL Cool J als Frischling hauptsächlich seine heimatliche Queens-Gefolgschaft mobilisiere, räumt er doch ein, daß eine Tendenz zu Separatismus bestehe, die er selbst und sein Label Def Jam aber wieder zu überbrücken trachten.

Wie kam es dazu? »Als ich zur High-School ging, in Long Beach, gab es da etwa 70% Weiße und 30% Schwarze. Die weißen Kids waren überhaupt nicht an progressiver Musik interessiert, die hörten sich Gruppen wie die Stones oder Yes an, Gruppen also, die sie ja kaum je zu sehen bekamen. Alte Männer. Ich war aber an Sachen interessiert, bei denen man aktiv teilnehmen konnte, also hörte ich Hardcore. Während die Weißen nichts hatten, was sie hautnah erleben konnten, warteten die schwarzen Kids immer ungeduldig auf die neue Rap-Platte, die herauskam. Es faszinierte mich, daß da jedermann an etwas interessiert war, das neu und gut war. Die gleiche Sache wie Hardcore – Musik von der Straße. Die Musik aus den großen Hallen herausholen und den Leuten zurückgeben.«

Rick, noch in der Schule, produzierte seine erste Platte, T LA Rock und Jazzy Jay's „It's Yours", vertrieben von Streetwise. Dann traf er Russell Simmons, eine der Schlüsselfiguren auf der Rap-Szene; Manager zahlreicher Gruppen wie Whodini, Run-D.M.C., Kurtis Blow, um nur die bekanntesten zu erwähnen, musikalischer und verbaler Anreger, innovatorischer Produzent. Es ist seine Idee – also die Idee eines Schwarzen –, Run-D.M.C. mit Heavy Metal aufzuladen und damit Rap einem wesentlich breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Rick: »Er hatte mit der Entstehung so ziemlich aller meiner Lieblingsplatten zu tun. Er war nicht reich, und ich wußte, da stimmte etwas nicht. Plattenfirmen behandelten ihn nicht fair, er wurde nicht adäquat bezahlt. Also sagten wir uns, wir müssen das selbst in die Hand nehmen, und gründeten vor etwa anderthalb Jahren das Label.« Während dieser Zeit erwiesen sich Def-Jam-Produkte neben Run-D.M.C. (auf Profile), UTFO, den ganzen Roxanne-Konversations-Platten, Cold Crush Brothers, Doug E. Fresh und einigen anderen frischen Kräften als die wahren zeitgenössischen Träger von Hip Hop. Die besondere Idee dabei war, Vielfalt zu erreichen.

»Alle unsere Musik wird extrem sein und entschieden teenagerorientiert. Keine Musik für Erwachsene. Aber es kann Teenager-Musik unterschiedlicher Richtungen sein, z. B. auch Heavy Metal.« Oder ehemalige Punks, die sich über jene Freitagnächte in der Rollerdisco Roxy, wo eine Weile lang eine, wie auch immer gekünstelte, Begegnung zwischen Hip Hop und weißer Downtown-In-Crowd stattfand, zu Rap hingezogen fühlten. Beastie Boys. Heute mit zwischen Heavy Metal und Rap/Hip Hop angesiedeltem Material ein Eckpfeiler von Def Jam. Trotz trashigem, pickligem Vorstadt/Suburbs-Aussehen stammen die drei aus Manhattan...

Rick: »Die waren zunächst eine sehr populäre Hardcore-Band gewesen, sie spielten an den Hardcore-Matinees im CBGB's. Bei den Hip-Hop-Nächten, damals noch im Negril, waren sie dann von denselben Sachen fasziniert wie ich und machten diesen Schritt. Ein großer Teil ihres Punk-Publikums machte dann mit.«

»Was gab es denn für Reaktionen, wenn sie Uptown (Bronx/Harlem) auftraten?«

»Im Disco Fever (lange Zeit Flash's Heim-Basis) war das zunächst schwierig, eine Neuigkeit. Aber man hat sie jetzt akzeptiert, ihre Platten sind bekannt, und 'Slow And Low' läuft sehr gut in den schwarzen FM-Stationen.« Rubin will es in der Richtung weitertreiben, der vor etwa einem halben Jahr abgeschlossene Associated-Label-Vertrag mit CBS soll für alles mögliche offen sein, man will dort nicht zur reinen Rap-Ecke werden. Heavy-Metal-Fan Rubin kriegt glänzende Augen, wenn er ein Gig-Video von Slayer aus dem Studio 54 (!!!) zeigt, einer nekrophilen, knallharten Speedo-Heavy-Metal-Truppe aus L.A. Die will er auch auf Def Jam haben, während auf der anderen Seite Partner Simmons mit Juice R&B für das Label produziert.

Die Label-Entstehungsgeschichte wurde inzwischen durch *„Krush Groove"* gründlich mythologisiert, einen – und das weiß auch Rick (»Ich mag ihn nicht, ich hasse den Streifen«) – schlechten Film, der aber durch die darin auftretenden Rap-Acts und andere gegenwärtig populäre Leute wie Sheila E zum heißen Stoff wurde, und zwar im direktesten Sinne des Wortes. Es gab Troubles und Ärger. Zum Beispiel bei einer *Krush-Groove*-Party im Madison Square Garden mit 22000 Kids. Und angeblich auch in den Kinos, während den ersten Spielwochen des Films. Rick stellt sich sofort vor seine Schützlinge, sein Publikum, das ihm bestätigt, daß er die Platten mit dem richtigen Teenie-Punch herausbringt, indem es diese massenweise kauft.

„Krush Groove war wie ein Cartoon, eine sehr simple Geschichte ohne Gewalt. Es wurde zwar darin viel geflucht und gebrüllt, aber das gibt's in der Hälfte aller Filme, die heute herauskommen. Der Grund für Gewalt und Ärger war: der Film wurde in zu wenig Kinos gleichzeitig gezeigt, und das Hip-Hop-Publikum besteht aus Fanatikern. Das sind nicht Leute, die sagen, oh, hier ist ausverkauft, laß uns einen anderen Film ansehen gehen. Die wollten DIESEN Film sehen. Sie kamen zur 6-Uhr-Vorführung, und die war ausverkauft. Die 8-Uhr-Show war auch ausverkauft, die um 10 ebenfalls und auch die um Mitternacht. Geht heim, Kinder. Das sag du denen mal. Da hingen dann halt gegen tausend Kids in den Straßen herum mit den Blasters, und das wurde 'riot' genannt... Aber wirklich, es war kein guter Film, obschon da halt die Gruppen drin vorkamen, die die Kids hören und sehen wollten.«

Der Lapsus soll jetzt ausgebügelt werden, demnächst beginnt man mit

SPIKES



den Dreharbeiten zu *„Run-D.M.C. are tougher then leather"*, das Drehbuch existiert bereits, und Ricks Anmerkungen dazu klingen interessant. »Das wird eine Art Urban-Spaghetti-Western werden. Run-D.M.C. spielen eine neue Gruppe, die von einer Konzert-Agentur, die im Drogengeschäft steckt, auf Tournee geschickt wird, um Geld einzuspielen. Ein Freund, der als Roadie mitkommt, wird umgebracht, da er backstage etwas beobachtet hat, was er nicht sehen sollte. Der Rest des Films handelt dann davon, wie Run-D.M.C. sich gegen die Agentur zur Wehr setzen. Ich würde sagen, es geht in Richtung Clint-Eastwood-Film, denn auch wenn Run-D.M.C. die 'Guten' sind, handeln sie nicht gerade im konventionellen Sinne 'gut'. Sie werden dazu gezwungen, so zu handeln; nachdem ihr Freund gekillt worden ist, gehen sie nicht Knarren kaufen, sondern zunächst zur Polizei. Aber die Polizei beschuldigt SIE: 'Immer wenn IHR euch zusammenrottet, gibt es Ärger, und IHR habt doch mit diesem Mord zu tun!' Also muß die Gruppe die Sache selbst in die Hand nehmen. Es wird ein richtiger Action-Film werden, das, was unser Publikum sehen will, aber nicht eigentlich ein Rap-Movie oder Musik-Film.«

Das hört sich alles ganz interessant an und enthält vor allem in der Thematisierung fließender Grenzen zwischen Fun, Schlaumeierei und Kriminalität, wie sie eben die Uptown-Szene prägen, reale Bezüge; die Wahl von Run-D.M.C. mit dem kantigen Image zwielichtiger, schwarzer Priester für die Hauptrollen ist fast zwingend.

Wie sieht die Verbindung von Simmons und Rubin zu Run-D.M.C. eigentlich aus? »Wir haben einen Produktions-Vertrag mit ihrem Label Profile, dem sie noch für weitere zwei Jahre verpflichtet sind. Danach kommen sie vielleicht zu uns.« Rick ist momentan gerade dabei, die nächste Run-D.M.C.-LP *„Raising Hell"* fertigzustellen; Tape-Auszüge, die ich zu hören kriege, zeugen von geschickten, kleinen Schritten vorwärts, was Sound-Effekte, aber auch Rhythmisierung betrifft.

Originell zum Beispiel ein schwer tropfendes Boogie-Piano als bestimmender Beat im Song „You Be Illin" (außerordentlich war ja schon der Einfall gewesen, LL Cool J's „I Can Give You More" mit einem tröpfelnden John-Cage-Piano zu hinterlegen!). „Illin" ist eine Hip-Hop-Szene-Wortneuschöpfung für „Crazy". »Wir bewegen uns eher von Disco weg in Richtung einer Art Rock'n'Roll. Auch wenn auf dem LL-Cool-J-Album keine Gitarren sind, betrachte ich das doch als Rock'n'Roll-Album, in der ganzen Attitüde. Das ist eigentlich keine Tanz-Musik. Ich meine, du kannst dazu tanzen, aber eher so, wie du zu AC/DC tanzen würdest. Ich bin auch froh, daß diese ganze Breakdance-Sache vorbei ist, die ja vor allem durch die Medien gehypt wurde. Durch diese ganzen Package-Tourneen – Graffiti, Breaking etc. – wurde Rap billig gemacht. Man nimmt das jetzt viel ernster, die Sachen, die Run-D.M.C., LL Cool J oder Whodini machen.«

Gesund ist jedenfalls auch die Rückkehr zu einer gewissen Einfachheit im Sinne der (beredten) Schmucklosigkeit der Platten des 16jährigen Def-Jam-Stars LL Cool J, der über sein Verhältnis zu leerem Drumbeat sagt: »That's my image. That's me. Just me and the machine.«

Vielleicht eine Wiederholung bereits stattgefundener Musik-Geschichte, vielleicht mehr Attitüde als Musik, trotz Liebeserklärungen („I Want You") eindeutig unromantische Straße (in Queens) statt Schlafzimmer, aber immer noch faszinierender als die ganze schwarze Kack-Crème aus dem Scheißhaufen Los Angeles etwa, die verlogen das Label „Soul" für sich beansprucht und kritiklos von den Dummen (Yuppies vor allem) geschlürft wird.

Rubin expandiert unermüdlich, eine der nächsten 12-inches wird von der Junk Yard Band sein, zehn 9- bis 15jährigen Kids aus Washington DC, die auf Abfalleimern und Billig-Synthies eine Art Kinder-Go-Go fabrizieren. Rick Rubin ist einer, der das tut, was man in New York „Taking the chances" nennt; wer sich auf die Socken macht und seine Möglichkeiten wahrnimmt, kann hier immer noch Marksteine setzen.



Gruppenverzeichnis:

Beastie Boys/LL Cool J/Hollis Crew/Jazzy Jay/Juice (R&B, neu)/Busy Bee (neu, origineller „Rap-Veteran")/The Original Concept (neu)/Junk Yard Band (neu)/Slayer (HM, im Gespräch).

Marti Jones und ihre unschuldige Welt aus Blut und Knochen



Marti Jones ist das Aushängeschild der neuen amerikanischen Qualitätsmusikergilde. Rund um den besten Freund, Produzenten und Mastermind Don Dixon gruppieren sich alte und neue Helden des anderen US-Underground, von den dB's bis zu den Fletchin Bones, von den Bongos bis zu den Swimming Pool Q's. Marti Jones singt Fremdtitel der besten unter den neuen Talenten. Sie ist die Kim Wilde, die den jungen, oft pickligen Genies den Sprung in den Overground erleichtern soll, mit der gleichen Qualität, versteht sich. Als Detlef Diederichsen ihr in Hamburg begegnete, vergaß er alle Sorgfaltspflicht, entwickelte väterliche Gefühle und fragte sich:

WAS MACHT MAN MIT einem kaum zwanzig Jahre alten, sonnengebräunten, sportiven amerikanischen Mädchen? Doch kein ernsthaftes Interview, Fragen nach den Einflüssen, den Plänen für die Zukunft, nein, ein kleines, amüsantes Spielchen.
Die Regeln: Zwei Begriffe, Namen, Dinge werden genannt, zwischen denen es sich zu entscheiden gilt, mit Begründung.

The dB's oder The Bongos

Das ist nicht fair, ich kenne diese Typen doch! Äh, *The dB's*. Richard Barone ist ein guter Songwriter. Er schrieb ja auch „Show And Tell" für mich. Die Holsapple-Songs auf meiner Platte hatte es schon vorher gegeben. Insofern muß ich sie unterschiedlich behandeln. Aber wenn es darum geht, welche Gruppe ich mir lieber anhöre, dann muß ich nun mal sagen, The dB's.

Don Dixon / Elvis Costello

(Lacht) Das ist ein gutes Spiel! Ich sollte Elvis Costello sagen, um Don Dixon zu ärgern. Aber ich sage trotzdem *Don Dixon*. Die Frage ist unfair, Don Dixon ist der beste Freund, den ich auf der ganzen Welt habe. Deswegen entscheide ich mich natürlich für ihn, ich kenne Costello nicht.

Schwarzweiß / Farbe

Schwarzweiß. Man sieht mit den Augen automatisch farbig. Das macht Schwarzweiß letztlich interessanter.

Jesse Jackson / Eddie Murphy

Eddie Murphy. Er ist einer der witzigsten Menschen, die je gelebt haben, was mich betrifft.

Andy Warhol / Elvis Presley

Das ist schwer. *Elvis*. Wenn man sich seine alten Filme ansieht, merkt man, wieviel er zu bieten hatte. Anläßlich seines 50. Geburtstages letztes Jahr gab es ein altes Konzert von ihm im Fernsehen. Nur er und seine Band waren auf der Bühne, und er war so verdammt cool! Ich verliebte mich sofort wieder bis über beide Ohren. Was Andy Warhol zu bieten hat, erscheint mir weniger zugänglich. Elvis fühle ich mich näher.

Hank Williams/Charlie Parker

Da ich nicht so besonders viel über Charlie Parker weiß, nehme ich Hank Williams. Ich liebe Country-Musik, und er war sicherlich einer der größten Songwriter aller Zeiten.

Tag / Nacht

Schwer. *Nacht*, würde ich sagen. Es hat einen bestimmten Reiz, sich im Dunkeln zu bewegen.

Die 70er / die 40er

Wahrscheinlich die *40er*, obwohl ich damals noch nicht gelebt habe. Die einzige Verbindung, die ich zu damals habe, sind die Filme. Ich liebe 40er-Filme, die Komödien besonders. In den 70ern war ich in der Highschool, trug Plateau-Sohlen, alles ziemlich blödsinnig.

Doris Day / Sissy Spacek

Doris Day, sie ist so wunderbar zickig.

Live auftreten/im Studio aufnehmen

Das ist richtig schwer, denn das sind zwei völlig unterschiedliche Dinge, die mir aber beide sehr viel Spaß bringen. Es ist die härtere Arbeit, live zu spielen, aber es hat einen gewissen Reiz, keinen Schlaf gehabt zu haben, im Bus herumzureisen und dann irgendwann abends auf einer Bühne zu stehen und mit anderen Musikern zu spielen. Studioarbeit ist dagegen meist sehr ernsthaft und geht häufig nur sehr langsam voran. Ich ziehe die hohe Geschwindigkeit des *Live-Spielens* vor. Wenn ich im Studio bin, muß ich mir vorstellen, irgendwo sei da das Publikum, für das ich singe, irgend jemand, den ich ansprechen kann.

Schlagzeuger / Bassisten

Ich hatte immer eher eine Anziehungskraft auf *Bassisten*. Die meisten Schlagzeuger, die ich kennengelernt habe, sind einfach nur wild. Vielleicht hat es auch mit meiner Mutter zu tun, die mir sagte, als ich mit 16 in der Highschool mit Bands anfing: »Marti, sei vorsichtig, besonders mit Schlagzeugern. Du weißt, daß sie alle drogenabhängig sind. Du hast die 'Gene-Krupa-Story' gesehen.«

Ostküste / Westküste

Der Osten. Es ist eine gewisse Art von Frivolität und Oberflächlichkeit an der Westküste, die mir angenehm ist. Aber es ist keine Gegend, in der ich mich für eine längere Zeit aufhalten könnte. Das längste waren drei Monate. Im Osten haben die Leute feste Standpunkte, sie brüsten sich nicht immer mit ihrer Offenheit. Das hängt damit zusammen, daß ihnen mehr geboten wird und sie sich ständig entscheiden müssen. Der Osten ist wirklich. Der Westen ist Hollywood.

Vergangenheit / Zukunft

Zukunft. Ich wühle nie in der Vergangenheit. Es ist viel amüsanter, sich vorzustellen, was alles passieren könnte. Aus dem Nachdenken über die Zukunft entsteht Kreativität. Die Vergangenheit ist vorbei, man sollte sich daran erinnern, aber an der Zukunft kann man noch arbeiten.

Beobachten / Zuhören

Definitiv *beobachten*. Ich nehme die Welt vornehmlich visuell wahr. Ich muß mich immer wieder zum Zuhören zwingen. Es kommt immer wieder so weit, daß ich nicht weiß, was los ist, weil ich so emsig damit beschäftigt war, irgend etwas zu beobachten.

Essen / Trinken

Da muß ich zweiteilen. *In Amerika: Trinken. In Europa: Essen.*

Musik / Religion

In gewisser Weise ist Musik Religion. Man kann ihr so treu folgen, daß man zu einer Art Jünger wird, von einer Band, einem Stil. Mit Religion hatte ich nie viel zu schaffen. Wenn die Zeiten so weitergehen, ändert sich das vielleicht mal. (Lacht) Nein, *Musik* spricht mich viel mehr an.

Fernsehen / Drogen

Drogen. Ich kann einfach nicht lange genug stillsitzen, um längere Fernsehsendungen zu verfolgen. Ich könnte nie den ganzen Tag fernsehen und sonst nichts tun. Aber ich kann Drogen nehmen und sonst nichts tun.

The Beach Boys / The Rolling Stones

Rolling Stones. Ich hatte eine Phase, als ich in der Highschool war, wo ich sehr auf die Beach Boys stand. Aber man kann nicht sein ganzes Leben am Strand verbringen. Die Stones haben mehr Energie.

Haare / Kleidung

Das ist wieder sehr schwer. *Kleidung*. Man kann damit mehr machen. Beim ersten Eindruck achtet man, glaube ich, mehr auf die Haare. Aber man kann sein ganzes Leben dieselbe Frisur haben, aber wenn man seine Kleidung nie wechselt, bekommt man Probleme. Kleidung, weil man sie wechseln kann.

Afrika / Asien

Afrika, wegen der Kunst. Die primitive afrikanische Kunst hat mich schon immer fasziniert, sie spricht sehr für Afrika. Vergleichbare Sachen aus Asien fand ich nicht so interessant, nicht so subtil.

Metall / Holz

Holz. Ich weiß aber nicht, warum.

Knochen / Blut

Da nehme ich *Knochen*. Sie sind die Struktur von Dingen. Blut bringt das Leben hinein, aber Knochen sind die Voraussetzung. Jedesmal wenn ich jemand ansehe, denke ich über Anatomie nach. Blut kann man nicht malen, man kann höchstens damit malen (lacht), aber Knochen haben höchst interessante Formen.

Philadelphia / Detroit

Ich war in beiden Städten nur zweimal. Zuletzt in Philadelphia. Ich nehme *Detroit*. Es ging mir nicht besonders gut, als ich in Philadelphia war. Es macht auf mich einen merkwürdigen Eindruck. Detroit hat mehr vom mittleren Westen, so daß ich mich dort eher etwas zu Hause fühlen kann.

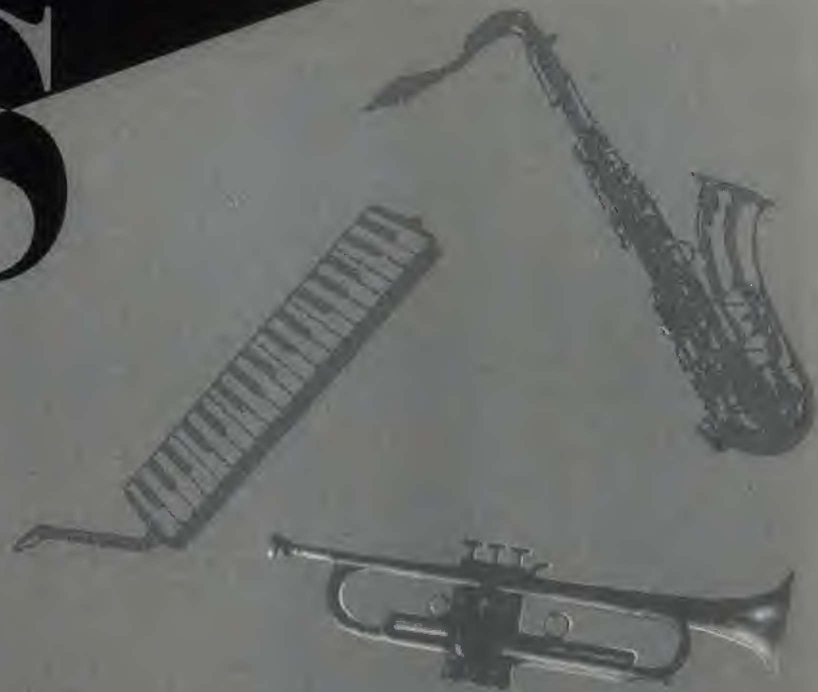
"Dallas" / "Denver-Clan"

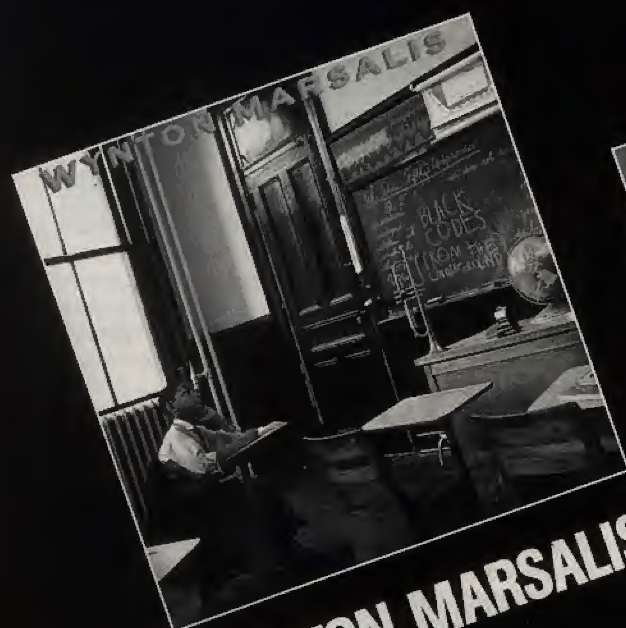
Ich habe schon bemerkt, daß das hier die große Frage ist, dabei habe ich noch keins von beiden bisher gesehen. O.K., Problem! Ich nehme *"Dallas"*, weil ich kürzlich eine lustige Geschichte darüber gehört habe. Ein Freund erzählte mir, daß er sich immer mit diversen Leuten zum "Dallas"-Sehen trifft, und jedesmal, wenn J.R. einen Bourbon trinkt, trinken sie einen Bourbon. Nach der Sendung sind sie total besoffen.

Der Lieblings-Jones

Zum Abschluß muß mir Marti ihren Lieblings-Jones nennen (es darf niemand aus ihrer Familie sein): Also, ich bin es nicht. Und auch nicht Rickie Lee Jones. *Tom Jones!* Aber ich weigere mich, irgend etwas über Tom Jones zu sagen.
Martis abschließende Worte: »Great! This was fun! I want to play basketball now!«

KEYS AND HORNS







JOE ZAWINUL
"Dialects"
Music for solo-synthesizers and voices. Neues vom Weather Report keyboarder
Als Gaststimme: Bobby McFerrin
CBS 26 813

WYNTON MARSALIS
"Black Codes (From The Underground)"
Die Trompete. 6 neue Kompositionen von WYNTON mit Brüder Branford, Kenny Kirkland, Ron Carter u. a.
AUSGEZEICHNET MIT 2 GRAMMYS.
CBS 26 686



PAQUITO D'RIVERA
"Explosion"
Eine wirkliche rhythmische Explosion vom kubanischen Meister des Alto Sax
CBS 26 835

CBS
The Family of Music





THE SWANS CRIME & TH

Michael Ruff begegnete drei Bands mit Underground-Credibility, die letztens hiesige Venues aufmischten. Was er erleben würde, konnte keiner voraussagen. Und es kam dann auch alles anders, als erwartet.

MICHAEL GIRA SOLLTE ernstgenommen werden. Nur wenigen Figuren in wenigen Rockgruppen gelingt es, ihre Person mit einer konsequenten Aura völliger Unabhängigkeit von Trends, Politik, anderen Bands und anderen Einflüssen abzugrenzen, die einem jedes „Ja, aber" im Halse stekken bleiben läßt. Ihre Platten sind extreme Beispiele einer von jeder Tonalität entfernten, doch mit allem Perfektionismus strukturiert aufgebauten Musik. Die Swans glauben, daß diese Musik nicht gehört, sondern gefühlt werden muß: Wo andere den Weg zum Trommelfell suchen, nehmen sie das Bauchfell.

Michael Gira ist groß, blond und wenn er sein weites Hemd ablegt, weiß jeder, daß er in der Lage wäre, zwei volle Bierkästen auf einer wackligen Leiter zum 10. Stock einer Parkhaus-Baustelle hochzuschleppen (barfuß natürlich). Sein Haar ist lang und dünn, an den Schläfen abrasiert, so als stünde er genau zwischen Skinhead und Aussteiger. Sein Gesicht bleibt unbewegt, nur seine Lippen beben vor Anstrengung, wenn er seine berüchtigten Lyrics aus dem massigen Körper schleudert. „Cut off your arms/cut off your head/cut off your legs/get rid of the body/heartache to heartache/job to job/Dollar to Dollar/body to body/pus, poison, blood, shit..." („Job"), und er sieht so schräg und unberechenbar aus dabei, so regungslos, langsam und müde.

Die Musik ist monoton, archaisch, man assoziiert Bewegungen wie die langsame Erosion des Bodens von Alaska entlang der in die Landschaft geschnittenen US-Öl-Pipeline. Man erkannte, daß die Musik anders sein sollte, weiter gehen sollte als alles bisher Dagewesene. Doch man erkannte auch, das diese nun zu überschreitende Grenze wirklich sehr weit weg war und der dazu benötigte Aufwand, der gigantische Apparat, die Fähigkeiten menschlichen Fleisches überschreiten würde.

Live sind Swans laut jenseits aller Vorstellungskraft: »Das war laut? Für uns klang das wie gar nichts.« Für das Publikum war das eher ein tätlicher Angriff. »Ich würde nicht sagen, daß wir die Leute attackieren. Zu glauben, man hätte das Recht, Leute anzugreifen, ist eine typische Künstlerhaltung – das ist bourgeois und paßt mir überaupt nicht. Wir dagegen konfrontieren unser Publikum mit einer Erfahrung, die sie nutzen können, wenn sie wollen. Ich respektiere unser Publikum als Individuen und würde sie nie angreifen wollen.« Werden sich die Leute nicht unweigerlich angegriffen fühlen, auch wegen der Texte?

Michael Gira



Foto: Anke Osthues

»Ihre Sache. Ich bezweifle außerdem, das dies so ist. Ich glaube, die Arbeit mit extremen Dingen führt nicht unbedingt dazu, daß die Leute nichts davon hören wollen. Wenn Leute nur noch nette Dinge mögen, sind sie lange tot.«

Eine Extra-PA mußte ins KiR geschafft werden, andernfalls wären The Swans (wie in Aachen) gar nicht aufgetreten. Als der kleine Raum vor 4000 Watt erbebte, war es Cpt. Kirk, der eins der Folterinstrumente mutig außer Funktion setzte und jetzt die durchgeknallte Endstufe zahlen muß. Der neue Bassmann der Swans, langhaarig, bärtig, drischt sein Instrument im monotonen Holzfällerwahn. Gira, der Diktator, der seine Musiker heuert und feuert, hat den Schweizer Drummer Roli Mosimann an Foetus' Wiseblood abgegeben und durch zwei Kollegen ersetzt, die hinter ihren riesigen Schießbuden kaum zu erkennen sind.

Zu diesem Arsenal kommen wilde Sounds aus dem Computer-Sample-Keyboard, verfremdete Bass- und Gitarren-Wälle. Jedes Instrument für sich steht soundmäßig nahe am weißen Rauschen, dem Gleichklang aller Schallquellen zusammen. Dazu Giras direkt aus der Körpermitte röhrende Elefantenstimme.

Seidler: »War geil! Ich hatte aber auch Lust auf echten Lärm.«

Gira: »Swans haben nichts mit Lärm zu tun. Die Musik ist extrem, hat aber Spannung und Variation. Sie ist laut, aber es müßte Raum da sein und Trennschärfe. Was uns bei diesen schlechten PAs erwartet, ist nichts von alledem, nur Lärm. Das ist nicht unsere Absicht. Es wurde uns nicht die Gelegenheit gegeben, uns in unserer Sprache auszudrücken.«

Hätten die Leute euch besser verstanden, wenn die PA besser gewesen wäre?

»Es ist nicht unsere Sache, darüber nachzudenken. Unser Job ist, so klar, ehrlich und diszipliniert wie möglich zu sein, und von dort an muß das Publikum selbst klarkommen. Man kann nicht hart und konzentriert arbeiten und dabei gleichzeitig an die möglichen Reaktionen denken. Wir sind nur verantwortlich dafür, daß unsere eigene Arbeit, unser eigenes Produkt gut ist.«

Die häufige Erwähnung des Polizisten (= Cop) in deinen Texten läßt eine Frage nach deiner politischen Position zu.

»Sicher ist da was Politisches dran, aber nicht im Sinne einer Ideologie. Cop hat etwas mit Machtverhältnissen zu tun, und meine Beobachtungen darüber lassen sich vielleicht politisch verwerten, doch für uns wäre es eine Beschränkung, politisch spezifische Aussagen zu machen, und damit heuchlerisch.«

Ist Cop für dich ein neuer Archetyp?

»Ich habe es als Metapher gebraucht, das New Yorker Polizeipräsidium ist nicht gemeint. Cop meint den Zustand, daß eine Person absol Kontrolle über Körper und physis Präsenz einer anderen Person hat.«

Was bedeutet „Work"?

»Work ist, was eine Person d niert. Work ist ehrlich. Meat und Wo

Meat is Murder?

»No!! Meat is God!«

Was macht Fleisch lebendig?

»Money!!«

Der Ausdruck „Songs From Hard Edge Of Live" wird von Mich Gira akzeptiert. Aber wenn ich di Beschreibung höre, denke ich nich seine Folter-Phantasien, sondern die Folklore der Leute, die mit bl aufgesprungenen, am Pelzinnenfu ihrer Handschuhe festgefrore Händen Industriekomplexe aus d drei Meter tief gefrorenen, sibirisc Boden stampfen, um den Reicht der dortigen Region erschließen können. Diese Leute sind es, die f schreiten.

Jemand mit Arbeitsethos k eben gerade auch unter schlech Bedingungen nicht anders, als sei Job gut zu tun. Giras Begriff vom „h edge of life" entwickelt sich in der fe seines Individuums und durch se Fähigkeit, sich von seinen selbs schaffenen Sensationen zu überz gen. Widrige Umstände sind da eine Beleidigung.

Ich schlug irgendein Buch auf, da stand: »Wenn ich schreibe, sitze tagelang in einem Raum mit Papier gen, esse wenig, sehe wenig Licht ich zufrieden bin mit dem, was ich vorgebracht habe. Mein Ego funk niert so, daß ich derjenige bin, de zu beeindrucken gilt.« Paßt das Michael Gira? Er ist ein freundli Mensch, aber je öfter er betont, ihr es egal, was wir mit Swans anfan und von guten oder schlechten redet, egal was die Leute d gemacht haben, desto eher ist geneigt, Swans sich auf sich beru zu lassen. Seine Musik ist der Ausd eines unverbesserlichen Individ sten. Einer, der die ganze Zeit arb und nichts von den Systemen wi will, in denen er arbeitet. Aus inner verborgener Balance entstehen same Ansichten und Forderun Was glaubt er eigentlich, wie wic uns sein Sado-Maso ist? Musik ist





ITY SOLUTION

INCA BABIES

terhaltung, mehr oder weniger total. Der Rest ist Kunst. USA und GB können mit Kreuzungen leicht umgehen, aber BRD? Da werden Swans voll ernst genommen. Manche sehen eine internationale Schule neuer progressiver Musik mit Neubauten, Foetus et al und eben auch Swans. M. Gira sagt, »They can all suck up to each other. We have nothing to do with that.« Manche sehen Gira in der Tradition düsterer US-Literatur wie Burroughs, H. Miller,und vielleicht gefällt mir Gira in der Ecke auch am besten, doch fragt ihn danach, und ihr werdet lernen, wo ihr ihn könnt.

Simon Bonney



Foto: Petra Gall

Übrig bleibt die Erkenntnis, daß die Musik der Swans sich ändert, vgl. „Time Is Money (Bastard)"-Maxi. Die neue LP „Greed" wird auch Tracks erhalten, die nur mit Klavier, Bass und Stimme eingespielt sind. Michael Gira beschreibt die neuen Swans als „emotional stabiler". Ich werde mir die Swans-Platten weiterhin anhören und empfehle das einfach mal weiter.

So auch die Platten von Crime & The City Solution, deren Auftritt von einer ebenso geheimnisvollen Reglosigkeit begleitet wurde. Ihre fragilen Kompositionen nahmen das Publikum gefangen, und wieder war es faszinierend, diesem eigenartigen Sänger zuzuschauen. Das Publikum hörte ernsthaft zu und ließ sich treiben im romantischen Drama, in regnerischen Klängen und mochte die Musik. Doch die Gruppe befand, sie würde schlecht spielen, was keiner gemerkt hatte, aber sie spielte trotzdem nicht weiter. Sie haben die Inspiration für großartige Songs wie „Rose Blue", „Stolen & Stealing", den Kontakt mit ihren Freunden aber haben sie verloren und spielen die dicke Rock-Diva. Plötzlich sahen sie aus wie bleichgesichtige, abgemagerte Geister aus einer geschlossenen, witzlosen Welt privater Ästhetizismen und gereizter Nervenknoten. Letztes Jahr, als Crime & City Solution das erste Mal in HH waren, maulten Teile der Band wegen irgendwelcher Bootlegs, die in wenigen Läden aufgetaucht waren. (Sollen sie sich doch mit Siggi Loch verbünden!) Diesmal maulten Teile der Band, weil SPEX gerade die Birthday Party Story gebracht hatte – »You can talk about the Birthday Party all the time if you want. I don't care!« (Mick Harvey). Das war eine gute Chance „Fuck Off!" zu sagen und den trüben Verein sich selbst zu überlassen. Hatte ohnehin kaum Fragen gehabt. Nikki Suddens Bruder Epic tut mir leid in dieser Band. Ein so sympathischer Junge!

All diese großen und kleinen Individuen ungemütlich dröhnend im Kopf, schwer beeindruckt von soviel Gewicht, wankte ich zu den Inca Babies, und es war eine Befreiung, als durch die ersten Akkorde von „The Interior" die mühsamen Gänge von Verstehen-Wollen, Gerecht-zu-werden-Suchen und In-Worte-Fassen weggepustet wurden. Die Incas sind eine der besten, modernen Rockbands, sie kennen Fall, Birthday Party, Blues und Jazz, wobei ich seit langem niemand so heiß Blues-Harmonika spielen gehört hab wie Incas-Sänger Mike. Hinten standen welche, die keine langsamen Sachen hören wollten und „Fuck off" brüllten, aber Mike verbesserte sie: »You're wrong! You don't mean 'fuck off', you mean 'go on and play more songs!'« Sie haben eine schlechte LP gemacht, aber die Maxis sind alle gut. Live sind sie eine Klasse für sich. Lieblingsband! Ohne sie wäre mir zu den Swans nur dumpfes Gemurmel eingefallen, aber nun weiß ich, daß Swans ins Studio gehören. Oder in große Stadien. Wie Pink Floyd. ●



Foto: Moni Kellermann

Mike von den Inca Babies



YOKO

Olaf Dante Marx liebt sie, Diedrich Diederichsen liebte sie bis vor kurzem, der Rest der Welt versteht sie nicht. Der erste erzählt, wie sie sein Leben veränderte, der zweite wie das vor, auf und hinter der Bühne aussah.

Yoko Ono und ich und die Wahrheit

»Zeig' mir dein Blut, John/ Und ich zeig' dir meins«

Fünfzig Jahre nachdem Karl Marx seinen ganz persönlichen Sturm und Drang für bewältigt und abgeschlossen erklärt hatte, schrieb Leo Trotzki einen kleinen, rührenden Aufsatz über das herandonnernde Zwanzigste Jahrhundert. Damals arbeitete er auf dem Land in einer Revolutionären Zelle, die ein Kreis früh pubertierender Schulschwänzer um einen Gärtner war, in echten Lumpen und mit vager Verbindung zu Plechanovs „Bund zur Befreiung der Arbeit", Sitz im fernen Genf.

Schwer glutvoll, wollte Trotzki die Welt retten helfen, folglich drohte der Zwanzigjährige in seinem Pamphlet dem nächsten Jahrhundert jenen gutmeinenden Teil der Menschheit an – die noch unschuldigen fortschrittlichen Kräfte. Worauf die Zukunft erwiderte, er hatte sie zur Dame aus den intellektuell verrauchten Salons der Großstadtbourgeoisie stilisiert: »Ergib' dich, du sentimentaler Träumer.«

Sechzig Jahre später, man hat sich ergeben, wirft eine kleine Japanerin Eier an weißgetünchte Loftwände, es hält Party im New Yorker Village, frische Eier, und verteilt an die inspirierten Zeugen dieses Dramas – Beuys, Warhol und Emmett Williams sind dabei – Visitenkarten, auf denen steht: »Tanze.« »Wohl im Takt der Eier?« fragt Warhol besorgt. Die Antwort, entschieden unerbittlich: »Fühle den Raum.« Da muß Warhol wohl tanzen und Beuys und Williams und all die anderen inspirierten Gäste. Und mit dem angenehmen Gedanken, einen Bruchteil der Menschheit für einen Bruchteil der Ewigkeit vom gängigen Bösen abgehalten zu haben, schleicht sich die kleine Japanerin davon, packt im Hotelzimmer zwei HALBE Koffer (sie betreibt Living Art) und fliegt nach London, von dem man hört, daß es swingt. Das will sie gerne einmal ausprobieren.

Ihr Name ist Yoko Ono

Ich suchte etwas im Schrank/ich war mir sicher, daß ich's da fänd'/Doch zu meiner Überraschung war es nicht da/und ich mußte in die Welt gehen, um es zu finden.

Fünf Jahre danach in einer westdeutschen Provinzstadt, welche hat: Industrie, die Holz verarbeitet; den Dom, in dem sie Aschermittwochkreuze auf Kinderstirnen stempeln; eine Innenstadt, durch die im August an einem Sonntagnachmittag Hundertschaften von Schützen aus dem gesamten Landkreis zum Schützenplatz ziehen können, um einen Schützenvogel zu schießen, was wiederum einen Schützenkönig zur Folge hat – ohne daß dies viel mehr als eine Dreiviertelstunde erforderte.

Die Zeit ist ein dicker, langweiliger, böser Fluch aus Wick-Vaporub-Werbung (»Olaf hat Husten! Das darf er nicht!«) und Rainer Holbes „Starparade", voll prähistorisch, also voll katholisch, also der pure Sadismus, mit Sentimentalitäten angereichert. Die frühen Siebziger... Nicht einmal der Vietcong hatte da die Liebe, die Amerikaner aus Vietnam zurück in die Zukunft zu jagen, das verschob er diszipliniert und exakt auf die Mitte des Jahrzehnts. So bleiben die einzigen euphorisch stimmenden Höhepunkte jener Jahre: Willy Brandts triumphale Wiederwahl und die „Electric Warrior"-LP von T. Rex, beides kollektivem Vergessen geopfert, im Falle der LP eine echte historische Ungerechtigkeit.

Der Kauf der ersten Langspielplatte ist immer ein entscheidender Schritt heraus aus kindlicher Blödheit in die Welt. Wer das falsch anstellt, trägt sein Leben lang daran.

Fing einer etwa mit Grandfunk Railroad an, sollte der einige Jahre später so seinen Ärger bekommen und dürfte, trotzig geworden, im letzten Sommer, sagen wir, bei der typisch österreichischen Bescheuertheit „Opus" und ihrer erhellenden „Live"-Erfahrung angelangt sein, durch die, zumindest im Video mit Fake-Live-Auftritt, Fake-Immer-Noch-Post-Punks zu Once-Again-Hippies mutieren, wo sie doch noch Sekunden vor dem Gig echt und total und irre auf „New-Wave-Musik" gestanden sind. Das war aber auch bloß ein Fake, weil schon der letzte Trottel weiß, daß „New-Wave" nur ein Haar-Gel ist, das nichts taugt. Ein gespenstisches Ende. Ich sah die vielversprechendsten Vertreter meiner Generation so vor die Hunde gehen.

Mit vorsichtigen dreizehn – und durch die Pink-Floyd-Hölle einer älteren ausgeflippten Schwester gegangen – kaufte ich mir zunächst lediglich Singles. Nichts sonderlich Ehrenrühriges – Mary Hopkins' „Those were the Days" und, nun ja, „Atlantis" von Donovan... das hatte aber wirklich nichts zu bedeuten, hatte wesentlich harmlosere Auswirkungen auf meine Verwirrungen als der demokratische Aufrecht-Gehversuch eines Klassenlehrers mit Drei-Tage-Bart und Acryl-Pullover, der liberalen Programmunterricht einführte und Auswendiglernen abschaffte – und so zu seinem Entsetzen meine völlige Unfähigkeit entdeckte, Unterrichtsinhalte tatsächlich zu begreifen. Ich blieb sitzen. Das weckte Widerspruchsgeist in mir. Ich wurde kritisch. Ich trug Wildlederboots und rauchte auf dem Schulhofgelände. Ich lernte kennen, was es heißt, sozial gefährdet zu sein.

Da stieß ich in einer „Bravo"-Ausgabe auf die deutsche Übersetzung eines Liedes von John Lennon, die ging: »Ein Held der Arbeiterklasse müßte man sein.« Das leuchtete mir ein. Und in China machte es Kulturrevolution, und da sollte ein parasitärer Lehrer mal wagen... da kommen nämlich die Roten Garden und so. Der Entschluß für meine erste Langspielplatte stand fest: John Lennons 70er Solo-LP. Ich gab im Plattenladen meine Bestellung auf. Aber die Einfalt einer Provinz-Plattenverkäuferin, die hatte ich nicht einkalkuliert. John Lennon und Yoko Ono hatten sich bei der Parallelveröffentlichung ihrer Solo-LPs einen netten, romantischen Scherz erlaubt. Auf den ersten Blick hin schienen die Cover identisch. Ein riesiger Baum steht in sonnenlichtdurchflutetem Grün, darunter, weit weg, das Liebespaar: Johns Kopf in Yokos Schoß, schmelzend, post-koital, Liebe mit dem Blick nach hinten versichernd. Nur: Auf Yokos Cover lag ihr Kopf in seinem Schoß...

Dergleichen bemerkt ein
zigjährige Plattenverkäuferin ni
ist eine gradlinige Frau mit or
chem Weltbild, die Kinder kor
ein Glück!, in der Schule zurec
Mann, naja, er trinkt ein wenig.
die DKP fordert für sie und für a
realpolitischer Raffinesse: »Löhr
Preise und Mieten runter!« Ein
käuferin findet, das ginge nun e
chen weit, aber die Billig-Eier-Ak
von denen (Leipziger Eier, wol
gehen schon in Ordnung...

Eier! Yoko Ono!

Nein, für derlei künstler
Hintersinn hat sie die Zeit nich
Platte hier kostet zwanzig Mark
Junge, die kannst du haben. Und
einen empfindlichen Fehlgriff.
mir bestimmt, einmal dem Fehl
der Glocke zu folgen.

Was da aus meinem aufkla
ren Mono-Plattenspieler drang,
als unbedingte Herausforderun
zweitausend Jahren christlich-a
ländischer Zivilisation zu Stuhle
muß daran erinnern, daß eine
anständige Schlafmütze wie
Starr dazu die Trommel rührte
schrei ist Pop! Die Frauenstimm
endlos verzehrende Gitarre
kopplung, stellt wesentliche F
Why? und – Why Not? Mon
Sitar-Simulationen zu Free-Jaz
zerr', darüber aus fürchterliche
fen die Worte: »Greenfield Mor
pushed an empty Baby Carria
over the City«, die endlich eklig
gelgezwitscher totmacht. Und e
schundener Leib bleibt auf den
nen zurück, über den ein Schn
rast und zerfetzt, was eben noch,
auch mühsam, nach Atem rang. C
te Coleman steht daneben und

»Jeder Häftling ist ein politischer Häftling.«

Das geht vierzig Minuten
Wer das einmal am Stück durchg
den hat, kann eigentlich nur
Kommunist werden, wenn er ein
sein eigen nennt. Zumindest fü
Wochen. Und die reichen, un
Kopf aus Provinz und Kindhei
zeitgemäßer demokratischer V
dung zu strecken: über Nacht gr
worden. Ein Blick auf die totale
trümmerung der Pop-Musik g
um das gute bolschewistische F
zu verstehen, wonach das Alte ze
gehört, damit ein Neues gebau
den kann. Auch wenn das Neue
mehr weiterkommt.

»Abends betrachte ich vor
nem Appartment aus, das hoch
in der Luft hängt, die Lichter der S
Und plötzlich überkommt mic
Gefühl für diese kuriose Situatio
diese Lichter, hinter denen Zi
sind, hinter denen Menschen sin
alle ein eigenes Leben führen. U
Möglichkeit, auch nur den gerin
Teil dieser Leute kennenzulern
so minimal. Eigentlich ein Wunde



Fotos: Moni Kellermann

ONO

wir nicht mit jedem, den wir dann doch kennenlernen, sofort vögeln... Wir nehmen uns nicht ernst genug. Als wäre das Ganze belanglos wie eine Taxifahrt: Am Ende reichen wir ein Stück Metall hin, schlagen die Tür hinter uns zu und denken dabei schon an anderes. Und doch – wir verdanken dem Taxifahrer unser Leben, er hätte schließlich einen Unfall haben können.« – Yoko Ono im August 1973 in der New York Times unter „Arts & Leisure", wo man sie dem liberalen Publikum vorsichtig als Dichterin und Pop-Musikerin anzeigt. Solch einer verzeiht ein pluralistisch-gewundenes Hirn alles.

Zwölf mal zwölf Monate später. Jahresanfang. Im Westen.

»Auf welcher Seite willst du die Ewigkeit verbringen?«

Es geht! Heraus aus der beängstigenden Depression des Jahres 1984, hinein in die Mary-Chain-, Terminal-Air-Crash-, Neil-Taylor- (der ein trauriger schöner Gott ist und sich in die NME-Honoratiorenliste einträgt) Herzblutereien von 1985. Versus Fine Young Cannibals und Simply Red! Versus Grace Jones! Versus Bowie-Jagger-Geldof-The-Face-Fitnesscenter-Progressivitäten! Bono Vox kann ohne Windmaschine nicht mehr singen, weil, das bringt die Social awareness so metaphorisch rüber, Leute. Und Simon Le-Bon entdeckt von seiner Yacht aus den Vietnamkrieg (Wir sind aber zehn Jahre weiter, cissy. Vietnam ist schon kapputt.). Versus Yuppie und versus Nuvox-Bragg-Politik-Verständnis! Also gegen restlos alles, was die Macht hat, an sie drängt oder den guten ideologischen, geschmacklichen Draht zu ihr hält. Das kräht einmal picklig-arg: „Suck!" Eine Episode, fürwahr, doch mit welch' redlicher Gewalt! Diese kleinen Versuche... immer wieder... Just like Honey... Ein Schritt für die Menschheit irgendwohin.

Ich bastle auf meine alten Tage Kassetten für kleine Jungs. C 90. A-Seitenweise das, was sie im Tagesgeschehen verpaßt haben könnten. Auf der B-Seite die Dinge, die sie aufgrund ihres wenigen Alters verpaßt haben müßten. In diesem Jahr Yoko Ono. Das Alt-Neu-Problem, das Frau Ono schon 1980 lustig löste: »Mein Gott, die b52's... Da habe ich schon ganz andere Dinge gedacht.«

Fehlgeleiteter, missionarischer Eifer (ich nenne das Liebe) für kleine Jungs, die gleich gar nichts daran finden, nach Westberlin zu ziehen. Die erst am frühen Nachmittag aufstehen, weil sie aus waren in der Nacht. Obwohl doch ein jeder wissen könnte, welch eine Lüge Berliner Ausgeh-Nächte sind. Die in Müllhalden-Wohnküchen (eiskalt die, Ariel-Dreikilopakete neben Kaba neben Nutella) träge ihre pappigen Bolle-Brötchen in Milchkaffee tunken, während es hinter ihren sympathisch abstehenden Ohren (eins heiß, eins kalt) Landschaftsarchitektur durchdenkt. Das ist auch so ein Studienfach. Neunzehnhundertsechsundachtzig.

»Das ist die Hölle im Paradies.«

Seit zwanzig Jahren wankt Yoko Ono durch den Verfall der Geschichte. Mittlerweile ist sie wieder allein, furchtbar allein – als KÜNSTLERWITWE (you've read it in SPEX first), Mutter, reiche Geschäftsfrau, Sängerin mit Plattenvertrag, Dichterin der totalitären Reduktion, Pop-Film-Fluxus-Performance-Happening-Legende. Und lacht! Sie setzt die Porsche-Brille auf, gibt Sly & Robbie einen Klapps auf den Hintern und lacht. Am 18. Februar 1986 ist sie 53 Jahre alt geworden.

Was ahnen kleine Jungs in Berlin von Größe? Kann eine »Tempo«-Redakteurin, die andernorts unter dem geschmackvoll-geschichtslosen Titel »die blutige Brygitta« firmiert – wobei sie wahrscheinlich recht hat –, für eine dummdreiste Besprechung der 85er Ono-LP „Starpeace" strafrechtlich belangt werden? Nein, das kann man nicht unter der Diktatur des Bürgerlichen Gesetzbuches.

Man soll aufzählen, was ist; das reicht. Das ist:

»Walking on thin ice/ I'm paying the price/ For throwing the dice/ In the air.«

Die brutalsten Ah!Ah!Ah!Ah!-Schreie folgen, welche eine Disco je vernommen haben dürfte. Dem wagemutigen DJ graust. Ein paar Mädels und Jungs, 80er Fraktion jung/modern, wackeln zum Ah! den Oberkörper vor und zurück und verlassen die verspiegelte Tanzfläche, nachdem mittendrin das Tempo weggezogen wird, wozu Yoko stöhnt, krächzt und zusammenbricht.

Vor ein paar Wochen hat man ihr den Mann weggeschossen. Der Fast-Hit „Walking on thin Ice" und sein extended-Disco-Remix räumen mit jedwedem Mißverständnis auf und holen Yoko Ono an den Platz zurück, den sie so gut kennt, weil sie ihn seit Unzeiten hält: Isolation durch breite gesellschaftliche Mißbilligung. (Das ist nicht der schlechteste, aber beileibe nicht der beste Ort.)

Nach Lennons Ende entdeckten die Welt und Paul McCartney und Ed Koch ein Herz für dieses gelbe Weibsstück – Fortsetzung des Erfolgs »Darf ich die Hände schütteln, die John Lennons Hände gehalten haben?« (Ono), den ihnen dereinst die Beatles entzogen und Unfinished music, halbe Tränen/ halbe Tassen und »stories I never finished telling anyone« (Ono) beschert hatten.

Michael Graeter will schon ein Verhältnis mit Julian Lennon entdeckt haben, da dreht Yoko Ono zum Thin Ice ein Video. Sie spaziert hinter schwarzer Sonnenbrille durchs winterliche Manhattan, früher kahler Nachmittag, und bleibt hinter jeder Ampel stehen, weil John immer so furchtbar trödelt. Sie blickt kurz und schnell zurück. Schnitt. Daheim vorm Video-Gerät in einem der unzähligen weißen Dakota-Wohnzimmer: Klein und gebrochen sitzt sie in einer Couch und sieht sich das Band mit dem letzten Beischlaf von John und Yoko an. Die Kamera läuft hinter ihr, ohne Erbarmen mit dem verweinten Gesicht. So einzeln. Hart, kühl und besessen.

Wozu das alles? Wozu Kunst? Wozu Losstürmen, Verhackstücken, zäh und unermüdlich Aufbauen, bis es da angelangt ist, wo auch ein Spiel mit Tradition lediglich Irritation auslöst? In



Foto: Hans Kirmer/Photo Selection

Toronto 1969 vor Tausenden Ur-Hippies „Live Peace" machen, bis die vor Wut brüllen, das Konzert platzen lassen, sich solchen Frieden, aber strengstens, verbitten? Film machen? Einer zeigt 51 Minuten lang Johns düster umwölktes Gesicht, das in der 52. Minute ein kleines Lächeln schenkt. Den Männern, die weiterhin gegen Abtreibung agieren, mit der hohnlachenden original-feministischen Drohung zu kommen, man könne jederzeit männliche Onanie verbieten: »Jeden Tag ermordet ihr Billionen von lebenden Samenfäden!« ?

Im Leinensack vor die Weltöffentlichkeit treten?

Wozu? Weil es da nämlich so zugeht: Wenn ein Kind der westdeutschen (also vollkommen durchgedrehten) Arbeiterklasse die Füße über vage Klassengrenzen setzt, und das sieht gar nicht kühn aus, man kann mir glauben, blickt es sich verwundert um. Was das nicht alles gibt! Diese Künstler, was? Hehehe.

Unbeholfen oder nicht – es steht immer auf der richtigen Seite. Arbeit. Entweder man arbeitet, und das leistet dann auch ordentlich. Oder man arbeitet eben nicht. Und, haste gesehen!, schon weiß es in heiklen Literaturdebatten die richtige Antwort, welche bekanntlich einfach ist. Und wendet sich angewidert von allen Anflügen des Oh-hohes-weißes-Blatt-was-quälste-mich-Geseires ab. Da lob ich mir den Goethe, geht's. Und weil das Kind aus der westdeutschen (also vollkommen durchgedrehten) Arbeiterklasse ganz ein dummes ist und das heilsamerweise überall zu spüren bekommt, lernt es, so gut es kann. Ganz naiv, ganz durch Zufall, ganz besessen. „Aspekte"-Journale sind eine gute Schule, die stumpfe Lüge ist schon in der Form der Präsentation kenntlich gemacht. So schreitet es weiter und weiter. Das Kind wird klug und klüger durch Zufall. Geht ins Museum und betrachtet Vater-Mutter-Maschinen, fragt aus seiner Andacht heraus einen verdutzten Künstler, was denn die Teller da an der Seite sollen. So geht das zu in der Welt für ein Kind der westdeuschen (also vollkommen durchgedrehten) Arbeiterklasse: vor die Nase, ohne Moral. Und es freut sich unbändig, wenn es, ohne Prospekt-Erklärung, in einer verlorenen einsamen Weinflasche den halben Frühling von Yoko Ono erkannt hat. Von ganz allein.

»Wird ewig Winter sein/ Man weiß ja nie/ Ich frage nur/ Wird ewig Winter sein.«

Deutsche stopfen ihre Hosen wieder IN die Stiefeletten. Ronald McDonald, Freund der Kinder und Partner der Eltern, verlost weiße Jogging-Anzüge zugunsten afghanischer Freiheitskämpfer. Viele junge Männer, schön, sehr schön, wissen nicht, was sie mit Sex machen sollen, und hocken die Großstadtnächte durch in Pornokinos. Mädchen tragen immer noch Madonna-Schleifen im Haar, vor zehn Jahren war Punk, Greenpeace weist dem Kapital eine neueste Umweltsünde nach, und die gesamte deutsche Arbeiterschaft geht für die Demokratie (nicht ein Streikrecht, das ihr eh' niemand nehmen könnte) und Ernst Breit und die Neue Heimat auf die Straße.

Die Hamburger Morgenpost kann noch nicht einmal Yoko. Ono schreiben (sie druckt »Yoco« und gibt, konsequent, den falschen Konzert-Termin bekannt), und da soll ich Bruder Johannes wählen!

»NO!NO!NO!« schreit Yoko per Video, zappelt auf schwarzem Boden, vor schwarzen Wänden, ein paar Fernsehgeräte zeigen Charles & Di & andere Medienerfindungen.

Genau

Dann fliegt sie nach Deutschland, mit Ensemble, kommt zu Bio, fährt nach Ungarn, um bei einem Pop-Friedens-Spektakel für den Realen Sozialismus aufzutreten. Starpeace, at least. »Es geschah/ Ja, es geschah/ Als ich es am wenigsten erwartete/ Es geschah/ Ja, es geschah/ Und wie es geschah/ Ja, es geschah.«

Olaf Dante Marx

ONO

SCHIITIN ODER PROFI

SELTEN WAR EIN WECHSELBAD der Gefühle ein wechselhafteres. Noch am 12.3.1986 gegen 21 Uhr MEZ hätte ich schwören können, das großartigste, bewegendste Live-Ereignis meines Lebens erlebt zu haben; schon eine Stunde später, als die höflich bestimmte Pranke eines italoiden Body-Guard auf meiner Schulter zu liegen gekommen war, keine Anstalten machte, die unverschämte Vertraulichkeit zu beenden, die mir bedeuten sollte, Yoko Ono im Allerheiligsten der Musikhalle Hamburg allein zu lassen, und da wieder zu verschwinden (von meiner Schulter), langsam meinen Cashmere-Mantel mit Handschweiß verschmutzend, während Yoko Ono den Body-Guard und die anderen Body-Guards, die hinter ihm drohend zur Aufstellung gekommen waren, mit exakt dem Blick ansah, den Imperatoren haben, bevor sie mit dem Daumen nach unten zeigen, da spürte ich den gerechten Zorn, der jedem beknackten Show-Biz-Profi dieser Welt gebührt, da haßte ich diesen linken, betrügerischen Dreck: sich nicht an Absprachen halten, aber nicht weil man sturzbesoffen, verpennt, voller Drogen ist, sondern weil man ein mieser Show-Biz-Profi ist, auf den der „Rolling Stone" wartet (eine Zeitschrift, die in ihrer neuen Nummer darüber nachdenkt, ob Business-Schulen ihr Geld wert sind).

Yoko Ono war mir immer lieb. Weil sie eine fundamentalistische Perserin ist (als Japanerin), weil sie, wie jedermann weiß, ihr und John Lennons Leben zur Kunst erklärte, weil sie, wie Beuys, mit äußerster Zähigkeit und mit ansprechenderen Ergebnissen als jeder andere Überlebende der Fluxus-Bewegung bis in die 80er Jahre den Kunstbegriff erweiterte, weil sie auf Feldern (wie Pop-Musik) mit Massenappeal, wo man dergleichen nicht gewohnt ist, mit Kunstradikalitäten aufwartete (von dem 25-Minuten-Schrei „Cambridge 1969" bis zur blutverschmierten Lennon-Brille auf dem Cover von „Season Of Glass"), weil sie die berühmteste Japanerin ist und ich Japaner liebe, weil sie gute, schockierend offene Videos gedreht und bis heute immer wieder auch ein paar gute Songs geschrieben hat.

Aber all das berechtigte noch nicht zu der Hoffnung, ihre schlecht besuchten „Starpeace"-Konzerte könnten mehr sein, als eine Reminiszenz, mehr als ein paar Erinnerungsstücke an eine beeindruckende Kunstpraxis. Doch statt dessen war es genau das: Praxis und Fluxus und meinetwegen eine Prise Kabuki-Theater. Im Hintergrund wirkte eine Disco-Band, aber damit hatte Yoko Ono nichts zu tun. In Songs, Schreien und Geschichten ließ sie die Monate und Jahre nach John Lennons Tod passieren. Sie stellte sie nicht dar, erinnerte sich nicht, sie beschwor sie, beschwor – nach eine[m] alten japanischen (oder persische[n]) Ritual – jeden Dreck und Scheiß, so d[aß] der Schmerz und das Elend präse[nt] waren, nicht, wie man es hätte erwa[r]ten können, *repräsentiert* von d[er] berühmten Witwe, die das bekannte[r]maßen alles erlebt hat, sondern *pr[ä]sent*. Nicht weil sie sich schaffte, glau[bh]aft war oder blabla, nein, man kä[m] nie auf den Gedanken, daß diese For[m] der Beschwörung durch Wiederh[o]lung ihre Effizienz verlieren könn[te]. Dies war nicht die eingeübte Spont[a]neität, Ekstase oder Energie des inte[n]siven Musikers oder Performers – di[es] war Kirche! Kaddish! Katharsis! Tatsäc[h]lich das Bewegendste, was mir ein Pe[r]former seit langer, langer Zeit vorg[e]führt hat.

Als sie beim Durchlauf der Jah[re] bei 1984 angekommen war, erzähl[te] sie, daß die Tatsache, daß im Jahre O[r]wells immer noch die Blumen spri[e]ßen und die Bäume wachsen, ihr sov[iel] Hoffnung gegeben hätte, daß sie b[e]schlossen hätte „Goodbye to Sadnes[s]" zu sagen (der gleichnamige Song [ist] von 1981). Das hat einen dann zwar [für] Yoko Ono ehrlich gefreut, ände[rt] aber den nun folgenden Teil der Sho[w]. Von nun an sah man ein mit erbau[li]chen Anekdoten und der einen od[er] anderen Wahrheit, die der Kind[er]mund von Sean Ono Lennon kundg[e]tan hat, durchwirkten Showblock [mit] Mitsingen und schmachtenden Sax[o]phonen. Nun waren da plötzlich Mu[si]ker, mehr Licht und Songs, Son[gs], Songs, wenn man Glück hatte, ware[n] es gute Songs. Nur in wenigen M[o]menten, wenn etwa Yoko Ono ein[en] Handscheinwerfer ergriff und das Pu[b]likum persönlich ausleuchtete, s[ah] man noch die Avantgarde-Fundame[n]tal-Humanistin aufleuchten, der Re[de] ging in Vorträgen über die grundsätz[li]che Gleichartigkeit der Menschen u[n]ter, die, weil nie entfernter verwandt[e] Vettern sechzigsten Grades (und [im] Prinzip alle Wasser, wie wir seit 19[..] wissen) keinen Grund hätten, si[ch] nicht zu lieben. – Aber lieben? M[an] liebt einen Menschen doch wegen s[ei]ner Unterschiedlichkeit, wegen sein[er] Differenz zu dem anderen C[...] schmeiß. Wiederholungen, Gleic[h]heitszeichen dagegen töten eine L[ie]be.

– »Ja, wir sind alle einzigartig. Ich sa[h] dieses I Love You im Konzert als Ko[m]munikationsmittel. Es ist wichtig, Ko[m]munikation herzustellen.«

Sie sitzt in dem kleinen Allerhei[lig]sten der Musikhalle, und eine Dani[...] Düsentrieb-Erfindung auf dem Fußb[o]den, eine unförmige Plastikskulp[tur] mit Schlitz, spendet gesunde Dämp[fe]. Nein, sie sitzt nicht, sie ist auf eine [mit] rotem Samt bespannte Chaiselong[ue] drapiert, und sie ignoriert die heil[sa]men Dämpfe, die ihr ihren blöd[en] „Cold" lindern helfen sollen, völ[lig], denn sie schmaucht ein Zigarillo (e

zentrisch!). Sie ignoriert das zugesagte, versprochene „Spex"-Interview und dessen voraussehbar heilsame Kräfte und gibt statt dessen dem „Rolling Stone" eines (diesem Lungenkrebs verursachenden Zigarillo von einer Zeitschrift). Sie kennt ihre Freunde nicht und gibt blöde Antworten und hat keine Lust. Sie ist zum Kotzen!

Ihre Porsche-Design-Brille, die sie bei ihrer Kölner Pressekonferenz noch als Witwenschleier ausgegeben hat, den sie nie, nie absetzt, hat sie abgenommen:

»Ja, intensiv war es, nicht wahr?«

Ja, mein Gott, das war es ja zufällig wirklich, aber nicht nur weil „Walking On Thin Ice" wirklich ein Supersong ist, sondern, weil alles so stimmte, weil sie als Witwe des berühmtesten Mannes der Welt eben an der Spitze einer Bewegung von Menschen steht, die mit ihr mitgelitten haben, ein Fundus von gemeinsamen Emotionen, die Gegenstand einer Religion sind, deren oberster Priester sie ist. Und sie spielt es aus. Der Corazon-Aquino-Effekt, der Isabel-Peron-Effekt.

Aber in ihren besten Momenten ist sie Tschiang Tscheng; denn eigentlich ist sie ja nicht die intimste Kennerin an der Spitze einer Schule von John-Lennon-Kennern, nein sie ist die *einzige*, und zu 50% war er ihr Geschöpf. Und das waren keineswegs die schlechteren 50%. Sie steht für den Mut zu dem ungemein schwierigen Unterfangen, das Leben zur öffentlichen, künstlerisch gestalteten Sache zu erklären, was Lennon bestens bekam. Sogar auf „Walls And Bridges", aus der kurzen Trennungsphase, hat er nicht aufgehört, Privatangelegenheiten wie politische zu diskutieren.

Und das war ja kein Akt des Narzißmus, im Gegenteil: der Narziß verrätselt sich, hockt in Spiegelkabinetten. Dies hier war vorbildliche Pflichterfüllung, exakt das, wovor sich Dylan immer gedrückt hat: die Verantwortungen des Idols. Nur eine Konzept-Künstlerin (Fundamentalistin, Japanerin) hätte ihm dies einpauken können und damit den Beweis erbringen, was ein Idol, das Mega-Individuum aus sich machen kann, wenn es seine Funktion ernst nimmt.

Und damit meine ich nicht die karitativen Aktionen – die sind sozusagen Putativ-Notwehr gegen das ewige Gerede vom Bei-sich-selbst-Anfangen-wenn-man-die-Welt-verändernwill –, sondern die durch die peinlich genaue Publizierung des Privaten hergestellte Diskutierbarkeit – nicht nur des Werkes von Lennon/Ono, sondern – der Leistungen eines Pop-Idols. Das Leben Lennon/Ono war eine bemalte Leinwand, die im Museum hing, und Tag für Tag kamen Studenten, Schulklassen und einsame Conaisseure und diskutierten Stil, Absicht, Inhalt, Genre, Wahl der Farbe. Bis – wie das bei Bildern eben immer wieder passiert – der Attentäter kam.

Lennons Tod war der einzige Popstar-Tod, der mir je etwas bedeutet hat, ich konnte monatelang seine Platten nicht mehr hören, ohne mit den Tränen zu kämpfen, aber auch hier konnten wir etwas im Leben-ist-Kunst-Komplex lernen; daß nämlich, wo Gewalt herrscht, nur Gewalt hilft, daß der gutwilligste Anzettler von Diskussionen eines Tages Opfer der Gewalt wird, die Bestehendes aufrechthält. Und nicht wer Gewalt sät, erntet sie.

Yoko Ono hat, wie sie auf der Pressekonferenz, die sie als Show-Biz-Profi sehr viel leutseliger gestaltete, als unser Zehn-Minuten-Interview, erklärt, daß sie Johns Ermordung auch als Zusammenbruch der gemeinsamen Friedensinitiativen angesehen hat. Zu Recht. Sean Ono war es dann (Lieblingsbands: Depeche Mode und Violent Femmes), der wieder einmal seinen Kindermund nicht halten konnte und der Mutter, als sie eines Abends in einem New Yorker Restaurant Zigarillos rauchend mit anderen Erwachsenen die Gräßlichkeiten der Weltlage und der jüngsten Pläne der Regierung Reagan diskutierte, die Frage stellte, ob die Welt tatsächlich schlecht und das Leben nicht lebenswert sei. Sie habe ihn daraufhin wortreich beruhigt und das Gegenteil behauptet. Dabei sei sie sich verlogen vorgekommen.

Die Welt sei ja wirklich schlecht. Was macht also so ein Mensch, der auf die Frage, was aus seiner großartigen Karriere als bildender Künstler geworden sei, antwortet: »Was soll ich auf Leinwänden und mit Farbe malen, ich male doch mein Leben«, was soll so einer machen angesichts des Paradox, daß sie ihrem Sohn weder eine schlechte Welt noch eine Lüge über den Zustand der Welt anbieten will?

Nun, er geht an sein Konto, rüstet eine Band aus, geht auf Tour, um die Welt mal wieder etwas zu verbessern. Dann ist die Welt gut, und Sean Ono wird von seiner Mutter nicht mehr angelogen.

Hier haben wir Qualitäten und Begrenztheiten der Yoko Ono auf einen Blick. Das Leben malen, die Welt gestalten – der alte Irrglaube, der einem verwöhnten Bürgerkind nicht auszutreiben ist: daß alle Probleme lösbar sind, wenn es das ungezogene Kind nur will, dem der Satz „Kinder mit 'nem Willen kriegen was auf die (Porsche-) Brillen" nie gesagt wurde. Andererseits sind derartige verzogene Pflänzchen absolut notwendig, um weiterhin den Glauben an die Machbarkeit der Dinge zu verbreiten, der die Voraussetzung jeden Denkens und jeder linker Politik ist, und wenn es keine andere Klasse macht, müssen diese Kinder eben als Abfallprodukte der Bourgeoisie entstehen.

Nur wer den Ehrgeiz hat, sein *Leben zu malen*, malt auch gute Bilder (er macht nicht notwenig gute Politik: Yoko Ono glaubt, daß man nur die friedlichen Industrien ordentlich anzukurbeln bräuchte, um die Rüstungsindustrie überflüssig zu machen. Autos bauen, Straßen bauen, Platten pressen...). Yoko Ono ist *die gute Künstlerin*, seit mehr als 20 Jahren, dies Kompliment bleibt bestehen, auch jetzt in dieser Sekunde, wo eine ekelerregende Patschhand auf meiner Schulter ruht, uns die Stühle unter dem Hintern weggezogen werden, die Kaiserin von Byzanz ihre Todesurteile zu unterschreiben scheint und eine bekloppte Fan-Restmenge durch die sich leerende Musikhalle gröhlt: All we are sayin', is: Give peace a chance!

... ein paar tausend Kilometer weiter, über dem großen Wasser, ist es erst früher Nachmittag, und Sean Ono Lennon, schönstes Kind der Welt, kommt behütet aus der Schule getrottet, vermutlich eigensinnig, frech wie Oskar und hochkarätig wie Amina Handke, und entwickelt ein paar weitere hochinteressante Neurosen, die seine Mutter noch eine Weile, mindestens bis zu den Flegeljahren, inspirieren werden, dann aber wird er selber ganz bestimmt zu einem ähnlichen Tier und vielleicht zu einem guten Künstler.

Diedrich Diederichsen

Ich möchte es gleich zu Anfang sagen: Die Violent Femmes *sind* die beste Band der Welt, im Moment, im Grunde schon seit einigen Jahren, seit 1982, da sie die erste LP aufnahmen. Ich wollte es so schnell am Anfang sagen, weil ich diesen Satz seit gut zwei Wochen mit mir rumtrage, ihn im Geiste vor mich hin sage und mich darauf freue, ihn einem größeren Publikum vorzustellen! Jetzt ist es raus. Ah!

Heute ist Sonntag, der 16. März, Violent-Femmes-Tag. Beim ersten Schritt auf die Straße – und verdammt, beinahe wäre man zu Hause geblieben, beinahe hätte man nichts gemerkt – steht man unter Frühlingsschock: Das ist *der erste Tag* in diesem Jahr, plötzlich dehnt sich alles, was vorher huschend schnell gehen mußte, Zigaretten holen, Rauchen, Artikel schreiben, alles, jeder Schritt ist ein Spiel der Muskeln, Sehnen, Nerven, eins, zwei, drei, immer weiter, noch einen Schritt, noch einen Schritt, Blut bindet Sauerstoff, das Ding pumpt Blut in haarfeine Äderchen und durstige kleine Zellen. Der erste Tag im Jahr, an dem man die Jacke auszieht, obwohl es *weiß Gott* nicht zu warm ist, um mit Jakke auf die Straße zu gehen, der erste Tag, an dem der Körper wieder *meine* Maschine ist, kein röchelndes Vehikel, sanft schnurrend vom ersten in den dritten Gang, totsicher und *fast* unzerstörbar, ein Tag, an dem der Kopf arbeitet, so gut wie lange nicht mehr – vielleicht. Es wird sich später herausstellen. An solchen Tagen kann man eine Menge Sachen machen, und zu solchen Tagen paßt eine Menge ziemlich unterschiedlicher Musik, aber *auch, heute* und *besonders* Violent-Femmes-Musik, weil sie so ist. Macht ein komisches Gefühl, ich kann es nicht beschreiben, aber jeder kennt es viel weiß ich. Ich bin heute nicht sonders analytisch gestimmt, wie vielleicht merken kann.

»Irgendwann sagte jem 'Beantworte mir eine Frage: Was deutet dir Rock 'n'Roll?', und ich sa 'Nichts. Es bedeutet nichts', und ich glaube, daß ich es immer noch so sagen kann, obwohl, da ist immer dieser Widerspruch, daß die Dinge nicht einfach so sind. Das und das Gegenteil, also kann ich sagen, Rock 'n'Roll bedeutet mir nichts, und doch könnte mir, nach meiner eigenen persönlichen Definition, Rock 'n'Roll ungeheuer viel bedeuten.« (Das sagt Gordon Gano zu Lothar.)

Widersprüchlich zu sein ist das Gütezeichen der Violent Femmes, es wird die Frage gestellt, ob sie lustig oder ernsthaft sind, gute oder böse Menschen, manche fragen sich immer noch, ob sie spielen können oder Stümper sind (das können wir gleich ausräumen, sie sind virtuos), Hippies oder Genies, ob ihre Texte gut sind, weil sie viel bedeuten oder weil sie nichts bedeuten. Wahrscheinlich sind sie über die Maßen kompliziert, nur ganz einfach. Was sie, außer einer dramatischen, lustigen und unergründlichen Show und zum Verzweifeln schönen, traurigen, hektischen, gelassenen und lustigen Platten, noch zur Zukunft des Rock 'n Roll macht: Sie reden keinen Scheiß. Gorgon Gano redet viel und gerne (zwischen Tür und Angel, das auch, aber geduldig), ist also ein Geschenk für Journalisten, aber er redet keinen Hype-Scheiß, keine Pop-Theorie, keine gottverdammten Schlauheiten mit unnötigem Nachdruck – er sagt halt etwas, und manchmal etwas Widersprüchliches, das ist Natur der Sache. Er soll nun sprechen, und ich quetsche mich später noch mal dazwischen.

Finden sich auf der neuen LP („The Blind Leading The Naked") nicht ein paar Stücke, die du schon vor Ewigkeiten geschrieben hast?

»Hmmm – es fällt mir so leicht, zeitliche Zusammenhänge zu verlieren, und manchmal denke ich, irgendwas ist zwei oder drei Jahre her, und in Wirklichkeit sind es fünf oder sechs...hm, okay, dieses Lied „Two ple", das habe ich geschrieben, a an der Junior High School war, es also von 80 oder 79 sein. Na...*das* r weit zurück! Ich bin *wirklich* froh ber, daß ein Stück mir immer noc viel bedeutet, daß ich mich noch erinnern kann, warum ich es ursp lich geschrieben habe, und trot noch soviel oder sogar mehr dar hen kann, vielleicht durch gan änderte Umstände.«

Das ist nett. Normalerweise man so was nicht fragen. Wenn Single drei Tage auf dem Markt ist der Künstler sagen:» Es langweilt zu Tode – ich habe das Stück scho 'nem halben Jahr geschrieben.«

»A-ha! Ja, ja...nein, so sehe i nicht. Es ist nicht bei jedem Stü aber manche Sachen, die ich ges ben habe, scheinen ein gewiss genleben zu haben, ich höre nic herauszufinden, was sie für mi deuten, eh, persönlich. Bei d Stück z.B. Mir liegt aber nichts dr zu ausführlich zu schildern:'Ok redestvonzweileuten – Ichbrau men!' Es passiert mir nur, daß ic zwei Jahren plötzlich denke, c hast du gemeint! Weil ich mehr c gehe, ob mir etwas instinktiv ric scheint, auch wenn ich es nich ständig artikulieren oder ausd kann – ich sage es mit diesen Ak und diesen Worten, und ich v darauf, ich bleibe dabei, und ic es ist richtig.



VON CLARA DRECHSLER

Kein Scheiß, Mann!
THE VIOLENT FEMMES

»I've got a Rolls Royce, 'cause it's good for my voice« – Das hat mir gefallen! (Gordon Gano)

Ein klares Konzept, was soll das bedeuten, wird mir irgendwann später aufgehen. Ich kann nicht jedes kleine Ding rechtfertigen, für alles eine These aufstellen...These – Thesse – Thesen – nein, These muß es wohl sein, haha. Dann würde ich es nicht verwenden, nein.«

Was wird dir zum Beispiel „Faith" in einigen Jahren bedeuten?

»Du meinst das Stück „Faith"? Also, das ist mir ernst. Jemand könnte denken, na, das ist so was wie ein Witz, machen sie nur Spaß und, na ja, es ist *Spaß*, aber es ist auch mein tiefster Ernst.«

Du führst die unwahrscheinlichsten Leute näher zu Gott, immerhin.

»Du meinst also, Leute, die in unsere Shows kommen, sind Leute, von denen man am wenigsten erwartet, daß sie solche Stücke singen? Ja, damit *könntest* du recht haben! Dadurch wird es irgendwie nett, oder? Das gefällt mir. Hier haben wir so ein Beispiel: Ich bin nicht herumgewandert und dachte, hmmm, ich muß ein Stück über den Glauben schreiben, bedeutet mir viel, ich muß mal ein Stück über den Glauben schreiben, jaja, aber es muß ihnen Spaß machen, ich muß die Leute zum Zuhören bringen, vielleicht sogar zum Mitsingen, bevor ihnen auffällt, was sie da tun...wie stelle ich das an? Ich müßte bestimmte Sachen anführen und sagen: Das ist es nicht, sondern...! Dieses Stück...der Auslöser war eigentlich ein Satz, den ich aufgeschnappt habe. Vor einer Kirche in Milwaukee, wo ich manchmal hingehe, da standen zwei *Ladies*, ich glaube, sie sprachen über den Gottesdienst, und ich hörte nur, wie die eine sagte:' Got my faith, baby.' (Er sagt das sehr kurz und trocken, so wie man eine nutzlose Debatte beendet, um endlich zur Tat zu schreiten.) Und die Art, wie sie es sagte, war so ... viel natürlicher...manche Leute können dieses Wort 'Baby' sehr natürlich verwenden. Ich kann nur einen gewissen Grad an Natürlichkeit erreichen, wenn ich das singe, aber so im Gespräch 'Baby' zu sagen... dafür bin ich wohl zu europäisch, zuviel deutsches Blut in mir, um 'Baby' einigermaßen soulful auszusprechen. Haha! Mir fällt ein, wie wir mal mit diesem Mann sprachen, ein Anwalt, der sich auf Musik spezialisiert hatte, Jude – nicht daß das was zu bedeuten hätte, nur um das Bild richtig zu beschreiben, ein jüdischer New Yorker Anwalt, der anstatt 'Auf Wiedersehen' tatsächlich 'See you 'babe' sagt! Das war einfach...ich kann's nicht glauben...daß man im wirklichen Leben einen trifft, der 'Babe' sagt! Wie auch immer, das war der Auslöser, und dann kam es einfach so. Tatsächlich bin ich stolz darauf, daß ich in vieler Hinsicht so ignorant bin. Andernfalls würde mir so etwas wirklich zu schaffen machen: als ich das Stück zum ersten Mal jemand vorgespielt habe, sagten sie, dieses Aufrufen der Buchstaben, F,A,I,T,H, ist fast wie ein Blues-Stück, wie I'm A Man (singt), I spell M-A-N...und ich nehme an, wenn ich mir vorher Gedanken gemacht hätte, wäre es mir zu abgeguckt gewesen, und ich hätte es anders gemacht.«

»O.K. Haben wir nun den neuen Glauben? Ich glaube doch. Noch ein Bei-spiel: Gordon Gano steht im Londoner "Town & Country"-Club auf der Bühne, vor *Tausenden* von Zuschauern, als der halben Welt, einer sabbernden, liebestrunkenen Menschenmenge, der der kleinste Mann der Welt, ein *winziger Zwerg*, eines der weniger gottgefälligen Femmes-Stücke predigt, jeder einzelne ist so ungefähr bis zum Bauchnabel hin *zerrissen* und verzehrt sich nach dem einzigen, letzten WORT, sag' es doch endlich, tu' es doch endlich – und Gordon Gano sagt:»Don't rush me.« DON'T RUSH ME! Ohne auch nur Atem zu holen, ohne die Stimme zu heben....die Menge fällt um, wie *ein* Guinnessbuch-der-Rekorde-Domino-Spiel, sternförmig, in abertausend Spiralen, zick-zack in wahnsinnigen Mustern. Maximum Domino. Oh Gott. Wer *das* tut, hat den Glauben. Er wandelt auf Erden unter dem persönlichen Schutz des Herrn. Und bitte: ich schließe nicht von mir auf andere. Als neutraler Berichterstatter habe ich es mir genau angesehen.

Von Rechts wegen solltet ihr wohl zumindest in Amerika auf dem Index stehen. Aber über den Glauben singen! Ist das das Jerry-Lee-Lewis-Syndrom? (Zur Erklärung: Jerry Lee Lewis, der von „der Musik des Teufels" und anderen Dingen nicht lassen mochte, saß und sitzt wahrscheinlich noch immer die Angst vor Gottes Gericht im Nacken.)

»Oh nein, so empfinde ich das nicht! Ich meine, Jerry Lee Lewis ist wirklich ein zweifelhafter Charakter, um es vornehm auszudrücken... Ich möchte hoffen, daß ich nicht genauso bin wie er... Es muß doch schrecklich sein, wenn ein Mensch so felsenfest davon überzeugt ist, daß er zur Hölle fahren wird, weil er so lebt, wie er lebt, weil er verdammt ist – wenn jemand weiß, wie sein Leben eigentlich aussehen müßte, und sich einfach nicht danach richtet, und damit hat sich's.

Man kann sich darüber streiten, wie... in New York habe ich vor kur-



Foto: Moni Kellermann

zem Johnny Thunders gesehen, und ist Johnny Thunders nun gut? Und wenn jemand Johnny Thunders für gut hält, warum findet er ihn gut? Weil er Gitarre spielen kann, oder ist es die Art, wie er singt – oder ist er gut, weil er Junkie war, macht das die Legende aus? HmHm. Und Jerry Lee Lewis, er hat seinen Bassisten in den Kopf geschossen, und seine Frau starb unter seltsamen Umständen – ich kenne ihn nicht, also möchte ich nichts Falsches gesagt haben, aber wenn jemand ein großer Künstler ist und dann seine Frau schlägt, neigen die Leute dazu, zu sagen, na, das kommt, weil er ein großer Künstler ist – ist das denn richtig? Stell dir nur vor, da ist ein Bäcker, der das beste Brot in der Stadt bäckt und ständig seine Frau verprügelt, und jeder würde sagen, das ist schon o.k., weil, sein Brot *ist einfach das beste!* Das hat doch was! Unsere erste Reaktion bei Künstlern ist wohl, na, es ist schon in Ordnung, wenn er ein paar Leute umbringt, denn, wow, die Songs, die er schreibt – vielleicht geht das dann besser. Und es war nur sein *Genie*, er spürte das Leben so *intensiv*, daß er es töten mußte... hahahah!«

Ich hatte die Frage wirklich mehr aus Spaß gestellt, weil ich weiß, daß die Violent Femmes nichts *Schlechtes* tun würden, nichts, was wirklich böse und dumm ist. Nun lasse ich die ganze lange Antwort stehen, weil ich Menschen liebe, die mit aller gebotenen Gewissenhaftigkeit abstreiten, daß sie irgendwann in der Hölle enden könnten. Weil ich Menschen hasse, die zynisch sind, und weil die Violent Femmes im Gegensatz dazu nie etwas Zynisches taten oder sagten und es wahrscheinlich auch nie tun werden. Warum? Weil sie zu gut dazu sind. Zynismus ist für Schwächlinge, und wie sagt doch Gordon Gano: »Um die Wahrheit zu sagen – es ist lange her, daß mich jemand 'Femme' genannt hat.«

Habt ihr nicht in halb Europa backstage Nachrichten für irgendwen hinterlassen?

»War das vielleicht für Steve McKay? Ja, stimmt, damals war er auch in Europa unterwegs, und in Hamburg oder so fanden wir eine Nachricht von ihm an Iggy Pop, weil er mal bei den Stooges gespielt hat – 'Following you around, Iggy' oder so was. Da hat dann einer von den beiden anderen was dazugeschrieben. Ich nicht. Ich schreibe nicht auf Wände.«

Du schreibst nicht auf Wände?

»Das tue ich nicht. Und – da war so gar eine Sache, die ich in Deutschland wirklich *genossen* habe: Also, heute spielen wir ja anscheinend schon mal in größeren Clubs, mehr so wie Theater, aber damals waren alle Läden die reinsten Badezimmer – das muß ein paar Jahre her sein. Überall Graffiti, man kam sich vor wie auf dem Klo und wünschte, man müßte nicht das ganze Gekritzel lesen... oh, warum, warum muß *ich* das lesen, weil es nie lustig oder schlau ist, sondern normalerweise schrecklich und anstößig und rassistisch. Aber selbst wenn es das nicht ist, ist es einfach *Schrott*, und wenn es in deiner eigenen Sprache ist, kannst du dir nicht helfen, du liest es doch immer. Ich habe Deutschland geliebt, weil da alles in Deutsch war und ich es nicht verstehen mußte. Das war wirklich schön.«

Als ich mich auf das Interview vorzubereiten suchte, führten wir in der Redaktion ein Schwachsinnsgespräch darüber, warum uns die Musik der



Femmes „organisch" vorkommt. Nicht so organisch wie Apfelsinenschalen, Brotrinden und anderer Abfall, der sich nicht gegen natürliche Beseitigung sperrt, sondern organisch wie *der menschliche Körper.* Meine Definition war: nicht perfekt, aber schön. Diederichsens Definition war (natürlich!): nicht schön, aber perfekt. Warum machen wir uns soviel Mühe? Sagen wir doch einfach: schön, aber perfekt. Sehr sehr vieles, was schön, nützlich und richtig ist, sammelt sich ausgerechnet in Milwaukee bei rätselreichen Knaben, die, wie das letzte Album besonders zeigt, auch fragwürdige Elemente populärer Kultur in ihr buntes Gebilde einzuweben wissen, ohne die Wirkung zu schmälern.

Warum spielt nun jeder von Jerry Harrison bis Leo Kottke auf eurer neuen Platte mit? Wozu braucht ihr sie? Ich dachte, ihr wärt kleine Genies, die alles alleine können.

»HmHm. Also, *jeder*... Nun, es ist so, daß wir die Arbeit anderer Leute wirklich schätzen, obwohl wir selber mehr als genug Ego mitbringen. Jerry Harrison, das ergab sich so, und er hat seinen Job gut gemacht. Und im Fall von Leo Kottke und Fred Frith, da haben wir uns doch nicht überlegt: wir brauchen Leo Kottke und Fred Frith. Laß sie uns nach Milwaukee einfliegen. Es war so, einem aus der Band ist aufgefallen, daß beide, unabhängig voneinander, in Milwaukee spielten. Da dachten wir uns: Warum bitten wir sie nicht, runterzukommen und für uns was zu spielen? Warum lassen wir sie nicht auf dem oder dem Stück spielen, und wenn es Mist ist, schmeißen wir es wieder raus, und wenn sie keine Lust haben... fragen kostet ja nichts. In Leo Kottkes Fall, der wollte es gerne machen – das erste, was er zu Brian sagte, war: ‚He, meine Kinder mögen Eure Platten sehr' – und da wollte er eben gerne mitmachen, das Problem war nur, daß er abends spielte und am nächsten Morgen weiterfliegen mußte. Also sagte er, ich kann das machen, aber dann müßten wir uns so um sechs oder sieben Uhr morgens treffen – was nun wirklich nicht die Zeit ist, zu der man von einem Musiker *irgendwas* erwarten kann. Aber es hat doch Spaß gemacht.«

Eure Musik scheint die Kinder leicht ergrauter Rockgrößen anzuziehen. So ist auch überliefert, daß Sean Ono Lennon die Violent Femmes liebt.

»So, sieh an. Yoko Ono... ich habe gerade gehört, daß einer meiner *Kumpels*, ja, mein alter *Kumpel* Steve Scales mit ihr spielt. Ich hab' das von Victor und weiß nicht, woher er seine Informationen bezieht, aber er teilte mir mit, daß Mr. Stephen Scales jetzt bei

Wenn man die stolze Zahl an Namen, die alle eure Plattencover zierten, ansieht, bleibt nur der Schluß, daß ihr leidenschaftlich gerne Leute sammelt, um sie, wie auch immer, einzusetzen. So wie diesen *Dudelsack spieler...*

»Oh ja, Harry Reed, ach ja! Das war einfach wundervoll, ihn kennenzulernen, ihn zu treffen... dieser Typ, ich wäre nicht erstaunt, ihn in *jeder* Ecke der Welt wiederzufinden, mit seinem Dudelsack und einer Dose Bier. Seit wir ihn damals in Köln aufgetan haben, kreuzt er von Zeit zu Zeit auf, wenn wir irgendwo spielen. Er hat uns in Milwaukee besucht und ist da eine Zeitlang rumgehangen. Ein toller Typ!«

Ha-ha-ha – und wer steht abends auf der Bühne? Wer verursacht das riesige obszöne Prusten im Bühnenhintergrund? Ist es nicht... doch, es ist ein Dudelsackspieler. Der wieder aufgetauchte Harry Reed? Oder ein neuer aus der Legion herumstreifender Dudelsackspieler, die die Femmes stets gut gebrauchen können? Wer will danach fragen? Eins wußte ich aber, als ich das Harry-Phantom auf der Bühne erblickte: Die Violent Femmes geben Dudelsackspielern und Rockjournalisten fern von zu Hause eine Heimat. Sei es in Düsseldorf oder London, ich bin nicht gerne in der Fremde, weil ich schon deprimiert bin, wenn ich in meinen Stammkneipen nicht da stehen kann, wo ich immer stehe. Wenn sie aber spielen, werde ich glücklich und geborgen sein. Sie sammeln herumfliegendes Zeug und geben ihm einen nützlichen Platz. Gut, gut. Vor den Toren des „Town & Country"-Club spielten sich am Abend selbstmörderische Szenen ab. Schweinische Ordner weigerten sich, gegen Bestechung überzählige Fans ins ausverkaufte Haus zu lassen. Schlimm, schlimm. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl *black girls* scheint übrigens dem Charme der Violent Femmes verfallen zu sein. Eine flehte den gemeinen, ebenfalls schwarzen Ordner an, warf sich ihm zu Füßen etc., er möge sie doch für 10 Pfund *auf dem Flur tanzen lassen!* Es wird ihm kein Glück bringen: zum ersten Mal in der Geschichte des Rassenkampfs ein Sieg des *weißen Mannes.* (Ich mache natürlich nur Spaß.)

Drinnen, auf der großen Bühne, demonstrierte Gordon Gano Seriosität.

»Ihr erinnert euch sicher noch daran, wie wir das letzte Mal hier spielten, oder? Dann wißt ihr auch, daß wir damals in Unterhosen auf die Bühne kamen. Natürlich in amerikanischen Unterhosen, weil wir Amerikaner sind.

Nun, ich will euch etwas sagen: englische Presse stürzte sich da aber ich, ich bin es satt, ich bin es m in der englischen Presse als der Ty amerikanischen Unterhosen läc lich gemacht zu werden!« Muß ich zufügen, daß die Femmes auch in lischen Unterhosen eine gute machen?

»Wir machen immer, wonach gerade ist, aber wenn wir spielen, gen wir mehr zum Komischen, bei den Songs, die traurig und oder sonstwas sind. Ich schreibe Stücke wie Blues. Man schreibt ke Blues, um traurig zu werden, son weil man sich schon schlecht Und dann ist da etwas Magische mit der Musik und dem Stück p ren kann, daß du über Probleme s und plötzlich anfängst, dich wo fühlen, auf jeden Fall fühlst du dich ser.« (Noch ein schönes Zitat aus Interview mit Lothar.)

»Ich weiß, daß es ein paar Leute die unsere Art nicht mögen. Eige wundere ich mich, daß sich nicht Leute über uns ärgern. Man beobachten, daß einige Leute n werden, wenn man sich in ein präsentiert, die nicht so kla welche moralische Stellung m seinen Stücken bezieht. Als ob e leicht besser wäre, wenn ich sag Leute, ich habe dieses Stück ges ben, als ich ein Sünder wa schreckliche Dinge tat, also laß dieses Lied zur Warnung gereic niemals etwas zu tun, was in d Song vorkommt!! Und hier hab dagegen ein Stück, daß mich als lichen Menschen zeigt, dieser spiel solltet ihr *wirklich* folgen! klingt scheußlich.«

Sind die groben Faxen nicht weis dafür, daß die Femmes ein empfindsame Seele haben? Si sen das gewisse Etwas habe sonst könnte man es ihnen du hen lassen, daß sie die Bühne r Worten betreten, „Ich darf woh meinen Kaffee austrinken", un genau das tun? Solche *sau Witze*, oder sollte ich das lieb sagen?

»Doch, doch, es ist schon nung. Es gefällt mir: *saublöde* mit soviel Emphase gesagt. wohl recht, wenn du sagst, da viel... Slapstick reinbringen, Humor, der körperbezogen Hinfallen und so, die niederst ste Form körperlichen Humo das geht wirklich ins Extrem, w z.B. ein Buch rausnehme und vorlese, anstatt mit dem Stück anzufangen, und doch, ganzen Herumalbern hat es d wahre Ernsthaftigkeit – es sch immer so, daß diese Widersp keit, die Ironie – das ist so ei ger Teil meines Lebens.«

Mittlerweile sitzt Gordon der Garderobe und zieht andere Saiten auf. Der unverm Besuch kommt. Noch ein Wenn ich dir nun alles Gute Glück für die Show heut wünschte, wie würdest du sc fassen? Würde es dich freu würdest du denken, was mu Glück wünschen, wenn sie ich *gut* bin?

»Das ist zu überlegen... glaube, ich würde mich freue mir nicht sicher, inwieweit Leben auf *Glück* aufbauen sc wenn mir jemand Glück schätze ich das *Sentiment* Vielen Dank.«

Alf Burchardt



S I N G L E

Age of Chance *Bible of the Beats* (Riot)
The Wedding Present *Don't Try and Stop Me, Mother* (Reception)
Immer noch wartet die neue englische Gitarrenschrammel-Szene hierzulande auf ihre Anerkennung im größeren Stil. Man muß nicht unbedingt jedes Plädoyer ihres Anwaltes Neil Taylor gegenzeichnen, um zu dem Ergebnis zu kommen, daß diese Ecke überdurchschnittlich viel Brauchbares hervorbringt. Zum Beispiel diese beiden Bands.

David Bowie *Absolute Beginners* (Virgin)
Nur wenig, so liest man, hat der Film „Absolute Beginners" mit der Romanvorlage von Colin MacInnes zu tun. Da scheint diese Nummer das geeignete Titelstück. Das hat nämlich auch nur wenig mit Bowie zu tun. Jedenfalls mit dem Bowie, von dem man gute Popsongs gewohnt ist.

The Cherry Bombz *Hot Girls in Love* (Lick)
Vielversprechend klingt das, was die beiden ehemaligen Hanoi Rocks-Gitarristen Andy McCoy und Nasty Suicide auf die Beine gestellt haben. Nebensächlich der alte Bekannte Terry Chimes am Schlagzeug, wichtig dagegen die Neuentdeckung Anita als Sängerin. „Hot Girls in Love" ist einer der grandiosesten Rocker, die in letzter Zeit aufgelegt wurden.

Culture Club *Move Away* (Virgin)
In seinem lesenswerten Buch „Like Punk Never Happened" prophezeit Autor Dave Rimmer Boy George eine spätere Karriere hinter dem Tresen eines Pubs, der seine Gäste mit Geschichten aus vergangenen glorreichen Tagen unterhält. Dieser Song wird dann voraussichtlich nicht als einer der größten Erfolge Erwähnung finden. Dennoch ist er selbstverständlich besser als die Produkte der A-Has und Mr. Misters dieser Welt.

Cruisers *Hey Mr. Songwriter* (Pigture Disc)
Rumble on the Beach *Amsterdam* (Weser)
Weiterhin auch in diesem Land: -billy und kein Ende. Nur die beinharten Fans dürften die Wuppertaler Cruisers ansprechen, die in ihre Songs etwas Country-Atmosphäre einarbeiten. Etwas weiter stecken Rumble on the Beach aus Bremen die Grenzen. „Amsterdam" ist ein völlig aus diesem Genre fallendes Stück Rock, die B-Seite bietet eine Rockabilly-Version von „Purple Rain".

Sheriff Jack *Let's Be Nonchalant* (Midnight)
Sympathischer Indie-Pop von einem Multi-Instrumentalisten, über den im Info viel albernes Zeug verbreitet wird. Ganz unnütz ist der Beipackzettel aber nicht, bietet er dem Rezensenten doch eine Reihe von Vergleichen an. Ich habe mich für Wreckless Eric entschieden.

Sandra *Little Girl* (Virgin)
Gar nicht mehr bombastisch kommt dieses Mal unser aller Freundin Sandra daher. „Little Girl" ist ein leicht melancholisches Stück Pop, das nicht ohne Chancen ins Rennen um das „Peinlichste Lieblingsstück 86" geht.

Shop Assistants *Safety Net* (53rd & 3rd)
We've got a fuzzbox . . . and we're gonna use it *Fuzzbox* (Vindaloo)
Der elektrisierende Pop-Punk der Shop Assistants rechtfertigt jeden Superlativ. Die Konkurrenz sitzt ihnen aber schon im Nacken. We've get a Fuzzbox. . . and we're gonna use it, vier schulpflichtige Mädels aus Birmingham, verstehen es ebenfalls aus bescheidenen Mitteln einen packenden Song zu zaubern.

Fehlmann's Ready Made *Ready Made* (Phonogram)
Obwohl es keinen weiteren Beweises bedurft hätte, demonstriert Thomas Fehlmann in Zusammenarbeit mit Gareth Jones noch einmal nachhaltig, daß das Berliner Hansa Studio über einen hochmodernen Maschinenpark verfügt. Kurz vorbei geschaut haben unter anderem Inga Humpe, die aber nur selten den Mund aufmachen durfte, sowie Mufti, der gar keine hörbaren Spuren hinterlassen hat.

The Rolling Stones *Harlem Shuffle* (CBS)
Sicherlich nicht die Platte, auf die die SPEX-Leserschaft Fingernägel kauend gewartet hat. Wem aber beim Anschalten eines Radios dieser Song entgegenschallt, der muß zugeben, daß es schlimmer hätte kommen können. Die Stones bleiben allein schon deshalb ein interessantes Phänomen, weil sie sich hartnäckig weigern abzutreten. Keith Richards Interview im NME zeigte, daß sie dabei immer noch Unterhaltsames produzieren können.

Membranes *Everything's Brilliant* (In Tape)
Platten dieses unbeugsamen Trios aus Blackpool legte man bisher vor allem dann auf, wenn es wieder einmal höchste Zeit war, die Ohren freizublasen. Mit dem Titelstück ihrer neuen Maxi ist ihnen jetzt Unglaubliches gelungen: fast ein Popsong.

Prince and the Revolution *Kiss* (WEA)
Abteilung Luxus-Neger: Zur allgemeinen Freude hat Prince den psychedelischen Irrgarten wieder verlassen. „Groovt wie die Hölle," stellte Dieter Bohlen kürzlich fest. Wer wollte dem Keyboard-Wizzard widersprechen?

Pete Shelley *Waiting for Love* (Mercury)
Niemand wird es Pete Shelley verübeln, wenn er jetzt einmal ein paar Pfund verdienen möchte. Im Gegenzug sollte er dafür Verständnis haben, daß alte Freunde sich jetzt endgültig von ihm abwenden. In diesem Stück MTV-Pop erinnert nur noch die Stimme entfernt an vergangene Zeiten.

Manfred Mann's Earthband *Do Anything You Wanna Do* (Virgin)
Eindeutig das infamste einer Serie unerwünschter Comebacks. Manfred Mann legt einen Song der Welle neu auf, die ihn hätte endgültig wegspülen sollen: die alte Hot Rods-Nummer jetzt als Hymne für die Midlife Crisis.

Die Goldenen Zitronen *Doris ist in der Gang* (Zitronenterror)
The Rest of the Boys *Where's all the Hope?* (Restive Records)
Der deutsche Punk-Untergrund lebt. Mit guten Songs und ebenso guten Texten erweisen die Zitronen sich als beste Band der Post-Tote Hosen-Generation. Dagegen geht TROTB jegliches Pop-Gespür leider ab, in Ton und Wort. Jungs, die Welt ist schlecht, aber in dieser Form hatten wir das nun wirklich schon oft genug.

Sigue Sigue Sputnik *Love Missile F1—11* (EMI)
Sicherlich: ein Hype mit Ansagen. Doch was soll's? Bis jetzt hat dieser Haufen viel Spaß gemacht. Ihre erste Single, eine Preßluft-Glam-Disco-Nummer, deutet darauf hin, daß der noch eine Weile andauern wird. Und nebenbei bemerkt: das Beste, was Giorgio Moroder je produziert hat.

Ozzy Osborne *Shot in the Dark* (CBS)
Der gute, alte Ozzy, einfach unverwüstlich. Auf seiner aktuellen LP „The Ultimate Sin" erweist er sich erneut als solider Hard Rock-Entertainer. Um seinen ohnehin nicht unbeträchtlichen Kundenkreis noch zu erweitern,
wurde das Stü
größten Mains
Appeal ausge
Ryuichi Saka
Work (Virgin)
Red Guitars
nue (Virgin)
Langeweile is
Langeweile.
The Pogues
Motion (Stiff)
Hackney Fiv
gue (of Troubl
Blues) (Midnig
Nach wie vor
Freunde der F
Party, nach w
teln Außenste
Kopf. Mit dies
ten die Fronte
etwas aufwei
den beiden S
Seite geht es
dingt folkloris
grundsätzlich
sikverständn
gues haben H
O; sie feiern i
undogmatisc
Musik.
Hüsker Dü *D*
Know If You A
(WEA)
Mittlerweile s
herumgespro
daß die drei a
lis eine der d
Rockbands b
sogar schaff
Wohlklang in
Form zu präs
„Don't. . . "
der nächsten
lassen wird,
dieser Single
hysterischen
„Helter Ske
Scattered O
via Cessnoc
Waren sie al
umsonst, die
Platten, die
Laufe ihrer Z
Eine jede di
destens sieb
Grundstein
Karriere. We
Scattered O
muß, sollten
beim Wühle
selbst herau
The Cravat
the Giants (F
Der DCL-Ko
vats zeichne
ne Fülle von
Leider fehlt
die für einer
Hier wird da
schickt dad
gen, daß ma
spiel darbie
genehme A

MUSIK

This sound brings you better through times without no money than money brings you through times with none of these records... ■



■ VIOLENT FEMMES
THE BLIND LEADING THE NAKED

Sollte der dritte Longplayer einer Band tatsächlich ein indizienreicher Prüfstein für das wahre Potential derselben sein, dann dürfen wir uns jetzt schon auf weitere Projekte der Milwaukee-Truppe freuen.

FACHBLATT 3/'86

Folgerichtig, daß selbst Gewagtes, wie eine Coverversion von T. REX „Children of the revolution" nicht zur peinlichen Plattitüde wurden, sondern zu einem Höhepunkt der LP, der es an Höhepunkten nicht gerade mangelt.

Nur herzlose Menschen können an diesem Werk „rumnörgeln". Wir ignorieren, um in Ruhe zu genießen. Genießen.

TEMPO 2/'86



■

THE DEL FUEGOS - BOSTON, MASS.

„Boston Mass" ist mit Verlaub gesagt das beste, neue Rockalbum, das ich in den letzten sechs Wochen auf dem Plattenteller hatte.

TIP, Berlin 3/'86

Denn „THE DEL FUEGOS" klingen nahezu genau so, als ob die frühen ROLLING STONES sich mit den Gruppen des „Easy-Rider"-Soundtracks (Steppenwolf, Hol Modal Rounders, den Fraternity of Man, The Band) vereinigt hätten, um dem „Boss" zu zeigen, was 'ne Harke ist.

SCHÄDELSPALTER 1/'86

Ein sprödes Album voller glänzender Momente, etwa in der Ballade „I still want you" oder „Night on the town".

MUSIK EXPRESS 1/'86

■

UNKNOWN GENDER

Dieses N.Y.er Trio ist eine Kultband – und wird es wohl auch bleiben – verehrt und gehört von denen, die ihr Lebens- und Musikgefühl teilen. Der erste Eindruck ist Chaos, unharmonisch-spröde, aber stürmisch, rhythmisch, fetzig. Irgendwie faszinierend.

FACHBLATT 7/'85

...hart, trocken, erbarmungslos gut.

AUFTRITT Mai '85

Super***

BRAVO 5. 6. 85



NEW ALBUM SHE DEVIL

■

REDSKINS
NEITHER WASHINGTON NOR MOSCOW...

„I've been told we are the new JAM, but I'm looking to achieve something like THE FOUR TOPS on amphetamine". Chris Dean, Singer of Redskins.

Interview MELDODY MAKER Feb. '85

More red than skins
NEW MELODY EXPRESS



Alle Produkte finden Sie im Schallplattenhandel. Weitere Infos über diese Gruppen erhalten Sie gegen einen Freiumschlag an METRONOME MUSIK – Stichwort SLASH – Glockengießerwall 3 – 2000 Hamburg 1.
DISCOGRAPHIE: Violent Femmes – The Blind Leading The Naked (LP 828 006-1)
THE DEL FUEGOS – BOSTON, MASS (LP 820 302-1)
UNKNOWN GENDER – SHE DEVIL (LP 829 187-1 lieferbar ab 18. 4. '86)
REDSKINS – NEITHER WASHINGTON, NOR MOSCOW... (LP 828 009-1)

LP KRITIK

THE GO-BETWEENS
LIBERTY BELLE & THE BLACK DIAMOND EXPRESS
(SPV) ●

Die private Welt der Go-Betweens. Ihre Platten sind immer wie lange Briefe von jemandem, den du kaum kennst. So überraschend wie Lebenszeichen eben sind. Sie haben ein Foto mitgeschickt, das sie als fröhliche Kleinfamilie porträtiert. Ihre Songtexte sind immer so, daß sie erklären, beschuldigen, philosophieren, den Blick auf Alltagsklischees gerichtet, Bedeutungen diskutieren. Wahrscheinlich Themen von Küchentisch-Gesprächen. Die Go-B's sind der geheimste Geheimbund der Welt, ihre Songs klingen oberflächlich wie harmloser Pop, aber man muß immer das Gefühl haben, da ist etwas zuviel, irgendetwas, das weniger gefällig ist als bloße Provokation.
„Spring-Rain" kriecht so langsam ins Ohr wie das Thermometer gerade steigt. Eine merkwürdige Spannung macht die Songs faszinierend und hörenswert, denn hier ist jede Zeile ein Detail, das besonders Umsetzung erfordert. Jedes kleine Ding wird hier mit einem Nachdruck behandelt, der einfach nicht zur Popwelt und ihrer geordneten Dramatik paßt. Diese Musik lebt nicht von vorausgeplanten Reaktionen. Während bei vorigen LPs leicht festzustellen war, wer beim jeweiligen Song verantwortlich schrieb, haben Rob Foster/Grant McLennan ihr Songwriting hier zu einer Synthese zusammengefaßt, die beider starke Seiten in jedem Song hörbar werden läßt. Das macht zehn starke Songs. Brillante Platte!
Michel Ruff

HÜSKER DÜ
CANDY APPLE GREY
(WEA) ●

Diese siebte LP von Hüsker Dü erscheint zum ersten Male bei einer „großen" Firma. Nichts leichter nun wäre es, als alle bemerkbaren Veränderungen des vielgeliebten Hüsker Dü-Sounds auf diesen Wechsel zurückzuführen. Doch solch falsch verstandener Purismus ist in Bezug auf unvorhergesehene Schritte dieses gestandenen Trios mit gestandenen Männer wirklich nicht angebracht. „Es ist nicht Hüsker Düs's Absicht eine der Greta Garbos der Musikindustrie zu werden", hat Bob Mould einmal kundgetan. Trotzdem nehmen sich er und der andere Songschreiber und Sänger der Band, Grant Hart neue Exzentritäten heraus. Orgel oder Keyboards begleiten die meisten neuen Songs, ein großer weicher Ohrwurm wurde geformt („Sorry Somehow"); das letzte Stück der ersten Plattenseite, das bei Hüsker Dü immer das „andere" Stück ist, kommt diesmal als von Flöten, Hundegebell und Zimbeln eingeleitetes akustisches Gitarrenstück („Too Far Down") an dem Roy Harper und ich große Freude haben, während das erste Stück der zweiten Seite („Hardly Getting Over It") doch das eigentliche „untypische" Hüsker Dü Stück schlechthin ist: ein langsamer, endlos langer, völlig tonlos gesungener, ohne dramatische Höhepunkte ablaufender, balladenhafter Song, der sich zart melodiös, wie er ist, geradezu selber ausliefert. Nicht gerade Hüsker Dü Tradition, aber genau wegen dieses Songs weiß ich, daß Hüsker Dü eine fantastische Platte gemacht haben, eine von denen die wie Bücher sind, welche man sich ausgeliehen hat, aber, verdammt noch mal — nicht mehr hergeben will. So gesehen, haben Hüsker Dü auch immer auf halb-illegaler Basis operiert. Bob Mould sagte: „People can certainly expect something old, something new, a little bit borrowed, and a whole lot blue." Eingehalten haben sie alles: Von sich selber geliehen haben sie den Song „Dead Set On Destruction", und sich dabei ertappend mußte wiederum ein anderer „neuer" Song entstehen wie „No Promise Have I Made", der exakt das „whole lot blue" umfaßt, das Gould gemeint hat.
Mit dieser Platte haben Hüsker Dü den Spitzenplatz, den sie unter allen neuen amerikanischen Bands hatten, die sich zwischen dem Mittelwesten und der Ostküste tummeln, noch ein klein wenig mehr gefestigt. Nur gut, daß die drei weiß Gott nicht so aussehen wie Greta Garbo, denn sie wären glatt berechtigt, sich eine Menge darauf einzubilden.
Jutta Koether

THE REDSKINS
NEITHER WASHINGTON NOR MOSCOW
(Metronome) ●

Die Redskins gehen aufs ganze mit Agit-Prop-Solid-Gold, vier Top-Polit Singles auf einem Album. . .zum Preis von zwei Maxis. . .plus Bonus-Tracks! Alles Wissenswerte über den weiteren politischen Background der Redskins können wir der sorgfältig editierten Broschüre ‚Der Internationale Trotzkismus und seine wiederlichen Machenschaften' entnehmen, die man bei jeder realsozialistischen Botschaft bestellen kann. Also, will sagen: der Titel ‚Weder Washington noch Moskau' muß doch heutzutage zumindest zur Diskussion gestellt werden. (Das müssen sie mit Robert Wyatt abmachen!) Abgesehen davon nähre ich immer noch eine Vorliebe für herzhafte Agitation und ‚Wir-würgen-es-ihnen-ihren ignoranten-Rachen-runter', wenn sie satt und kriegspfadmäßig ist, wie bei den Redskins, swinging Revolution mit flinken Rhythmen und schmackigen Bläsern. Völlig unbegründet glaube ich doch manchmal noch, daß das bestimmt einen Nutzen bringt. Keep On Keepin' On, es fragt sich nur noch womit. Das Beste ist, für eine Plattenlänge so zu tun, als hätte man die anliegende Revolution schon gewonnen. Dann macht es Sinn. Wie bemerken auch die selbstkritischen Redskins: „. . .we blew it. . .we blew it!" Dann setzen die Bläser ein. Ja, der rote Humor.
Clara Drechsler

CULTURE CLUB
FROM LUXURY TO HEARTACHE
(Virgin) ●

Wenn Boy George den Mund aufmacht, ist man entweder verliebt, fühlt sich schuldig, weil man nicht verliebt ist, zornig, weil von einem immer nur Verliebtheit verlangt wird, oder kratzt Euphorie-Partikel aus anderen Lebensbereichen zusammen, um dem ständig von Culture-Club-Musik und O'Dowd-Gesang versprühten, tatendurstigen Optimismus gerecht zu werden. Es ist einfach eine Frage, ob einem das vollmundig-süß-soulige Paradies-Versprechen in den Lebenskram/plan paßt (Mir als positiven, rundum lebensbejahenden Menschen paßt sie fast immer). So gesehen ist das vierte Album prima Ware — alle Basisreize dieser Gruppe sind vorhanden. Abweichungen von meiner liebsten Culture-Club-LP, der zweiten, finde ich immer störend (das war doch zu erwarten). Die Arif-Mardin-Disco (geschmackvoll)-mit-Klingeln-und-elektronischen-Glöckchen-Produktion gefällt mir weniger als mir eine Karmachameleon-countryfolk-Produktion oder eine Victimsgospelproduktion gefallen hätte; der Trend zur hochkarätig zusammengeklauten Tanz/Disco/Funk-Basis gefällt mir weniger als mir ein paar mehr echt traurige Schmachtfetzen gefallen hätten. Aber „Work On Me Baby" ist der Song, der es als Hit verdient, einen auch noch über die trübesten Umgebungen zu trösten, wie noch gestern „Karma Chameleon" beim Zigaretten holen aus einer Morgens-um-7-schon-hacke-voll-Kneipe in der Kölner Südstadt. Boy George sind wieder einige gute Texte eingefallen und der Eindruck der gesamten LP, daß man nämlich bei Culture Club den Karriereknick durch Offensivität auszubeulen versucht, verdichtet sich in dem Schlußstatement: „Sexuality". Die beste Platte, die für Culture Club zwischen Prince und Scritti Politti machbar war.
Diedrich Diederichsen

DIVERSE
JERICHO GO — THE D.B. COMPILATIN
(DB Records/TIS) ●

ZEITGEIST
TRANSLATE SLOWLY
(DB Records/TIS) ●

DON DIXON
MOST OF THE GIRLS LIKE TO DANCE, BUT ONLY SOME OF THE BOYS LIKE TO
(Demon/TIS) ●

Die Singer/Songwriter von heute ziehen es vor, Bands zu gründen, anstatt, wie es sich für ihr Genre bislang gehörte, alleine in die große weite Welt hinauszuziehen. So oder ähnlich könnte man diesen Plattenberg resümmieren (das für diejenigen Kunden, die nur das lesen, wo sie auch genau wissen, ob es sie interessiert oder nicht). Weitere Gemeinsamkeiten: relative Innerlichkeit (aber eine, die

Spaß bringt), Don
gendwo in der Nä
licherweise als P
(er ist leider imm
kein zwingender
garant), Gitarren
ne Sixties! Sowie
den verschieden
pen, von denen
relativ sicher sei
daß sie für länge
ne größere Rolle
werden, bzw. et
gen haben. Nur
Records ist das
sich dieser Mus
schrieben hat.
kannteren Band
ihr Debüt gabe
Guadalcanal D
Windbreakers
Instrumental-G
Tractor (zumin
sind diese Nam
nigen Jahren g
habe einen ver
Freund, der Pl
diesen Bands
gen Jahren lei
auf „Jericho G
weise bekann
canal Diary), t
sationell gute
tor) Titeln ver
die mittlerwei
sten Pylon ge
sowie der Sin
ter (der einzig
sich verkneife
ne Band zu g
vin Dunn, üb
nicht auf „Je
enthaltenen
ne" Paul Ra
zeit geschrie
Art von Song
zu bringt au
und Insekten
Die weiteren
Oh Ok (mit L
Schwester c
gers Michae
Buzz Of De
schließlich
The Swimm
und Fetchin
parallel alle
eigenen LP
ausgekomm
Zu Zeitgeis
nicht zu ve
jener graue
ner Gruppe
Dunnemals
mit Begriffs
ses mittler
fürchteten
Freund, di
Vergange
ein Buch
geln/was i
Zeiten hei
Grund de
Geist/in d

sich bespiegeln". — Wo wir uns nun definitorisch Luft verschafft haben (da hat Goethe den Faust seinerzeit doch nur genau das sagen lassen, was wir heutzutage aus eigener Erfahrung auch nicht hätten schöner formulieren können), kommen wir zur Musik, der sich so nennenden Band. Dazu muß man sagen, daß sie auffallend rationell klingt, wie Folkrock-Abstraktionen. Leider lieben Zeitgeist wahrscheinlich die frühen Cure, bzw. Passions etwas zu sehr, das wäre jedenfalls eine Möglichkeit diese ewigen aufgelösten Gitarrenakkorde zu erklären. Trotzdem: Die tolle neue Version des C&W-Standards ,,Blue Eyes Crying In The Rain" hat musikalisch mit dem Original nichts mehr gemein, und ist, tja, wie gesagt, richtig toll. In den schwächeren Stücken klingen Zeitgeist wie Love Tractor auf ihrer letzten LP (nur mit Gesang natürlich), darüber hinaus enthält ,,Translate Slowly" auf jeden Fall genug gute Stücke. Prädikat: Interessant.
Die Swimming Pool Q's (eher schwach) und die Fetchin Bones, die von allen vertretenen Bands am härtesten, wohl aber auch am besten sind, werden in SPEX an anderer Stelle rezensiert, daß das der Grund ist, sie zum Tabellenführer zu machen, bliebe noch Don Dixon, nicht nur Produzent von Fetchin Bones, Guadalcanal Diary, The Buzz Of Delight (und seinerzeit R.E.M. Marti Jones. Beat Rodeo, Let's Active), sondern auch Ideenmensch extraordinaire, Songschreiber mit großem Output und ein Mann, der immer für schräge Sounds auf sonst zu eintönig zu werden drohenden LPs gut ist. Seine erste Solo-LP klingt wie die Demo-Präsentation eines neuen Verlags-Songwriters, allerdings eines besonders guten. Sechzehn Songs hat er hier zusammengebracht, zwei Drittel sind gut, das reicht für meinen Bedarf aus. Vielleicht sollte er seine Verbindungen nutzen und mal eine richtig knackige A&M-LP mit den (wiederauferstandenen) dB's machen.
Was sich den anderen Bands aus dieser Zusammenstellung wünsche: ein leicht durchgeknalltes Computer-Whizzkid am DX7, bzw. Emulator, und schon wären wir mitten in der schönsten, nächsten neuen Welle.
Detlef Diederichsen

FETCHIN BONES
CABIN FLOUNDER
(DB Records) ●

Weiter geht' mit den Ami-Bands. Das Reservoir scheint zur Zeit unerschöpflich. Auf die Fetchin Bones wurde man aufmerksam nachdem Michael Stipe von REM deren Debüt ,,Cabin Flounder" zu seiner Lieblingsplatte des Jahres 1985 kürte — ein vertrauenswürdiges Votum.
Aufgeschrieben scheint die musikalische Mischung der Fetchin Bones gar nicht so aufregend zu sein: Auf Hardcore/Punk-Basis werden die verschiedensten amerikanischen Musiktraditionen — das alte Ding also — verschmolzen, eben die normale Mixtur aus Country, Folk, Blues und Dylan. Was die Südstaatler aus North Carolina aber interessant macht, ist eine Wildheit und Hysterie, die man auf den Platten der bereits etablierten Kollegen sehr oft vermißt. Dem jüngeren Diedrichsen sein neuer Schwarm, Don Dixon, hat den Produktionsjob souverän gemeistert und glücklicherweise viel an Geschwindigkeit, Ecken und Kanten drin gelassen. Die Fetchin Bones sind die superamerikanischen Künstler-Punks und vielleicht erinnert Hope Nicholls gerade deswegen in ihrem Gesang, neben einer deutlichen Ähnlichkeit mit Pauline Murray, so sehr an Patti Smith.
Beachten sollte man übrigens noch die wissenschaftlich belegte Tatsache, daß alle Ami-Bands live sehr viel besser sind als auf Platte, was auf zukünftige Konzerte hoffen läßt.
Lothar Gorris

PLASTICLAND
WONDER WONDERFUL WONDERLAND
(Enigma-Records) ●

Dies ist eine meiner liebsten Newcomer-Platten seit Monaten. Plasticland sind ein dekadenter Haufen aus einem Ort, der bezeichnenderweise El Segundo heißt und in Kalifornien liegt. Sie schrecken nicht davor zurück sich auf ihrem Cover als Paisley-Begeisterte der 7. Generation zu präsentieren, dabei fußen ihre Songs eher auf Selbstverständlichkeiten — dem harmonischen Fundus, der seit spätestens ,,Pebbles" selbstverständlich ist und den Buzzcocks ebenso zu Meisterwerken verhalf wie der von mir so geliebten, vergessenen und später zu The Three O'Clock degenerierten US-Revival-Band The Salvation Army (so um 81).
Glenn Rehse singt die verschlungenen, durcheinandergekrumpelten Songs mit neurotischen, langgezogenen Ratten-Stimme, die sich früher gut geeignet hätte Mantras zu quäken, John Frankovic fällt, scheinbar undiszipliniert, in Wahrheit kanonmäßig, mit seinem Organ dazwischen, die Gitarren hören selten auf zu quengeln. Trotzdem werden Akzente gesetzt, überraschen ständig brummende, düstere Details, sich gegen natürliche Schlaffheit absetzende Entschlossenheitsanfälle, plötzliche unmotivierte Steadyness, Bosheiten, Willkür und reine, gurrende Schönheit. Eine Band, scheinbar blumig und esoterisch, aber nur zu oft und wahrscheinlich auch in Wirklichkeit verschlagen, böse und querulant; böse, verzogene, dicke Kinder, eine Band wie in der Vergangenheit höchstens Arthur Lee's Love. Höchstes Kompliment.
Diedrich Diederichsen

THEE MIGHTY CAESARS
BEWARE THE IDES OF MARCH
(Big Beat) ●

,,Veni, Vidi, Vici!", steht fett auf jedem ihrer Plattencover, also auch auf diesem neuen. Ihren Cäsar haben The Mighty Caesars tatsächlich gefressen wie nur was. Kopf des so präzis zielstrebigen und optisch eindrucksvollen, ambitionierten Trios ist Billy Childish, (Ex-Milshakes-Sänger). Einfach und geradewegs in medias res ist auch Cäsars neue Strategie« Die heißt ,,Schlechte Musik", Musik die ,,die Welt lahmer Autos, fetter Weiber, plötzlicher Tode" untermalen soll, Musik die grauenhaft schlecht gespielt wird, und Songs, deren Bestandteile aus dem Fundus von Rock'n'Roll und Beat-Music der frühen 60er so zusammengeklaut ist, daß selbst der abgebrühteste Hehler Stielaugen kriegt. Thee Mighty Caesars sind im Besitz einer Dreistigkeit die über sich selbst hinauswachsend das beschert, was wir doch alle immer haben wollen: Trash! Es ist zu vermuten, daß Billy Childish, der alle Songs außer den Coverversionen von Bo Diddley-Songs (,,Roadrunner", ,,You Can't Judge A Book By The Cover") und dem Titel ,,Rumble" allesamt selber fabriziert hat, als basisstrategisches Vorbild die Cramps nicht nur im Hinterkopf, sondern auch vorn in der Gitarre hat.
Bei dem großen Vorhaben liegt er also mit der ausgeliehenen Unverschämtheit des alten Imperators hundertprozentig richtig: Zwölfmal EG-Trash vom Feinsten . . . ,,and mind you don't fall off!"
Jutta Koether

THE WINANS
LET MY PEOPLE GO
(WEA/Qwest) ●

Schon mindestens drei Monate alt und auch schon so lange in meinem Besitz, wollte ich mich eigentlich an dem Problem vorbeidrücken, das man grundsätzlich mit solcher Musik hat; denn die Winans sind eigentlich eine Gospel-Truppe mit allem was dazu gehört. Wie gesagt, das alte Problem: Man weiß es besser, lehnt es ab. Aber es ist unmöglich sich der Musik zu entziehen. ,,Let My People Go" hat einfach alles: ausladende Produktion, hervorragende Songs und Stimmen, die klingen als ob man zum ersten Mal in seinem Leben Soul hört. The Winans machen es natürlich genauso geschickt wie Steve Arrington — verstecken ihre Gospel Ambitionen in Soul und Pop. Der Titelsong ,,Let My Peo-

ple Go" war schon in den 85 Abrechnung des Soulful Shack zurecht weit vorne und ist auf der LP wirklich nicht der einzige Höhepunkt. Es gibt kaum Schwachstellen und mehrmals hintereinander gehört, ist man dieser Erleuchtungsbewegung verfallen. Garantiert.
Lothar Gorris

RED LORRY YELLOW LORRY
PAINT YOUR WAGON
(Red Rhino/Rough Trade) ●

DEAD CAN DANCE
SPLEEN AND IDEAL
(4 AD/Rough Trade) ●

Mit dem letzten, posthum-veröffentlichten und teilweise live-aufgenommenen Joy Division-Album wurde noch einmal deutlich, daß die ganze Düster-Und-Depri-Liga irgendwann auch mal einen Funken Energie besessen hat. Ian Curtis' Zusammenbrüche vor Erschöpfung waren einst nicht nur sprichwörtlich, sondern hatten auch einen leicht ersichtlichen Grund und der hieß: Austoben auf der Bühne. Und genau HIER schnallen sich die Lorries ihre Gitarren um, gucken duster und geben Gas. Joy Divisions ,,They Walked In Line" mag manchem Song Pate gestanden haben, was durchaus nichts Böses heißen soll, denn ich halte ihre wilden Gitarren-Jagden sowieso für die einzig akzeptable Version ,,It's an empty place when I close my eyes"-Texte an den Mann zu bringen. Zeigte schon die Single ,,Spinning Round", daß Sänger und Komponist Chris Reed auch durchaus kleinen Melodien nicht abgeneigt ist, so beweisen ,,Last Train" oder ,,Head On Fire" sogar echte Songwriter-Qualitäten. Gruftbewohner mit Nietengürtel werden ihre Freude haben.
Die kompromißlose Totenfeier-Nummer ziehen dagegen Dead Can Dance ab. Der Covermönch in roter Kutte hält ein fünfzackigen Blechstern gegen ein abgewracktes Hafenlagerhaus, die Songs haben Titel wie ,,De Profundis", ,,Indoctrination" oder ,,Mesmerism" und mollene Orgeltöne mischen sich mit spärischem Engelschor. Auf ,,Circum Radiant Dawn" singt eine Frauenstimme (Lisa Gerrand?) verdrehte Hymnen zu einer Art Sirene. Es wimmelt von klassischen Instrumenten und bleischwerem Pathos. Ein Pesthauch schwebt langsam über die Stadt, gemauert ganz in schwarzem Stein und eine gar wunderliche Melodie dringt aus dem düsteren Gebürge. . . Auf jeden Fall sowas in der Art.
Ralf Niemczyk

ANGELIC UPSTARTS
POWER OF THE PRESS
(Gas) ●

Old Punks Never Die. Die Upstarts haben viel durchgemacht seit ,,I'm an Upstart", aber Mensi schaffte es regelmäßig eine neue Truppe zusammenzutrommeln und Platten zu machen. Hier finden wir meist knochentrockenen, einfach produzierten Punk-Rock mit schönen Chören und Kneipen-Pathos, sehr pur und eher sentimental als agressiv. Die Überraschung: Manch einer wird Abfälliges bemerken, wenn er Mensi ,,Greenfields Of France" oder Harvey Andrews' ,,Soldier" zur einsamen Akustik-Gitarre singen hört. Gerade hier, wo andere Bands fettes, verlogenes Pathos auftischen, verzichtet Mensi auf alles Bier- und Protest-Gefühl und spricht die Texte mit der knarrenden Stimme eines Moritatensängers, der erzählt was er gesehen hat und von Rockpalästen nichts wissen will.
Michel Ruff

THE SURFIN' LUNGS
COWABUNGA
(Big Beat) ●

Natürlich mußte ich diese Platte unbedingt kaufen; das war sicher von dem Moment an, in dem ich sie im Regal entdeckte. Ich werde immer jede LP kaufen, die ,,Cowabunga" heißt — ein schwierg übersetzbarer Surfer-Ausdruck übrigens, aus dem Hawaiianischen kommend; er bedeutet in etwa: ,,Ich klemm' mir jetzt mein Surfboard unter den Arm und renne damit ins Meer, um auf dieser Welle da zu reiten". Und außerdem ist die Platte auf dem famosen ,,Big Beat"-Label erschienen.
Und natürlich hatte ich recht, sie zu kaufen. Dies ist die modernisiert produzierte Version dessen, was etwa die Trashmen oder die Fantastic Baggies in den 60er Jahren gemacht haben. Rasante Rhythmen, klingelnde Dick-Dale-Surf-Gitarren, gute Harmonien, und im Hintergrund fietscht die Orgel. Großartige Songtitel wie ,,Quasimodo A Go-Go". Sentimentales über ,,The Last Beach Party". Brisante Themen wie in ,,Hey Muscles", wo ein ,,ziemlich großer" Kerl versucht, dem Protagonisten das Mädchen auszuspannen, und dieser überlegt, ob er nun kämpfen oder lieber ein Eis kaufen gehen soll. Und die alptraumhafte Vision, das größte Volk der Erde könnte plötzlich Gefallen am Wellenreiten finden und sich kollektiv zum Strand begeben, in ,,Surfin' Chinese": ,,Watch out, here they come again, fifteen-thousand yellow men . . ."
Wipe Out!
Dirk Scheuring

STEPHEN DUFFY
I LOVE YOU
(Virgin) ●

Bezüglich Stephen Duffys beschleicht mich immer die traurig-schale Ahnung, der würde es nie, in keiner Beziehung zu irgendetwas bringen, vielleicht zu recht — vielleicht deshalb, weil jeder zugeben mußte, daß ,Icing On The Cake' wunderschön war, aber gleichzeitig sagen durfte, daß dies zu einem großen Teil an der Loose Ends-Beteiligung lag. Weil man vielleicht sagen muß, daß Stephen Duffy genau ,Icing On The Cake' ist — nämlich pur nicht zu schlucken, grauenhaft süß aber ohne spezifisches Geschmackserlebnis. Stephen Duffy muß jedem Produzenten als Bote des Himmels scheinen, liebt er doch offensichtlich nichts mehr, als in unschuldige Liedchen hereinzustreichen, was so zu streichen ist, grausam darüberzuzuckern, bis ,Bridge Over Troubled Water' oder ,Year Of The Cat' im Vergleich brutal klingen. . .und — erinnert sich jemand an ,Baker Street'? Nehmt einen großen Löffel davon. Aber: Es rührt mich doch immer sehr, daß Stephen Duffy so viel zu jung aussieht, um schon so dünn, so schmierig und so abgepitscht zu sein und so ,,dafür-bin-ich-wenigstens-ehrlich" schleimig scheußlich geschaffen für Ambiente-Musik. Doch, wirklich, in jeder Beziehung die Härte. Seine Liebesmonologe sind staubtrocken und hygienisch wie Zahnpulver und die, die es benutzen, und seltsam pragmatisch: ,,Why shouldn't I love you?". Zuzeiten stört eine beunruhigende kleine Streicher-Böe, bisweilen meint man, dieser schlechte Mensch hätte doch seine guten Seiten — also doch Gemütsmensch — falsch. Ein echter Parasit, mit seinen kleinen Talenten halt: ,,Maybe it's my loving tongue"!
Übrigens: Diese Plattenkritik ist eine positive!
Clara Drechsler

ALEX CHILTON
ALEX CHILTON'S LOST DECADE
(Fan Club/New Rose) ●

Weit über allem, was der April 86 so an Veröffentlichungen bringt,(nicht ganz so weit über Plasticland), steht dieses Doppelalbum mit Alex Chilton-Aufnahmen, die weder auf seinen Solo-LPs, noch auf einer der drei Big Star-LPs zu finden waren, und Alex-Chilton-Produktionen mit unterschiedlich genialen anderen Künstlern (die Cramps sind nicht dabei). Da wäre seine 77er ,,Bangkok"-Single, eine der besten Aufnahmen eines der zehn besten Rock'n'Roll-Songs aller Zeiten (incl. Rückseite: Seeds-Cover: ,,Can't Seem To Make You Mine") Zwei Songs von 75, fragil-selbstzerstörerischer Kaputt-Rock aus der ,,Bach's Bottom"-Phase mit Slide- und Bröckel-Höhepunkten. (Man glaubt das Stück ist zu Ende und dann fängt er, unglaublich traurig und kaputt von

Neuem an: „I've been so sickly lately. . .") Auf Seite 2 sind zwei Post-Box-Tops-, prä-Big-Star-Singles mit professioneller C & W-Band (heavy- und boogieproof), nicht ganz so genial, aber in überzeugender Weise eine unfertige Frühausgabe dessen, was Alex heute macht (immerhin von vor 17 Jahren). Auf Seite 3 produziert Chilton einen Blues-Jam im Stil der Zeit (73), aber sehr fein und unter anderem den idiosynkratischen Mandolinisten Grady Whitebread, Seite 4 ist den verlorengegangenen Karriere-Versuchen eines gewissen Scott Adams gewidmet, den Alex Chilton 1974 produzierte.
Außer vielleicht auf Seite 4 dokumentiert dieses Doppelalbum einmal mehr die Bedeutung dieser völlig eigenartigen Kröte. Es bedarf eines größeren Zoologen als ich es bin, um die einmaligen Biotope, die dieses Leben möglich gemacht haben, erschöpfend zu erforschen, aber wie fast alles, was Chilton in seiner „verlorenen", in Wirklichkeit fruchtbarsten Dekade gemacht hat, sind dies, das vermag ich zu sagen, die Werke eines Genies.
Diedrich Diederichsen

COCTEAU TWINS
VICTORIALAND
(4 AD) ●

Ja, Elizabeth Fraser, die Sängerin der Cocteau Twins hat eine schöne helle, feenhafte Stimme, bestens geeignet für das besinnliche Zwischenspiel, den schläfrigen Müßiggang an den mattesten Stunden des Tages. Wenn sie nur die „Fee" auch mal richtig herauslassen würde. Aber nichts dergleichen. In angestrengter Kleinarbeit ebnet Compagnion Robin Guthrie auch auf dieser 4. Lp der Cocteau Twins noch die halbwegs traumbewegten Momente der neun Stücke (denn „Die Welt als Traum" ist doch wohl Zweck der Übung „Victorialand") mit seinem Instrumentarium so ein, daß man unversehens vom Dösen zum plumpen Tief-Schlafen genötigt wird. Diese Hundert-Prozent lyrische, zum größen Teil von akustischem Instrument beherrschte Soundsoße, die rhythmisch nur von der Tablapercussion des Richard Thomas (Dif Juz) unterbrochen ist (der dritte Cocteau Twin Simon Raymonde ist zur Zeit auf Urlaub soll aber bei der nächsten Platte wieder zurück sein), macht „Victorialand" zu einer dünnflüssigen, schuldlosen Substanz, die sich mit ihrem penetranten Harmoniestreben auf der Temperaturstufe lauwarm dahinköchelt. Wie schön wäre es, wenn die Fraser-Fee endlich mal in tückischere oder zumindest wohltemperierte Gefilde gestoßen würde. Die Cocteau Twins, hört man, haben zwecks ausgedehnteren Experimente inzwischen ihr eigenes Studio eingerichtet und dieser Schritt in die eigene Garküche wird dann hoffentlich endgültig eine Entscheidung bringen. In Richtung Voll-Fuchs-Suppe oder dem vielleicht segensreicheren Durchbruch der Cocteau Twin'schen Manierismen.
Jutta Koether

ABSOLUTE BEGINNERS
(Virgin) ●

Abgesehen davon, daß heuer kein Film mehr ohne entsprechenden Soundtrack in die Kinos kommt; selbst von der irrekomischen, österreichischen Schmalspurkomödie „Müllers's Büro" hat es eine Filmmusik-Platte; stellt „Absolute Beginners" einen vorläufigen Höhepunkt im Popkultur-Mix der Achtziger dar.
Selten zuvor war eine Filmveröffentlichung mit soviel Medienwirbel gekoppelt, wie die Aufarbeitung von Colin MacInnes' Roman aus dem Jahre 1958. Was Wunder — Themen wie aufblühende Jugend, Mode, Musik, Lebensstil (ächz) und Vespa-Roller interessieren vom amerikanischen Hochglanzblatt „Vanity Fair" bis zur britischen Adelspostille „Tattler" schließlich jeden.
Nicht nur für den musikalischen Teil der Aufführung stellt sich daher das Problem, den Vorab-Lorbeeren gerecht zu werden. Dazu gesellt sich die Schwierigkeit, die JAZZ-Komponente der literarischen Vorlage mit dem POP-Gesichtspunkten des Jahres 1986 zu verknüpfen. Ein Zwitter also?
Aber klar doch. Sade eifert ihrem Vorbild Billy Holiday nach, Wirkung Week machen Latino-Jazz wie damals in Peope's Bar und Style Council hielten es nicht einmal für nötig, einen neuen Song zu schreiben — sie reichten eine verspielte Version von „With everything to lose/My ever changing moods" ein. Vielleicht ist das kaum noch zu übertreffende Stilgemenge ja wirklich die Quintessenz unserer Jahre und komischerweise gefällt mit die am meisten anachronistische Nummer, ein schnuckliger Comedy-Song von Kinks-Veteran Ray Davies am besten. Allen, die von Filmmusik nicht zuviel erwarten, denen Purismus jeglicher Art fern liegt und die Patsy Kensit endlich einmal singen hören wollen, sei dieses Zeitzeichen der achtziger Jahre ans Herz gelegt. Womit wir die Ära „Saturday Night Fever" dann endgültig in die Geschichtsschreibung aufnehmen wollen.
Ralf Niemczyk

SID BEE GAME
POISON BEAT
(Weltall) ●

Schön, daß es so etwas noch gibt: aus dem Nichts, genauer aus Münster, tauchen drei Leute auf und legen eine gute erste Platte vor. „Nichts" ist selbstverständlich kein Kommentar zur Rolle Münsters im kulturellen Leben unseres Landes, sondern vielmehr der Hinweis darauf, daß die drei Leute von Sid Bee Game mit keinerlei bekannter Vergangenheit aufwarten. Den Namen nach gehen sie als Exil-Holländer durch, die sich für ihren „Poison Beat" auf ein angenehm minimalistisches Konzept verlassen: Gitarre und Schlagzeug. Meistens wird an dem einen Instrument hektisch herumgefingert, auf das andere wild eingedroschen. Doch gibt es auch durchaus einige Momente der Besinnung, etwas wenn der dritte Mann Archaisches wie „Black Leather Jacket" besingt. Gute Platte, wie gesagt. Und noch eines: man kann der Band nicht vorwerfen, das nächstbeste Motiv für das Cover verwendet zu haben. Von dort lacht einem nämlich ein gewisser Harry Caudill aus Toledo, Ohio, entgegen.
Alf Burchardt

SUBTONES
BOYS WANT FUN
(Teldec) ●

Rüschenhemd-Beat aus Berlin.
Sieh an, die erste, deutsche Sixties-Band bei der Industrie. Is' das ein Zeichen?
Glaubt man älteren Zeitgenossen, daß die Beatles in erster Linie eine „Weiber"-Gruppe waren und lassen sich derartige Sympathie-Phänomene fünfundzwanzig Jahre lang konservieren, dann können die Subtones mit einem Haufen Teddybären und Schmusekissen rechnen. Bemühen sich ihre zahlreichen deutschen Kollegen möglichst Psychedelisch-schräg zu klingen, haben die Subtones nämlich den melodiösen Wohlklang in Anspruch genommen. Lennon/Mc Cartney-Harmonien, mehrstimmige Passagen a la Merseyside 1964 und natürlich auch die eine oder andere schräge Gitarre zeigen zudem, daß die deutsche Musikerzunft vor allem anderen erst einmal in die Vergangenheit schaut. Und unter dieser Vorgabe hat das Berliner Trio ein sauberes Debut vorgelegt, „irgendwie nostalgisch" zwar, aber das muß heute wohl so sein.
Jetzt bleibt nur noch die komische Aktion mit dem Ami-Botschafter neulich im Studio . . .
Ralf Niemczyk

MELI'SA MORGAN
DO ME BABY
(Emi-ASD) ●

Ein neues Gesicht ist Meli'sa Morgan, die, nachdem sie vorher als Backgroundsängerin für Kashif, Melba Moore und Whitney Houston gearbeitet hatte, mit ihrer ersten LP auf dem richtigen Weg ist. Die ein-

zige Cover-Version auf ihrem Debüt, Prince' „Do Me Baby" war vorab als Single veröffentlicht worden und prompt an der Spitze der amerikanischen R&B Charts. An allen anderen Stücken war sie beteiligt und erhielt tatkräftige Unterstützung von u.a. Freddie Jackson. Ihre Stücke sind meist im Midtempo- oder Balladen-Bereich angesiedelt, außer „Getiing To Know You Better", nicht krankhaft überproduziert und leben vor allem von ihrem mit Patti Labelle vergleichbarem Gesang. Eine absolut erstaunliche Debüt-LP, die den Newcomer des letzten Jahres, Whitney Houston um Längen schlägt. Eine wichtige LP vor allem deswegen, weil endlich mal auch Frauen nicht nur singen dürfen, sondern sowohl Schreiben als auch Arrangement und Produktion in die Hände nehmen.
Lothar Gorris

SKREWDRIVER
BLOOD & HONOUR
(SPV) ●

Telefon klingelt. — „Hier ist der Stern. Wir sind auf der Suche nach Original-LPs von Punkgruppen mit faschistischen Texten. Kennen sie eine Quelle?" — Originale, hm? Da ließe sich was machen. Kommt aber nicht billig. Sie wissen ja. . . — „Schon gut, ihr Geld werden sie bekommen. Wann können sie liefern?" — Bei Übergabe des Geldes. Kommen sie persönlich? — „Mein Gott Nein! Wir schicken einen Mittelsmann".
Und der alte Kriegsveteran kam und nahm das Paket in Empfang. Gegen Barzahlung, versteht sich, und ohne Prüfung des Inhalts. Hat sich übrigens wirklich so zugetragen. Das Faschistische an Skrewdriver ist die Tatsache, daß die Band 50 % ihrer Gewinne an die National Front überweist. Ihre Texte sind weniger faschistisch, eher weinerliche Plädoyers für eine bessere Welt für gescheiterte weiße Existenzen zu schroffen Punk-Riffs. Warum diese Zeilen? Es ist unsere Aufgabe, stets die dümmsten Formen der permissiven Gesellschaft abzubilden. Und bevor man sich beim Stern Gedanken über Lackaffen wie Nitzerebb macht. . .
Michael Ruff

THE PRIMEVALS
THE SOUND HOLE
(New Rose) ●

So verschwenderisch mit Bottleneck und Bluesharp umgegangen wie diese schottische Viermann-Band auf ihrem Debutalbum ist schon lange keine europäische Band mehr. Primevals heißt die „Uranfänglichen" und sie tun auch so als hätten sie keine Vergangenheit. Als wären sie eine uranfängliche Blues- und Country-Band, die auch mal Iggy Pop gehört hat. Verschärft musikalisch und mit allerlei technischen Finessen haben sie hier elf Songs aufeinandergetürmt, so daß das Sound Hole ein prall gefülltes Etwas wird. Diese Platte muß man sich als den gelungenen Versuch einen europäischen Western hinzubekommen vorstellen, sorglos, verschwenderisch; aber scharfgezackt und ganz klar sind die Versatzstücke aus denen die Platte gemacht ist, auch erkennbar, als solche, als irgendwo herausgeschnittene Teile. „When you're down you can't see the 20th century" . . . singt Sänger Michael Rooney. Aber sagt das der Cowboy', während er durch die Prärie reitet? Solch heiße Gedankenklumpen besorgen die Flecken, die den feinen Unterschied ausmachen zwischen simpel-schläfrigen und verdrehten, um Perfektion bemühten Plagiaten amerikanischer Musik. In ihrer adaptierten Sorglosigkeit sind die Primevals vergleichbar mit den schwedischen „Amerikanische-Reste-Verwertungs"-Bands. Prima, diese Gier! Jutta Koether

RED GUITARS
TALES OF THE EXPECTED
(Virgin) ●

Bei einem LP-Titel, der nicht unsympathisch wirkt, hätte man was unerwarteteres, zumindest aber doch was anderes verlangen können. Hier aber: schreckliche leise Zirp-Westerngitarren und ein Sänger, der verhalten singlabert, einen Hörer jedoch zum schreien bringen kann. Wie kann, wie kann eine solche Sammlung an Dezenzkram den Weg zu einer Plattenfirma finden, und sei es auch die gönnerhafteste? Das hier — eigentlich komisch, daß ich mich jetzt darüber wundern kann — ist bei weitem das Soundälteste, was mir seit einiger Zeit untergekommen ist. Da muß eine Verwechslung vorliegen. Das hat jemand für interessanten, empfindungsreichen Balladenstoff gehalten. Ein verhängnisvoller Fehler. Dütdütdüdeldüschakakakaktaschubschub. . . ein Graus. So klingen auch neueste Bowie-Stücke nie!
Clara Drechsler

JULIAN LENNON
THE SECRET VALUE OF DAY DREAMING
(Charisma/Virgin) ●

John Lennon hat nicht nur ein paradigmatisches Witwen-Phänomen hinterlassen, sondern auch noch ein hochparadigmatisches Sohn-Phänomen. Söhne berühmter Männer enden bekanntlich im schlimmsten Falle wie Juan Luis Bunuel, der noch zu Lebzeiten seines Vaters „surrealistische" Filme frei nach Dali-Postern mit den Lieblingsdarstellern und dem Lieblingsdrehbuchschreiber seines Vaters zu drehen pflegte. Bei Julian Lennon ist es anders. Er fing erst an, als es seinen Vater nicht mehr gab und das, was man ihm vorwarf, nämlich wie sein Vater zu singen, fand ich durchaus legitim: wenn einer verhindert ist, ein anerkanntermaßen schönes Gewerbe weiterauszuüben, warum soll ihm nicht der eigene Sohn ein geeigneter Nachfolger sein. Eine von Julians Singles fand ich richtig Klasse, der Rest von „Valotte" war vom Material her durchschnittlich, aber immer noch durch die Familienstimme geadelt. Das Problem ist, daß Julian keinen speziellen Musikstil liebt, vorzieht, sich verpflichtet fühlt, wie sein in späten Veröffentlichungen ebenfalls nachlassender, sich allgemein an Mainstream-Idomen orientierender Vater, versucht sich Julian noch heillos orientierungsloser an allem, was das US-Radio zu spielen bereit wäre. Sein Talent geistert auch hier durch die AOR-Richtungen, da fällt manch gelungener Chorus ab, dort eine vollendete Schlaffheit, aber nichts ist kühn, stark und wollend. Der Song „Coward Till The End", wo er sich mit der Lieblingsproblematik seines Vaters auseinandersetzt („I used to be a soldier boy") gefällt mir am besten, weil er da am wenigsten versucht c natürlichen Klang sei Stimme hinter irgend chen, entwickelten E ständigkeiten zu verstecken, ansonsten b er das Talent, dem ei väterliche Hand fehlt
Diedrich Diederichse

CHERELLE
HIGH PRIORITY
(Tabu/CBS)

Sorgen können einer langsam Jimmy Jam Terry Lewis von der Tyme Productions m chen. Seit nahezu dr Jahren produzieren ne Platte nach der an ren, ohne auch nur a weise richtig schwac LPs zu produzieren - Change, SOS Band, xander O'Neal und, Jetzt hatten sich die den ehemaligen The Mitglieder Cherelle a nommen. Die Single ihr mit Alexander O' „Saturday Love" be te auch zum ersten hier in Europa für Fly me den großen Pop-over-Erfolg. Selbstv ständlich und schon ängstigend erreicht die dazugehörige LP überdurchschnittlich veau. „High Priority ohne Einschränkung empfehlen. Wenn es Jimmy Jam und Ter wis mit rechten Ding geht, muß irgendwa mal der Einbruch ko

Bleibt zu hoffen, daß dann nicht Human League darunter leiden müssen, die sich von den beiden ihre Comeback-LP produzieren lassen.
Lothar Gorris

JONATHAN RICHMAN AND THE MODERN LOVERS
IT'S TIME FOR . . .
(Rough Trade)

Ja es ist Zeit, daß Jonathan mit seinen Modern Lovers den Leuten hilft, das simpelste Gitarrenspiel aller Zeiten zu erlernen, diesmal akustisch und elektrisch, die Doo-Woop-Chöre auferstehen zu lassen, zu zeigen daß er sich einen Dreck drum schert, daß etwas klingt, solange er mit sonnigem Gemüt, schüchternem Stottern, als ewiger ehrlicher Junge seine Massenproduktion von kleinen Geschichten die von wirklicher Romantik handeln vorzutragen, kurz, einfach entzückend zu sein und dies zu zeigen. Wer sonst könnte die Verteidigung all der Männer übernehmen um nicht zu sagen deren Fortbestand sichern, die zugeben wie schön es sein kann, wenn man sich fühlt, als sei man fünf Jahre alt, seiner Rührung angesichts eines Neonschilds freien Lauf läßt, oder ungehemmt seine Bestellung für ein „Double Chocolate Malted" aufgibt, in einem Song, der sich nahtlos an alle Kaugummisongs, die Jonathan Richman geschrieben hat, anschließt. Der Mann macht mit derartigen Songs weiter wie ein Mini-Monolith im Vorgarten, beruhigend und gleichzeitig gräßlich nervend fast gartenzwerghaft.
Dennoch, gerade weil Jonathan Richman so beharrlich aller Weisheit und Ambitionen trotzt, nur deshalb kann so ein genialer Song wie „When I Dance" entstehen und wegen dieser seiner Leichtfüßigkeit ist immer wieder Zeit übrig, Jonathan Richman zu lieben. Jutta Koether

SMOKEY ROBINSON
SMOKE SIGNALS
(RCA/Motown)

Ruhiger in jeder Beziehung hat es diesmal Smokey Robinson angehen lassen. Im Gegensatz zum Vorgänger „Essar", den er selbst produzierte und für den ex nahezu alle Songs geschrieben hatte, hat er sich merklich zurückgehalten. Nur zwei Songs sind von ihm alleine geschrieben, an zwei anderen war er beteiligt; produziert hat er überhaupt nicht. Bedauerlich, wenn soviel Talent nicht genutzt wird. So fungiert Smokey Robinson praktisch nur als Sänger und auch da scheint er sich nicht sonderlich ins Zeug gelegt zu haben. Im Vergleich zu seinen letzten Platten eine Enttäuschung. Obwohl er natürlich nie richtig schlecht sein kann, ist „Smoke Signals" zu glatt, zu Mittvierzigerorientiert und mit erstaunlich wenig Soul. Man sollte auf die nächste richtige LP des Vizepräsidenten von Mowton warten.
Lothar Gorris

TOPPER HEADON
WAKING UP
(Phonogram)

Als The Clash die Bilderdienste dieser Welt noch mit „hach, was-sind-wir-heute-wieder-hart-drauf"-Fotos versorgten und in Nordirland Straßenkämpfer-Posen machten, wirkte deren Drummer Topper Headon immer wie der kleine, schwindsüchtige Junge in zu großen Doc Martens-Stiefeln. Dann gabs die üblichen gruppeninternen Differenzen, Headon verließ The Clash und versank in der Anonymität. Er blieb aber nicht untätig im Kämmerlein sitzen, sondern kaufte sich einen schmucken roten Anzug, ein Miles Davis-Bild und weiße Robot-Schuhe. Außerdem sammelte er ein paar excellente Musiker - die echt was können, jawohl — und machte ein Album, tja, wie es eigentlich niemand erwartet hätte.
„Waking Up" orientiert sich, mal abgesehen von der swingenden Single-Auskopplung „Drumming Man", ziemlich streng an traditionelle R&B- und Northern-Vorlagen. Bis auf den Booker T. Jones-Klassiker „Time is Tight" und die Single schrieb Headon alle Songs selber; Indiz für einen lange schlummernden Blue-Eyed-Soul-Geist in Toppers Hirn? Apropos Blue-Eyed-Soul, im Gegensatz zu Simply Red und was sonst heutzutage noch auf diesem Gebiet agiert, bemüht sich Headon sehr um Authentizität. Der Vergleich des Anfangs-Stücks „Leave it to Luck" und einer der beliebten Gerald Hündgen-Cassetten mit Traditions-Soul zeigte klar und deutlich Headons muskalische Stroßrichtung.
Alles in allem besaß er bei „Waking Up" ein äußerst glückliches Händchen, angefangen bei Sänger Jimmy Helms (ne' echte Entdeckung) bis zum ausgefeilten, aber nie ins Oberstudienrat-geschmäcklerisch abdriftende Arrangement, zeigte Headon, daß er mehr als nur ein trommelndes Männlein ist. Die englische Zeitschrift „Blues and Soul" setzte acht Punkt als höchstes Lob, ich vergebe sieben; schon wegen „I'll give you everything".
Ralf Niemczyk

CHROME
ANOTHER WORLD
(Siren/EFA)

Der Verdunklungsappell, den man eigentlich schon seit längerem über die verzweifelten Reste von Westcoast-Avantgarde-Synthesizer-Musik der Mittsiebziger (deren Protagonisten sich gerne nach Belgien zu flüchten pflegten) verhängt hat, sei mit dieser LP einer seiner Galionsfiguren vorübergehend aufgehoben. Nachdem der unermüdliche Damon Edge (Lead-Sänger, Schreiber, Produzent und Hersteller des Chrome-Sounds) seit 76 ca. 15 LP's gemacht hatte, die über die Jahre immer öder und langweiliger geworden waren, erschien er im letzten Jahre mit einer Solo-LP wieder auf der Bildfläche, einer Platte, die sich mit dem Alan-Vega-Verdienstkreuz geschmückt (für inzwischen untergegangene Größen amerikanischer Synthesizer-Wave-Music die mal Einfluß hatten, sich aber heute am Rande des Existenzminimums bewegen), durchaus hören lassen.
Nun ermutigt hat Damon Edge wieder zugeschlagen, und eine — wieder mal — ganz neue Chrome-Crew zusammengestellt. Für „Another World" wurden französisch klingende Namen angeheuert, deren Gitarren, Drums und Bass, die dichten Edge-Synthesizer graziös veredeln und deren flüchtige Hüpfer gegen die feierlichen Edge-Lyrics prallen: „Wenn Lichter gegen Fliegen fliegen". . . und so. Es ist seltsam, aber wahr: Die alte, leicht abgehalfterte Chrome-Qualität wird ungeniert im quengeligen Gitarrensoli gebadet und es funktioniert. Das PR-Blatt schätzt diese Entwicklung so ein: „Diese bewußt rockig gehaltene LP wird bestimmt einen größeren Hörerkreis ansprechen". Dies liest sich überraschenderweise viel schlapper als sich die Platte anhört. Dieser selbstgebastelten Wiedergeburt von Damon Edge bzw. Chrome sollen Wiederveröffentlichungen älterer Chrome-Platten folgen.
Jutta Koether

FLOY JOY
WEAK IN THE PRESENCE OF BEAUTY
(Virgin)

Floy Joy zitieren auf dem Inner Sleeve einen Satz von Noel Coward: „Extraordinary how potent cheap music is". Redaktionslyriker Gottfried Bein hat etwas ähnliches geschrieben, 1950, sieben Jahre nach Coward: „Was sind 500 Seiten gegen einen Schlager von Rang?" Für Floy Joy aber gilt, daß mit Vorsatz und Mühe und von Don Was produzierte Pop-Schleckereien, daß vorsätzliche Cheapness wie auch die zum hundertsten Mal von Kritiker ohne natürliche Beziehung zur Pop-Kultur entdeckte „reine Trivialität" zu den scheußlichsten Dingen gehören, die je eine Art-

NASTROVJE POTSDAM

NAPO-BUREAU STURMBÖHLSTR. 111 (07720) 1600
RECORDSHOP & VERTRIEB + KATALOG GEGEN
1,20 RÜCKPORTO / U.S. IMPORTE E.T.C. E.T.C.

ANKAUF von SCHALLPLATTEN
LPs/12"/Singles/CDs
auch komplette Sammlungen

Last Chance
Schallplattenraritäten
Freistuhl 17
4600 Dortmund 1 ☎ 0231/144887

MO–Fr 10³⁰–18³⁰
Sa 10–14/17

---

the TEENS ARE BACK!

auf der MC-Compilation "CRACK THE ..."
von DREIDIMENSIONAL
(vgl. SPEX 12/85)

Postlager-Nr. 075924 B
D-1000 Berlin 65
030/494 45 74

Erfahrener **Journalist** mit hervorragenden Kenntnissen der **Musikelektronik und Tonstudio-Szene** für eine interessante Position im süddeutschen Raum gesucht.

Bewerbungen bitte unter dem Stichwort Elektronik an den Verlag.

---

ex Pure Freude

HITSVILLE Records
SOUND & VISION

DER INDIE-RECORD SHOP IM MIRAGE-HOUSE DÜSSELDORF FÜHRT:

PSYCHO-BILLY / ROCK-A-BILLY
PSYCHEDELIC / MODSOUND
77 PUNK / ROCK / UK-US HARDCORE
AVANTGARDE / ELECTRONIC
SOWIE AKTUELLE NEUERSCHEINUNGEN
– (VEREINZELT AUCH INDUSTRIE)
– BESTELLSERVICE
– GROSSE RARITÄTEN AUSWAHL
– 2nd HAND
– KARTENVORVERKAUF

HITSVILLE RECORD ANDREASSTR. 25
DÜSSELDORF-ALTSTADT TEL. 84379

Mono

78 FREIBURG
Gartenstr. 11
Tel. 0761/25935

THE SHOP

AVANTGARDE MODE

MOTZSTR. 28
1000 BERLIN 30

TEL. 2135893

CHROME

Is this real?

GO für GOLD

STINGRAYS
BLACK CARNATIONS
FLOYD
SURPLUS STOCK

JETZT NEUER–FRISCHER–BESSER!!

3DM in MARKEN AN
MARTIN ENGELHARDT
RECKENSTR. 5
5880 LÜDENSCHEID
TEL. 02351/81922

I·A·O

"1959"

LP im pläne Vertrieb

HART ABER HERZLICH

DER aktuelle LP-Sampler aus der deutschen Independentszene
Eine überraschende Mischung von ROCK—POP—WAVE—PUNK

Qualität: 100%

Listen to this music!

korrekt-records

Vertrieb: SPV

Spezialversicherungen

Musikinstrumente/-anlagen
PA-/Lichtanlagen
Ton-/Videostudios
Veranstalterhaftpflicht etc.

MICHAEL HEITZ

Lebens-, Kranken-, Sach-, Geschäftsversicherungen
Bausparen · Finanzierung
Mainer Straße 72 · 5000 Köln 1
Telefon 0221 / 38 55 81

---

klistier

Laden für unabhängige ...
6000 Frankfurt 90
Mühlgasse 26
Telefon (069) 707 29 85
Versandkatalog
gegen Rückporto

DISCOVER

NEUE POPMUSIK
PUNK
AVANTGARDE
REGGAE
ROCKA-PSYCHOBILLY
ZEITSCHRIFTEN
U. V. M.

BOCHUM Bleichstr. 8a
Postfach 100311
Tel.: 0234-65533

VERSAND AUF ANFRAGE

EUGEN & der effektive Jahreszins

Die Band, die jeder kennt!!
Hol Dir die Chromkassette für nur 10.–DM (inkl.Porto)
mb sound Holunderweg 5 63 Gießen
0641/21747 Auch Händleranfragen

Monx

Spezialimport für amerikanische Alternativliteratur

NEUROPOLITICS
LITERARY MAGAZINES
MUSIC
RECORDS & TAPES

Pociao Postfach 190136 5300 Bonn

NEU

Liste gegen 80 Pf. Porto

Musik im Rhythmus der Z...

Lorenzo Tonträger

Importe · Cassetten · Avantg...
Punk · Reggae · alle Independ...
Mail-Order-Liste anforder...

Tel. 0521/65567

---

the pocket red carpet

WILLKÜRAKT ? SECHZEHN

Das Magazin von 723 cm Länge zum Stückpreis von 5 DM (Inland inkl. P & P) – Läden erhalten Normalrabatte! V-Scheck oder 50er-Marken an WILLKÜRAKT? Auf der Koppel 24, 2000 Hamburg 65

IRIE RECORDS
Spezialversand

REGGAE & SKA
Import Liste mit über 1000 Titeln
anfordern bei:
irie records
kreuzstrasse 36
4400 münster

OUTline T-SHIRTS

NERNSTWEG 32 2 HAMBURG 50

C.C.C.P

1986 Katalog anfordern

TRUE LOVE

alte & neue sub-independent tapes
Maxyzptlk
Didaktischeinheit
die Rüttler
I A O
und andere

Liste (-.80 Rückp.): TRUE LOVE Soldiner str. 42 1000 berlin 65

Ankauf größerer Men... zu Spitzenpreisen
Abholung in gesamt... BRD!

Schallplatten zentra...
Ankauf Verkauf

Nur 15 - 18.30 Uhr Mo...
Tel. 089 - 26 65 ...
Pestalozzistr. ...
8000 München...

JAZZ
in großer Ausw...

JARMUSIC

THE CLEANERS FROM VENUS

DAS NEUE TAPE
'LIVING WITH VICTORIA GREY'

chrom C 40 8.50DM

ausserdem 6 weitere CLEANERS/
M.NEWELL-tapes je 8.5o!

BERLINCASSETTE 1/86+++++++++++
17 gruppen auf zwei tapes-über
1 stunde spieldauer...nur 7.5o

KATALOG mit ca loo cassetten/
records/magazines GRATIS.....

SOUNDCHECK

Versand möglich!

Detmold — Meierstr. 21
0 52 31 — 2 16 18

SINDERELLA

60's GARAGE
NEW PSYCHEDELIA

sinderella-plattenversand
blomberger str.330
4930 detmold
05231-29456

KATALOG GEGEN 0.80 DM !!

Die Kleinanzeige für Independent-Labels, Ca... ten-Labels, Plattenläden, Studios, Versender, B... quen, Musiker und Macher, Raritäten und alle... etwas verkaufen oder kaufen wollen.

Die Annonce ist **34 mm breit** und **und 50 mm** ... und kostet DM 50,— incl. 14% MwSt. (netto DM 4...
Die Annoncen werden auf 1—2 Seiten im LP-Te... sammengefaßt, damit sie gut zu sehen sind.

Schickt reprofähige Vorlagen (Reinzeichnu... oder Offsetfilme) zusammen mit einem Scheck ... DM 50,— (oder Überweisung auf Konto: SPEX, ... giro Köln Nr. 34 097-500); also Vorlage und Ge... SPEX Verlag, Abt. Annonce.

ANZEIGENSCHLUSS IST D...

School oder eine Gruner + Jahr-Journalistenschule verlassen haben. Zwar ist die Musik nicht so schlimm wie der Vorsatz, aber wer will schon mit Ideen, Produktionseffekten und Arrangement-Ideen vollgepappten Elektro-Disco-Pop haben und nicht sich gleich die Zappa-, Clinton- und Soul-Sachen kaufen, die Floy Joy und ihr Produzent Don Was, der meint Floy Joy seien besser als seine eigenen Was(not-Was), so lieben und sie für sich, nicht zusammengepappt, genießen. Fan-Kunst hat immer ihrer rührenden Momente — und hier waren hundertprozentige Multi-Fans am Werk — aber hier dominiert der Vorsatz, das Gezwungene, der Perfektionismus über das Eingeständnis, daß man nicht alles auf einmal haben kann: Smokey Robinson und Zappa schmeckt nicht zusammen. Immerhin ist auf dieser Platte immenses Talent, wenn auch oft unförmig, angehäuft und wer damit angibt, ist immer sympathischer, als der zurückhaltend Geschmackvolle. Vielleicht Großbritanniens Palais Schaumburg, zweite LP.
Diedrich Diederichsen

FULL FORCE
FULL FORCE
(CBS) ●

Mit solchen Einflüssen, wie auf dem Beiblatt zur LP angegeben, läßt sich kaum etwas falsch machen: James Brown, Gladys Knight And The Pips, Jackie Wilson, Sly Stone, The Isley Brothers, The O'Jays, The Temptations, Rev. Al Green und Patti Labelle. Vordergründig präsentiert sind all diese Einflüsse nicht, die Debüt-LP von Full Force versucht sich eher auf dem Feld der Fusion-Musik. Hip Hop trifft Funk, und ein bißchen Soul ist auch dabei. Erstaunlicher als irgendwelche einzelne Songs, bleibt die Tatsache daß es wirklich funktioniert. Knallendes Computer-Schlagzeug, Funk-Bass und gelegentliche Rap- und Gesangseinlagen von Lisa Lisa und UTFO and The Real Roxanne (beide übrigens ansonsten von Full Force produziert) sind zwar normalerweise nicht die Ingredenzien, die mein Herz schneller schlagen lassen, aber der Proll-Charme des sechs Herren aus Brooklyn (und nicht der Bronx) überzeugt letztendlich doch.
Lothar Gorrs

AARON NEVILLE
ORCHID IN THE STORM
(Passeport/Jem) ●

Man kennt sie sattsam aus sämtlichen Musik-Zeitungen, die jährlichen Kritiker-Polls, möglicherweise werden dort auch noch die drei oder fünf Alltime-Lieblings-Platten der Schreiber vorgestellt. Finde ich für meinen Teil ziemlich unmöglich, entweder mindestens zwanzig Platten oder gar keine. Völlige Klarheit aber über „Orchid In The Storm": sollte ich trotz Widerwillen meine Top-Fünf wählen müssen, diese LP wäre darunter. Was für eine Platte!: Was für ein Sänger! Wann, wann endlich kriegt dieser Mann aus New Orleans die verdiente Aufmerksamkeit als Nummer-Eins-Souler/ Crooner?!? Warum muß diese Platte auf einem schlecht vertriebenen Label erscheinen, wo man sich offenbar nicht einmal über den Titel der LP einigen konnte (auf dem Cover „Orchid In The Storm", auf dem Plattenlabel „Orchid In The Windstorm")? Ansonsten aber machte Aaron genau das, was ein Connaisseur von ihm seit Jahren erwartet hat: eine makellose, konsequente Platte mit Cover-Versionen ausgesuchter Spät-Fünfziger-Balladen, deren Zauber in diesen von Wardell Quezergue, einem anderen New Orleans-Veteranen (schrieb z.B. „Big Chief") arrangierten Fassungen schlicht kaum beschreibbar ist. Klassiker wie Jerry Butlers Impressions-Hit „For Your Precious Love" sind wie geschaffen für diese Stimme, dieses unvergleichliche Vibrato in allen Höhen und Tiefen, diese Verkörperung von südlichem Soul. Höhepunkt ist wohl das abschließende „Earth Angel" der Penguins. Alles, was sich Leute nicht mehr einzugestehen wagen, ist hier überwältigend festgehalten: Süße, Wärme, Seele, triefende Romantik . . . Unersetzlich, unverzichtbar!
Hans Keller

ERASURE
(Intercord) ●

Mein Lieblingsimbiß ist eine stets saubere, reich mit Fenstern, Luft und Licht versorgte Eck-Stube, die neben der klassischen Imbißkost leckere, belegte Brötchen ohne Salmonellen und guten Kaffe anbietet, das Interieur ist ansprechend weiß lackiert, von einigen dekorativen roten Streifen und anderen roten Elementen unterbrochen. Die automatische Lichtschrankentür ist defekt und springt beim leichtesten Reiz mit einem sympathisch modernen schlecht gelaunten Surren auf und läßt frische, bewegt, zivilisierte Großstadt-Luft ein. Die angenehm halblaute Musik kommt nicht vom Radio, sondern von eigens präparierten, hoch angenehmen Doof- und Clean-Synthi-Disco-Maxis-Tapes, garantiert sauber, mit roten Sprenkel-Elementen und hoch-anonym. Ein Bronski-Beat-Remix oder der „Woodpecker-Rap" sind noch das erkennbarste. Ach wie das Frühstück schmeckt, an so einem Frühlingstag. Erasure wäre genau das allerhöchste der Gefühle, die größte Menge Kunst, die dieser Laden noch vertragen könnte. Inspirierter als Bronski Beat, mit einem Sänger, der Vince Clarkes Synthi-Torteletten so etwas wie Ausdruck angedeihen lassen will, auch von der Singalong-Struktur der Liedchen in seine natürliche Schranken verwiesen, ist diese Musik das Maximum an Kunst, das mir in dieser Atmosphäre nicht der Appetit verdürbe. Es ist Zeit zur Arbeit zu vergehen. Wir sehen uns heute abend im Kino. Oder willst Du lieber fernsehen?
Diedrich Diederichsen

STAN RIDGWAY
THE BIG HEAT
(IRS/CBS) ●

Während seine Ex-Kollegen von Wall of Voodoo auf ihrer letzten Lp mit der Gitarrenfraktion liebäugelten, scharte Sänger Stan illustre Namen wie Hugo Vurnham (Gang of Four) oder Mike Watt (Minutemen) um sich, und bastelte fleißig in seinem Elektro-Baukasten, Marke: Country-special. Ridgway scheint sich wirklich für einen arbeitslosgen Mähdrescherfahrer zu halten, der irgendwo im Mittelwesten an einer Greyhound-Bushaltestelle wartet und über futuristische Cowboy-Balladen sinniert. Anders sind Songs wie „Walkin' Home Alone" oder „Pick it Up" nicht zu erklären — klassisches Strickmuster, elektronische Instrumentierung. Beim Titelsong „The Big Heat" hat es ihn sogar einmal ins Poplager verschlagen, ein schöner Refrain sei an dieser Stelle erwähnt. Wer glaubt, daß in zwanzig Jahren nur noch Replikanten auf den Weizen- und Baumwollfeldern arbeiten werden, aber jetzt schon deren Lieder hören will, sollte bei Stan Ridgway nachfragen.
Ralf Niemczyk

DOGGY STYLE
DOGGY STYLE
(Flipside) ●

Eine bemerkenswerte Koalition hat sich in Kalifornien gebildet: Punks, Surfer, Skateboardfahrer. Kalifornien war schon immer für Seltsamkeiten gut; die Existenz einer dermaßen hartnäckig sich haltenden und sich sich sogar erneuernden Punk-Subkultur in diesem reichsten Teil des reichsten Landes der Erde ist seltsam genug. Man konnte bisher die Namen der Bands, die der neuen Kollaboration entsprangen, bestenfalls in kalifornischen Skater-Magazinen lesen; was genau aber „Skate Rock" war, blieb bis dato ein Geheimnis. Doggy Style sind die erste Band aus dieser Ecke, von denen eine LP via Import bei uns erhältlich ist. Wie ist das nun? Prima; ultraschneller Hardcore goes Pop. Nun ja, prima mit Abstrichen; wie das so ist, wenn sich kalifornische Subkulturelle genötigt fühlen, über Politik, Zusammenhalt und Widerstand zu singen, fallen auch diesen hier teilweise nur recht ranzige Reime ein, wenn sie solche Themen abha-

ken. Manchmal können sie allerdings sogar hier auf lakonische Art komisch sein, wie in ihrer knappen Abfertigung eines naseweisen „Rookie Cop" (hier bei uns würde man wohl „Jungbulle" sagen) Die Höhepunkte der Platte aber sind andere: Wüstes, teilweise nicht dechiffrierbares Gebrabbel über eine Nymphomanin, die abstruse Fabel von den „Ladies From Neptun"; ein wunderbar primitives Instrumental namens „Skate Party". Ihr „Donut Shop Rock" hat gar alle Merkmale eines echten Kneipen-Hits: Ein bravourös unsinniger Song über den Kauf und Verzehr von Kleingebäck, der sich zu „An der Nordseeküste" verhält wie Arnold Schwarzenegger zu Götz George.
Dirk Scheuring

DWIGHT YOAKAM
GUITARS, CADILLACS, ETC. ECT.
(WEA) ●

Mit Dwight Yoakam hat die C&W-Musik genau das, was der straighte Rock in Charlie Sexton nicht hat: einen frischen, jungen Traditionalisten. Mit viel Sinn fürs Optische, fürs Mythische (ohnehin, das hat nicht nur Nik Cohn erkannt, etwas, das in der C&W-Musik immer eine noch wichtigere Rolle gespielt hat, als im Rock) präsentiert sich der junge Dwight auf dem selbstgestylten Cover dieser Compilation für seine noch zu gewinnenden europäischen Freunde. Seine Musik ist sicherlich kein Cow-Punk, aber dennoch deutlich die einer neuen Generation. Zwar bemächtigt auch er sich der Klassiker wie „Ring Of Fire" und „Heartaches By The Number", aber er tut es wie ein Enkel, der auf dem Boden in Opas Seemannskiste stöbert (wenn es so etwas noch gibt; ich kenne vergleichbares Handeln nur aus Goofy-, bzw. Donald-Duck-Geschichten). Ähnlich gelagert sind seine Eigenkomposition, ist sein Gesang (der einerseits stark an Merle Haggard angelehnt ist, andererseits durch seine Neigung zum Jodeln angenehm überrascht) — ein Außenstehender will von den Insidern ernst genommen werden.
Dennoch gut. Nicht nur wegen des Duetts mit Lone-Justice-Mieze Maria McKee. Sondern weil Außenseiter, die in irgendeinen inneren Kreis einzudringen versuchen eh immer Sympathien verdienen, und weil Dwight Yoakam schön singt und passabel schreibt.
Detlef Diederichsen

TERMINE

Ohne Gewähr

Johnny Cash: 9.4. München/Zirkus Crone.
The Cramps: 14.4. Berlin/Metropol — 15.4. Osnabrück/Hyde Park — 16.4. Düsseldorf/Philipshalle — 17.4. Frankfurt/Volksbildungsheim — 18.4. Hamburg/Markthalle — 20.4. München/Alabamahalle.
Shop Assistants: 14.4. Köln/Luxor — 15.4. Frankfurt/Batschkapp — 16.4. Berlin/Loft — 17.4. Hamburg/Kir.
Wall of Voodoo: 7.4. Frankfurt/Batschkapp — 8.4. Köln/Luxor — 9.4. Bielefeld/PC 69 — 21.4. Berlin/Loft — 22.4. Hamburg/Markthalle — 23.4. Hannover/Soxs — 24.4. Bochum/Zeche.
Freiwillige Selbstkontrolle: 6.4. Aachen/Ritz — 7.4. Frankfurt/Cookies — 25.4. Nürnberg/Zabolinde — 26.4. Westberlin/Loft — 27.4. Hamburg/Kir — 28.4. Wiesbaden/Wartburg.
King Kurt: 17.4. Lausanne/Dolce Vita — 18.4. Zürich/Student Centre — 19.4. Basel/Totentanz — 21.4. Wien/Szene — 22.4. München/Theaterfabrik — 23.4. Nürnberg/Komm — 24.4. Welz/Schlachthof — 26.4. Freiburg/Cräsch — 27.4. Frankfurt/Batschkapp — 28.4. Stuttgart/Röhre — 29.4. Hamburg/Markthalle — 30.4. Weinheim/Leif Erikson — 1.5. Bielefeld/Yazoo.
Siouxsie & The Banshees: 24.4. Bonn/Biskuithalle.
Art Zoyd: 10.4. Hamburg/Alpha-Wave Festival — 12.4. Berlin/Loft — 16.4. Nürnberg/Zabolinde — 17.4. München/Alabamahalle.
Blubberry Hellbellies: 9.4. Hamburg/Logo — 10.4. Bielefeld/Yazoo — 11.4. Dortmund/FZW — 12.4. Berlin/KOB — 16.4. Heidelberg/Schwimmbad — 17.4. München/Manege — 18.4. Reutlingen/Zelle.
Cassandra Complex: 1.4. Bochum/Logo — 3.4. München/Manege — 5.4. Münster/Odeon — 6.4. Wiesbaden/Wartburg.
Startled Insects: 10.4. Hamburg/Alpha-Wave Festival — 11.4. Berlin/Eiszeitkino — 12.4. Wiesbaden/Alte Werkkunstschule — 13.4. München/Alabamahalle.
Anna Domino: 17.4. Aachen/Metropol — 18.4. Münster/Odeon — 21.4. Hamburg/Kir — 22.4. Bochum/Zeche — 23.4. Berlin/Loft — 24.4. Nürnberg/Zabolinde — 25.4. München/Alabamahalle — 26.4. Linz/Posthof — 28.4. Frankfurt/Cookies — 29.4. Stuttgart/Röhre — 30.4. Zürich/Rote Fabrik.
Nightingales: 3.4. Hamburg/Kir.
Chin Chin: 14.4. Köln/Luxor — 15.4. Frankfurt/Batschkapp — 16.4. Berlin/Loft — 17.4. Hamburg Kir.
No More: 4.4. Cuxhaven/Tuwat — 11.4. Kiel/Pumpe — 12.4. Cloppenburg/Pogo — 19.4. Neuß/Okie Dokie — 20.4. Gießen/Ausweg — 25.4. Berlin/Ex — 26.4. Berlin/KOB.
Suzanne Vega: 13.4. Hamburg/Audimax — 14.4. Bonn/Ernst-Moritz Arndt Gymnasium — 16.4. München/Alabamahalle.
Robyn Hitchcock And The Egyptians: 13.4. Tübingen/Zoo — 14.4. Frankfurt/Cookies — 15.4. Aachen/Metropol — 16.4. Köln/Luxor — 17.4. Bielefeld/Zazou — 18.4. Düsseldorf/Zakk — 19.4. Berlin/Loft — 20.4. Hamburg/Fabrik.
The Subtones: 8.4. Stuttgart/Röhre — 9.4. Frankfurt/Batschkapp — 10.4. Ludwigshafen/Metropol — 11.4. Saarbrücken-St. Ingbert/Tote Hose — 12.4. Oberhausen/Zentrum Altenberg — 13.4. Bielefeld/PC 69 — 15.4. Köln/Luxor — 17.4. Bremen/Römer — 18.4. Dortmund/Checoolala.
Unknownmix: 4.4. Nürnberg/Zabolinde — 5.4. Berlin/KOB — 15.4. Düsseldorf/Haus der Jugend — 17.4. Stuttgart/Röhre.
Prince Of the Blood: 2.4. Heidelberg/Schwimmbad — 3.4. Freiburg/Cräsch — 4.4. Stuttgart/Die Röhre — 5.4. Pforzheim/JZ Schlauch — 6.4. Esslingen/Musik und Theaterwerkstatt — 7.4. Frankfurt/Batschkapp — 8.4. Bochum/Logo — 9.4. Neuß/Okie Dokie — 10.4. Dortmund/Live Station — 11.4. Wuppertal/Börse — 12.4. Ravensburg/JZ — 13.4. München/Alabamahalle — 14.4. Ludwigshafen/Musichall -16.4. Aachen/Ritz — 17.4. Bremen/Römer — 18.4. Verden/JZ Dampfmühle — 19.4. Cloppenburg/Pogo — 20.4. Hamburg/Kir — 26.4. Herford/Fla-Fla — 29.4. Hannover/Soxs.
Cecil Taylor (in verschiedenen Ausführungen): 9. bis 13.4. Berlin/Akademie der Künste.
Cruzados: 7.4. Köln/Luxor — 8.4. Nürnberg/Zabolinde — 9.4. Frankfurt/Sinkkasten — 10.4. Recklinghausen/Flexy - 11.4. Hamburg/Logo.
Teenage Rampage Party mit Pseiko Lüde, Sid Bee Game: 10.4. Heidelberg/Schwimmbad — 11.4. Stuttgart/Röhre — 12.4. Frankfurt/Batschkapp — 13.4. Zürich/Rote Fabrik — 14.4. Luzern/Seebel — 15.4. Nürnberg/Zabolinde — 16.4. Linz/Posthof — 17.4. Wien/U 4 — 18.4. München/Alabamahalle — 19.4. Friedrichshafen/Molke — 20.4. Kirchweidach/Cafe Libella.
Guest Stars: 26.4. Düsseldorf/Werkstatt — 27.4. Wuppertal/Börse — 30.4. Essen/Zeche Karl.
M. Walking On The Water: 3.4. Zürich/Rote Fabrik — 4.4. Rheinach/Palais Noir — 5.4. Fribourg/Fri-Son — 6.4. Luzern/Sedel-Club — 12.4. Braunschweig/Bürgerpark — 13.4. Bielefeld/PC 69.
Fail Safe: 6.4. Kaldenkirchen/Doppelpunkt — 11.4. Grevenbroich/Feuerwache — 18.4. Dortmund/Live-Station — 19.4. Münster/Jovel.
Moodists und **Sharing Patrol:** 8.4. Berlin/Loft.
Foyer Des Arts: 26.4. Berlin/Loft.
Devantgarde: 2.4. Hannover/Musiktheater Bad.
The Jayhawks: 6.4. Düsseldorf/Japs.
S-Chords und **Inferno:** 25.4. Osnabrück/JZ Ostbunker.
Pink Turns Blue: 14.4. Heiligenhaus/Club.
7. Hamburger Allnighter: 24.5. Hamburg/Klecks mit Makin' Time und Napoleon Solo.
Forum Enger Festival: 5.4. Bielefeld/Forum Enger mit Hangmen Also Die, The Jayhawks und The Jinxs.
20 Colors: 21.4. Frankfurt/Cookies.
Äni(x)Väx und **Sex Of Rip Tides:** 11.4. Münster/Odeon.
Dunkelziffer: 17.4. Essen/Zentrum Zeche Karl.
Lifting Party: 25.4. Trier/Exzellenzhaus mit Dreamin The Dark, Die Kassierer, Rim Shout und The Idiots.

Rumble On The Beach
1.4. Bamberg-Downstairs
2.4. Darmstadt-Goldene Krone
3.4. Bingen-Uferpalast
4.4. Rohrbach-Tote Hose
5.4. Dortmund-JZ Burgholzstr.
6.4. Gießen-Ausweg
17.4. Bremen-Clip
18.4. Bremen-Clip
19.4. Bremen-Clip Live Mitschnitt Radio Bremen
26.4. Kappeln-Flic Flac

Panhandle Alks
2.4. Bochum-Zeche
12.4. Berlin-Blockschock
13.4. Hilden-Münchhausen
19.4. Düsseldorf-TOR 3

Killer, Stranger, Stormwitch
11.4. Senden-Festhalle
16.4. München-Theaterfabrik
17.4. Castrop Rauxel
18.4. Bremen-Schlachthof
19.4. Wilhelmshaven
20.4. Einbeck-Outpost
23.4. Freiburg-Crash
24.4. Nürnberg-Komm
25.4. Bamberg-Black & White
26.4. Bad Buchau
27.4. Stuttgart-Rockröhre

Talk Talk
22.4. Köln/Wartesaal

VORSCHAU MAI

Butthole Surfers: 11.5. Aachen/Ritz — 12.5. Bremen/Römer — 13.5. Hamburg/Kir — 14.5. Berlin/Loft — 20.5. Oberhausen/Zentrum Altenberg — 22.5. Frankfurt/Batschkapp — 23.5. Linz (A) — 24.5. Wien — 29.5. Genf — 30.5. Lausanne — 31.5. Fribourg — 1.6. Zürich.

Topper Headon: 2.5. Münster/Odeon — 3.5. Frankfurt/Batschkapp — 4.5. Berlin/Quartier Latin — 5.5. Hamburg/Große Freiheit 36 — 6.5. Bochum/Zeche.
Redskins: 12.5. Hannover/Soxs — 13.5. Frankfurt/Batschkapp — 14.5. Köln/Luxor — 16.5. Berlin/Quartier Latin — 17.5. Hamburg/Markthalle.

Reggae (- 12-inch-Style)

Byron Lee & The Dragonaires, über lange Zeit ein Beispiel für grausamen Hotel-Touristen-Reggae, überraschen mit flottem und — v.a. bei der richtigen Lautstärke gehört — regelrecht ekstatischem Jamaican Soca. „Gimme Soca": Rhythmus pur, ohne — das ist wichtig — störende Soli. Und wer wissen möchte, wie sich „Girlie Girlie" im Calypso-Rhythmus anhört, spielt einfach die Rückseite dieser Maxi.
Die originellste Geschichte der letzten Zeit wird mittlerweile über vier Maxis hin erzählt. Auslöser war **Beres Hammond,** der für den Produzent Willie Lindo den „Pressure And Slide"-Rhythm aus alten Studio One-Tagen überarbeitete und daraus „What One Dance Can Do" machte: Ein Typ verliebt sich nach einem einzigen Tanz in seine Tanzpartnerin. Sie flirtet mit ihm, er beschließt, mit ihr nach Hause zu gehen. Das Problem dabei taucht in Gestalt des Begleiters der Lady auf, der plötzlich erscheint: „He wants to spoil the play, he's standing in my way". Köstlich, Hammond zu hören, wie er schon fast schleimig von seiner vermeintlichen Eroberung schwärmt, und dann gequält-entsetzt oben zitierte Festellung trifft. Wir können aber durchaus verstehen, was er durchmacht, wenn wir auf „One Dance Won't Do" **Audrey Hall's** charmant-saubere Stimme hören. Nur: Sie hat den armen Kerl bloß angemacht, um zu sehen, wie ihr Freund reagiert, wenn sie mit einem anderen Mann tanzt. „I was flirtin' with you, just to see what he would do". Und — ihr könnte es euch schon denken — auch ihr Freund, der „Spielverderber", äußert noch seine Meinung, erläuternd, fordernd frech. Es ist Altmeister **Owen Gray,** der in „I'm Standing In His Way" warnt: „Forget about the one-dance-man, he's looking for a one-night-stand". Genützt hat es nichts, denn **Beres Hammond's** neueste Single heißt „She Loves Me Now"! Ja, ja, wie das Leben so spielt. Er hat sie doch noch gekriegt. Nebenbei ist bei dieser Platte auch noch der (synthetische) Basslauf faszinierend. (Natürlich ein anderer als bei den drei so gut wie identischen ersten Teilen dieser Romanze). Ein Monster-Bass-Sound beherrscht auch „I Say No" von **Mikey General,** eine saubere Produktion um Bass und Stimme herum, die ihren dezenten Charakter auch im Dub-Teil nicht verliert.
Was **Nitty Gritty's** letzte Maxi hörenswert macht, ist nicht etwa der Text, der nur ein weiterer Lobgesang auf die „Sweet Reggae Music" ist, sondern Slim Smith's zwingender und unwiderstehlicher „Happy Times"-Riddim in neuem (Synthi-)Gewand. Die letzten Singles der Routiniers Aswad und Black Uhuru stehen im Schatten ihrer Vorgänger. „Kool Noh" von **Aswad** ist immer noch treibende Tanzmusik mit einem gelungen-griffigen Refrain und einer sehr schönen Bläser-Version der A.H.S.-Horns auf der Rückseite, ist aber alles in allem doch zu langatmig geraten. **Black Uhuru's** „Conviction Or Fine" offenbart seine Qualitäten erst nach zwei-/dreimaligem Hören, ohne allerdings ganz die Dampfhammerkraft des Vorgängers „Fit You Haffe Fit" zu erreichen. Wie immer allerdings bei Uhuru interessante Stimmkontraste zwischen Leadstimme (Junior Reid erweist sich als guter Michael Rose-Nachfolger) und Puma's heller zweiter Stimme.
Und was tut sich an der Dee-Jay-Front? **Shinehead** gelingt es, in sein Referat über Reggae, das er auf „Hello Y'All" (US-Import) hält, pfeifenderweise „Dominique Dominique" (oder so ähnlich) von dieser singenden französischen Nonne, die damit in den Sixties einen Riesen-Hit landen konnte, einzubauen, um dann auch noch hoch trällernd in „The Lion Sleeps Tonite" überzugehen. Einzigartig! Der begleitende stramme Dancehall-Rhythmus macht „Hello Y'All" zu einem Hit.
Fehlt eigentlich nur noch **Bob Marley.** Daddy Kool Records hat jetzt eine weitere alte Lee Perry-Produktion Marley's veröffentlicht: „Natural Mystic" schlägt die an sich gar nicht schlechte Fassung von der 77er LP „Exodus" um Längen. Großes Plus der Produktion: Die wunderschönen Bläser und die soulful harmonies von Peter Tosh und Bunny Wailer!
Brecht Brozio


Anselm Kiefer

K U N S T

Mister Kiefer bei Paul Maenz

Dies ist eine bleierne Ausstellung. Der Grundton der Farben auf allen Bildern, sowohl in den zahlreichen kleinen übermalten Fotografien als auch in den beiden großen und dem allergrößten Zentralwerk mit aufmontiertem Propeller und an dem Bild herunterhängenden Steingebilden, die mit Zetteln versehen sind – das ihnen Gemeinsame ist Bleigrau. Blei im wahrsten Sinne des Wortes: feste, im Fluß erstarrte Bleifladen, die beharrlich auf dem anderen darunter liegenden Schmutziggrau sich ausbreiten, relativ dekorativ noch auf den Fotoarbeiten, gewalttätig auf den gemalten Bildern bzw. den aufgetackerten Farbklumpen, den verbrannten Flächen, die die Bilder bedecken.
Keiner wird diesen monumentalen Werken etwas entgegnen können. Auch nicht der grauen Ödnis. Längst ist ihre Häßlichkeit, ihre Dumpfheit, die brachial zerknackte Oberfläche klassisch, längst lecken sich selbst andere Maler genießerisch die Lippen angesichts dieser vollendeten Starrheit, jenseit von Maltechnik, Form usw., die bewundert und bezahlt wird. Kiefer ist einer der teuersten, der teuerste lebende deutsche Künstler. Ganz große Bilder bringen es auf 500.000 DM. Kiefer ist 45 geboren und wird als der deutscheste aller zeitgenössischen deutschen Maler gehandelt.
Kiefer ist deutsch und stumm. Nie würde er ein Interview geben, seine Person ins Spiel bringen. Die vorwiegend englische und amerikanische Klientel stört dies nicht, weil ihnen Kiefers Schweigen umso mehr Möglichkeiten bietet, ohne weitere Störungen sich seine Mahnmale für danebengegangene deutsche Geschichte ins Haus zu hängen und so die Hüter der geschundenen deutschen Seele zu spielen. Schönes Wiedergutmachungspiel, Widerspruchsgeist, der die Tabus gebrochen hat, oder reiner, mieser Verrat?
Kiefer ist ein Dissident. Kiefer ist wie Tarkovsky, der die geschundene russische Seele in seinen Filmen wiederaufleben läßt und damit durch Westeuropa zieht. Es wird gesagt: Auch diese Arbeit muß getan werden. Auch die tote, abgebrannte Verliererseite, das Verschüttete, der Schmutz und das „Nichtausgesprochene" der Geschichte müssen angerührt, behandelt werden, um der Farblosigkeit, Identitätslosigkeit und Fremdbestimmtheit eines Nachkriegs – Wiederaufbau – Staatsgebildes das berühmte „Andere" entgegenzusetzen.
In den Anfängen seiner Karriere war Anselm Kiefer Aktionskünstler, agitierte, ließ sich als „Besetzer" anderer europäischer Staaten in Hitlergrußpose ablichten. Das war in den sechziger Jahren. In den Siebzigern begann er die Malerei und mit ihr eine etwas differenziertere Auseinandersetzung mit deutscher Geschichte, mit deutscher Mythologie. Sehr viele Bilder waren Treffer, daher erscheint Kiefers Werk so groß und monumental. Die Retrospektive, die vor zwei Jahren in der Düsseldorfer Kunsthalle zu sehen war, legte davon Zeugnis ab. Es ist ihm gelungen, via Antimodernität (Blut und Boden, Farbschichten, verbrannte Erde), die natürlich an einem gewissen Punkt absolut richtig gewesen ist, die Bedeutung seiner Bilder über die Art zu Malen einerseits als „selbsttragenden" Organismus, andererseits aber auch als das böse, schlechte, geschundene deutsche Unterbewußtsein des deutschen Künstlers zu verkaufen.
Wenn Kiefer nicht so ein strikt strategisch angelegter Mann wäre, könnte man sein Werk als den „Deutschen Blues" bezeichnen. Alte Bluesneger aber sind sich nicht darüber klar, **daß** sie der Inbegriff von etwas sind bzw. ihre Lieder von etwas über die Zustandsbeschreibung hinaus sprechen, Kiefer dagegen ist sich sehr wohl darüber klar. Alte Bluesneger dissidieren nicht, um dann als neue Staatskunst wieder heimgeholt zu werden. Außerdem kann es den Deutschen Blues nicht geben, weil das Deutsch davorsteht.
Den Bluessänger würde man niemals fragen: Wie lange kannst du das noch machen? Kiefer wird diese Frage schon gestellt. Weil Kieferbilder nicht ewig sind, sondern zeitgenössische Kunstware. Wenn er so weitermachen kann, wie er es macht, dann hat das unter anderem den Grund, daß Kieferbilder offensichtlich zu den beliebtesten Repräsentationsobjekten in den angloamerikanischen Gebieten gehören, wenn es um moderne Deutsche Kunst geht. Und er weiß es. Selbsternannter Repräsentant sein ist eigentlich etwas Feines, jedoch ist die Frage erlaubt, wie es aussieht, wenn diese Vertretung optisch permanent monströs, aber gedanklich immer geduckt und versteckt auftritt. Genau das ist der Grund, warum ich mich weigere, den Anselm-Kiefer-Mythos zu akzeptieren. Weil der Mann nämlich zu fünfzig Prozent Mr. Kiefer ist, dem die Leute vom Museum of Modern Art hochachtungsvoll die heruntergefallenen Teilchen von seinen Bildern auffegen und ins Beutelchen packen, um sie ihm wieder nach Hause zu schicken.
Andererseits hat das natürlich etwas Gutes. Kiefer hat sich nie als „Malerfürst" ausgegeben wie die anderen Koryphäen zeitgenössischer deutscher Malerei (Baselitz, Lüpertz, Immendorf ...). Er hat nicht residiert, aber wie jene **repräsentiert** er etwas (oben an der Spitze der höchstbezahlten Künstler überhaupt) und dürfte sich seiner eigenen Rezeptionsgeschichte, der eben dieses Dissidentenhafte anhängt, nicht entziehen. Eigentlich also eine grandiose Ausgangslage, um das gerade von ihm in seinen Bildern heraufbeschworene, beklagte Loch der deutschen Kultur aufzufüllen und etwas Neues aufzubauen. Im Angesicht der bleiernen Ungetüme aber wird einem vollends klar, daß der an einer solchen Arbeit nicht gerade interessiert scheint. Die Bilder wollen nur da sein. J. K.



Kippenbergers Magical Misery Tour:

Endauswertung

Der von dieser Redaktion sehr geschätzte Künstler Martin Kippenberger hat vor seiner Darmstädter Museumsausstellung eine mehrmonatige Brasilienreise unternommen, etappenweise von Freunden und Kollegen begleitet, und legt jetzt den Plan seiner Auswertung vor, die ihn gewohnt manisch-produktiv zeigt. Nichts umkommen lassen, man hat eben meistens mehr Ideen als Zeit, und Kippenberger ist nicht der Typ, der sich wortkarg von fremden Ländern beeindrucken läßt. Eher umgekehrt. Er bringt oft noch die plapperfreudigsten Völker zum Verstummen. Aufenthalt in Berlin, Hamburg, Paris, Wien und Köln gaben ja bereits einen Vorgeschmack auf das, was jetzt die Brasilianer erwarten durften. Allerdings hat er noch nie in so kurzer Zeit so viel gemacht, auch dies eine Konstante: je älter Kippenberger wird, desto kürzer die Aufenthalte an einem Ort, desto größer der Output. Z. B. 3 Singles mit 3 Bands: The Alma Band – „Live in Rio", Weiß und Dov – „Rio Clamoso", The Know-How Knockers – „Knockin' For Jazz"; der Comicdoppelband „The Fall"; das Buch (mit Texten und Zeichnungen) „14 Millionen für ein Hallöchen" sowie ein Konzert im Alten Wartesaal, Köln (Matinee): „Das werden die uns zu Hause sowieso nicht glauben" – dies alles mit Albert Oehlen. Weiterhin solo eine Publikation in Büttner/Oehlens „Meter-Verlag": mit einem Tagebuch „Property Of The Knast Of Rio" sowie Analysen von T-Shirt-Beschriftungen im Hinblick auf ihre Verwertbarkeit als Bildtitel; beschriftete Pappen für die Herstellung von Skulpturen für eine Ausstellung „Der Rückenschwimmer und seine Folgen"; eine Fotoserie „Nicht die Blöden sind blaß, das Regime verkalkt"; eine andere „Nicht der Vogel würde getroffen, sondern die Beute"; ein Buch „Mau-Mau-Ergebnisse als Gegenprinzip. Ergebnisse von 244 Spielen mit Endergebnissen"; ein Buch „Der schwule Piranha und seine heilsamen Folgen" und die Postkartenserie „Wer die anderen lobt, hat sich selbst vergessen". Höhepunkt aber war Kippenbergers Erfüllung seines Lebenswunsches. Seit er einmal einen dieser Meyer-Filme gesehen hat, sitzt er nämlich vormittags in Kölner Cafes, trinkt Champagner und erzählt eines ums andere Mal, daß er sich in Brasilien eine Tankstelle kaufen wolle, deren Angestellte, neben dem Benzinzapfen die Sonderaufgabe hätten, sich am Telefon auf deutsch als „Tankstelle Martin Bormann" zu melden. Dies wäre ihm, wenn er sich einsam fühlte, Balsam für die Seele. In Salvador/Bahia hat er sich diesen Traum jetzt erfüllt. Er hat mehrere Angestellte, einen florierenden Betrieb und war bei Drucklegung dieser Nummer noch damit beschäftigt, die optische Umgestaltung der Tankstelle (Schrift, Firmenschilder, Corporate Identity, Zapfsäulengestaltung) vorzunehmen.
Uschi Obermeier hat mal wieder alles verpaßt.

Tankwart Kippenberger Foto: U. Böckler



GEISTREICH

F r a u e n

Doris Dörrie, die sich zur Zeit der ungeteilten Freundlichkeit aller Medien und Zeitschriften von „FAZ-Magazin" bis „Titanic" erfreut, liest laut „Stern" die „Dialektik der Aufklärung", was sie „spannend wie einen Krimi" findet. Leider kann man Adorno und Horkheimer nicht mehr fragen, ob sie den Film „Männer" saulustig wie einen Nachmittag im Institut für Sozialforschung fanden, man kann sie, die Dörrie, an deren Ideologielosigkeit sich in einer selten schwachen Sekunde sogar die „Titanic" freuen konnte, aber hassen für diesen ewig dummen Vergleich mit einem Krimi, der immer dann gebracht wird, wenn einer, der meint, daß man ihn nicht für schlau hält, ein schlaues Buch liest, aber Angst hat, man könnte meinen, hier wolle der nicht für schlau gehaltene Mensch mit der Schläue der anerkannt Schlauen renommieren (Adorno/Horkheimer). Es wäre ja auch zu schrecklich, wenn ein schlaues Buch sich dieser Unterhaltungsgattung verweigern würde, einfach nur intelligent, scharfsinnig, richtig wäre, nein, die „Stern"-Leser und „Männer"-Freunde könnten es mit der Angst bekommen, wenn Adorno/Horkheimer nicht das Glück gehabt hätten, einen saftigen Whodunit geschrieben zu haben mit Sam Spade in der Hauptrolle. Aber wer war es denn nun? Wer hat uns die Aufklärung versaut, sie gemeuchelt und gekillt? War's die Dialektik? Oder ist das wieder nur ein schlaues Wort für Alibi?



Obwohl, wie schon der verstorbene Dichter Goethe wußte, Strom und Bäche vom Eise befreit sind, bleibt der, schon in den Prophezeiungen des Nostradamus wie im aztekischen Totenbuch und im Necronomicon vorgezeichnete Modetip der SPEX-Redaktion bestehen: Wer sich nicht zum Affen machen lassen will, der lasse sich zum Menschen ausbilden.
Creation: Arne Baess, HDK Berlin
Foto: Petra Gall

B Ü C H E R

TOMORROW IS THE FIRST DAY OF THE REST OF YOUR LIFE

Die Herausgeber des Bandes „Das Katastrophen-Album", Frank Böckelmann und Dietrich Leube, wollen unsere Augen auf das Unheil, das Verhängnis, den Zusammenbruch, den Untergang, das Menetekel richten, damit wir dort das sehen, was tagtäglich geschieht und geschehen kann, jedem von uns, jetzt gleich nach dem Zeitschriftenkauf vom Auto überfahren zu werden, die Reifen zermalmen das Gesicht, Gehirn quillt raus; damit wir erkennen, daß wir nicht Herr, Subjekt, Meister der Natur sind und uns nicht als solche gerieren dürfen; damit wir versuchen sollen, in der Gegenwart Zeichen für den zukünftigen Schrecken zu suchen.
Unter der Überschrift „An Einem Tag Wie Jedem Anderen" zitieren sie einleitend den bekannten Satz Walter Benjamins: „Daß es 'so weiter' geht, ist die Katastrophe. Sie ist nicht das jeweils Bevorstehende, sondern das jeweils Gegebene. Die Rettung hält sich an den kleinen Sprung in der kontinuierlichen Katastrophe."
Die mir vorliegenden Rezensionen zum Buch, Zwei- oder Dreizeiler in Zeitgeist- und Programmzeitschriften, zeigen aber, wie leicht Beabsichtigtes und Offensichtliches übergangen werden konnten. Die Texte und Bilder des Albums werden als geile Sensationen und interessante Schlagzeilen rationalisiert, was mir teilweise so unlieb nicht ist, angesichts blöder Eschatologien und Fatalismen und angesichts der zu beliebigen Auswahl, die auch Wahrsagereien und ähnlichen Blödsinn als bedenkenswerten Schock präsentiert und was trotzdem aber widerlich bleibt.
„Dann brach die Illusion erfrorener Stille, die scheinbar alles Leben in Bann gehalten hatte, jäh ab. Jene Menschenmenge, die sich in der Großstadt auf der Stelle selbst zu erschaffen scheint und wie eine Gorgonensaat jäh aus dem Boden schießt, drängte sich bereits dicht um den Platz, wo der Abgestürzte lag, und mehrere Polizisten waren dort, die fluchend und mit drohend erhobnen Fäusten den immer dichter werdenden Ring der Neugierigen zurückschoben, und die Neugierigen erinnerten einen furchtbar an Schmeißfliegen, die über ein Aas oder etwas Süßes herfallen. Und all die blitzende Maschinerie auf dem Fahrdamm – die gerade nun durch die Lichtsignale an der Straßenkreuzung angehalten worden war – kam wieder in Bewegung." (Thomas Wolfe, „Tod, der stolze Bruder")

Thomas Hecken

Katastrophenalbum, Delphi Verlag

Ö – F I L M

WIEN WOLLTE EIN WETTER

„MÜLLERS BÜRO" – Der neue Film von NIKI LIST (Wien 1986, 90 Min.)
MINISTER MORITZ' Zitat vom „kranken" THOMAS BERNHARD deklariert sich mittlerweile als FREIBRIEF. In Österreich ist nämlich neuerdings HIP, sich des „ICH UNTERZEICHNE MIT HAKENKREUZ, DU VERSTEHST", „SCHÖNES MÄDEL, MACH DIE BEINE BREIT HA-HA-HA", „VON DER LEINWAND HERAB ERSCHIESSEN WIR UNSER PUBLIKUM – WAS FÜR EIN GAG", sich all dieser Signale als Masche zu bedienen, weil das BEHAUPTEN des Gegenteils kulturell nichts gefruchtet hat.
Wer die „hintersinnige" Ausdruckskraft einer Jahrhundertidee wie derjenigen des ICH MEINE ALLES ANDERS, ALS WIE ICH ES GEISTREICH VORGEBE, DASS ICH ES MEINE (X = Y), wer also zu blöd ist, um dies „LUSTIG" zu finden, der wird auch zu BLÖD sein für „MÜLLERS BÜRO", den neuen Klamaukfilm des Wieners NIKI LIST.
Natürlich WIRKT dies alles nur SCHEUSSLICH. Es KANN NICHT SCHEUSSLICH sein. LISTs „MALARIA" WAR DOCH SOO GUUT, ER ist doch einer von UNS, also KANN „MÜLLERS BÜRO" gar nicht SCHEUSSLICH sein. Die Deppen in der Provinz mögen allemal fressen, was aus der Provinz kommt: ein mit schieberischen Schlagerliedern garniertes „Musical", das jeglicher Musikalität entbehrt. (... von wegen NIEMAND SEI UNMUSIKALISCH...'s gibt also doch welche...)
Eine nicht auszulotende Horde an Szene-FreunderIn tapscht permanent aufdringlich durch klo-bekritzelte Studentenwohnungen, die DREHORTE selbst sind meistens für die Leinwand fast ein wenig zu groß gewählt, stets geistert durch die vorderen Sitzreihen der prallvoll gefüllten Kinos die Angst, eine der Zimmerdecken könnte herunterkrachen.
Diese stete Angst, weiß Gott, das ist kein Spaß. Ein solcher soll es aber sein, denn, „MÜLLERS BÜRO" gibt sich ja als der Versuch einer Parodie auf das große Detektivkino zu erkennen. Allein, LISTs Auffassung davon ist so LÄPPISCH PLUMP und FLACH, daß als einzige Entschuldigung gilt: SEHT NUR – ICH ZEIGE EUCH EINMAL, WIE SCHÖN SCHMUTZIG HOLLYWOOD IN WAHRHEIT IST. Es ist also ein lehrreicher Film. Ein Lehrfilm. Ein leerer Film. NULL HANDLUNG.
Was den NIKI LIST „kalt" läßt: Trocken hängt er an seiner faden NARRATIV-Erzähltechnik, wo doch gar nicht ERZÄHLT und nur manchmal GESAGT wird. Kaum spannt sich eine Situation zusammen, von welcher weg der Film beginnen könnte, da fängt irgendso'n IDIOT zu singen an. Ist wie in der OPER.
Angesiedelt in dieser Idylle von STUMPFSINNIGER HALBWELT, weihrauch-geschwängert wird permanent damit geprahlt, daß eine braune HERNALSER VORSTADT-NUTTE heiliger sei als die vielzitierte HINTER-DER-SCHÖNSTEN-FASSADE-DIE-BÖSESTEN-SEELEN-Bürgersfrau aus dem ersten WIENER GEMEINDEBEZIRK.
Eine LAUREN BACALL nicht unähnlich sehende Frau auf der Leinwand behauptet, sie hieße INGRID BERGMAN. (Das ist der feinsinnigste Witz in „MÜLLERS BÜRO", er kommt gleich zu Beginn, damit die STIMMUNG steigt.)
Inwieweit sich zu allerletzt jemand für die „spaßig" von ihm in Anspruch genommenen Zeichen zu verbürgen hat, wenn ein Film wie „MÜLLERS BÜRO" NUR diese anfangs beschriebenen Signale und sonst gar nichts beinhaltet (von dem bißerl verhungerten Sex abgesehen), keine Idee, keinen Geist, keinen Handlungsinhalt, schlechte Schauspieler und gar keine, und deutsche Schlager, wird neuerdings somit wieder bedenkenswert. Als Zustandsbeschreibung österreichischer Jugendkultur für Deutschland vielleicht gar nicht uninteressant und unter Umständen sogar recht sehenswert – vielleicht ist er's ja auch wirklich, dieser Dusel-Streifen, vielleicht ist ja auch der Witz vom „STINKENDEN GASTARBEITER", der heutzutage wieder die Runde macht, recht „LUSTIG" – natürlich nur, wenn er von den rechten Leuten erzählt wird.

Joey Wimplinger

Niki List



F.: Petra Gall

GEMEIN + GEISTREICH



v. l. n. r. Jackie Curtis, Byron Gysin, Bill Burroughs Foto: Kate Simon

Rettet Burroughs!

»Und noch was anderes: Er hat durch keine Gesten verraten, wann er den Revolver ziehen würde. Er hat es getan, ohne mit der Wimper zu zucken und ohne seine Hand vorher zu bewegen ...« – »Stimmt's, daß er schwul war?« – »Von der Seite habe ich ihn nie kennengelernt. Hab' mir gesagt, daß es nicht mein Bier sei ...« – »Stimmt's, daß Sie ihn aus Dodge City verjagt haben?« – »Nein, ich hab ihn nur darum gebeten zu gehen ...« – »Wohin ist er gegangen?« – »Ich glaube, er ist viel herumgekommen. Von Zeit zu Zeit habe ich was von ihm gehört ...«

Weil Todesschütze und Space-Cowboy Kim Carsons, die Hauptfigur von Burroughs' Roman „Dead Roads" (Original von '83) sich wieder mal durch zu viele aufeinandermontierte Welten hindurchwindet und -hackt und -schießt, haben ihn einige ganz schlaue, „der Darstellung von Grenzsituationen und deren Überschreitung" huldigende Jünger hier in Deutschland in der unerträglichen Goldmann-Reihe „New-Age-Modelle für morgen" erscheinen lassen. Gegengift zu diesem fiesen Aufdruck auf dem Buch und der Beweis, daß der große alte Beatnik über Castaneda-Illuminations-Pampe, aber auch über Allen-Ginsberg-Gemütlichkeit weit erhaben ist, liefert ein zweites Burroughs-Buch. Das jetzt wiederveröffentlichte „Der Job", das zu 80 Prozent aus einem Interview besteht (das Daniel Odier 68 mit Burroughs geführt hat), ist aufschlußreich in bezug auf die Romane. Sattes, grandioses Geschwätz über das Gute und das Böse, die Abschaffung von Familien und Frauen, Kommentare zur Literatur, Methoden des Schreibens, Drogen, durchsetzt von Verschwörungstheorien, was alles zusammengenommen, die kühne Comicfigur der amerikanischen Literatur noch mal groß aufbläst und so sämtliche New-Age-Modelle mittels einer Kreuzung von Wahnvorstellung und bissigem Humor ausgeschaltet werden können. J.K.

William S. Burroughs: Dead Roads, Goldman, DM 12,80; Der Job, Ullstein, DM 6,80

N E U I M K I N O :

Kurosawa, Eastwood, Friedkin

Vor ein paar Jahren, sechs oder so, schrieb ich, über „The Shining", Kubrick-Filme seien wie Olympiaden, in derselben Nummer derselben Zeitschrift schrieb ich aber auch, über „Kagemusha" von Kurosawa, dies sei der beste Film seit „Barry Lyndon", also seit der letzten Olympiade und bin gerne bereit über „Ran", den neuen Film von **Akira Kurosawa** beides zu wiederholen, daß die Aufgabe des Olympiade-Ausrichtens vorläufig auf Kurosawa übergegangen ist und daß **„Ran"** möglicherweise der beste Film seit „Kagemusha", also seit sechs Jahren ist. „King Lear" mit vertauschten Geschlechtern und einer eingebauten Lady Macbeth im Japan des 16. Jahrhunderts, was aber als historischer Rahmen vollkommen gleichgültig ist. Alas! Wie auch bei Shakespeare kommt es auch bei Kurosawa auf die Geräusche, die in der Landessprache angelegten Geräusche an, die sich über das Artikulierte in Winde und Geklirre fortsetzen, hinter Felsvorsprüngen grummelnd kauern, die sich als Ruinen entpuppen, Ruinen, an denen Blut klebt, zu Unrecht vergossenes, sich fortsetzen in das Gewimmere des hilflos durch viel zu hohes Gras irrenden Greises, in das Gekeife seines Hofnarren, wieder in Schlachtengeklirr.

Das sind japanische Gaumen, die das alles aussprechen, bis hin zur Windmaschine, so wie bei Shakespeare eben auch das Geräusch abgeschossener Pfeile mit th geschrieben wird ... aber dies nur eine Facette dieses Films, der nicht nur wie ein großer Kurosawa, sondern auch noch wie ein Mizoguchi aussieht. **„Honky Tonk Man"** von, mit und über **Clint Eastwood** hilft wieder mal, die Idiotenfront einzukesseln. Idioten, die satte fünfzehn Jahre danach die Qualitäten des harten „Dirty-Harry"-Eastwood begriffen und dies mit ihrem kleinen Kopf zu vereinbaren gelernt haben, diese ganze ekelhafte, nachgewachsene dritte Generation der ideologiefreien Freunde des amerikanischen Unterhaltungskinos, zeigen dem unheimlichen Eastwood eine lange Nase, weil sie, als Europäer immer die besseren Kenner des „wahren" amerikanischen Kinos, einen „Kunstanspruch" zu entdecken vermeinen. „Honky Tonk Man" hat genau den Kunstanspruch einer guten Country-Ballade. Und gute Country-Balladen brauchen keinen „Kunstanspruch", sie sind Kunst (Woher sollen die Arschlöcher das wissen?). „Honky Tonk Man" erzählt das Leben eines Country-Sängers in der Sprache eines Country-Songs (und Country-Songs sind aus allen Pop-Gattungen die, bei denen Texte am wichtigsten sind), Strophe für Strophe, Vers für Vers, Staat für Staat, auf der Reise nach Nashville. Liebevoll werden die Akzente und Dialekte der verschiedenen Sorten von Hinterwäldlern, die Eastwood und sein von seinem Sohn dargestellter Neffe passieren, ausgearbeitet. Eastwood spielt nicht den Crooner, der es in der Grand Ole Opry zu etwas bringt, sondern einen von der Sorte, der der Country-Musik die Bezeichnung „the white man's Blues" eingebracht hat. Eastwood strickt dabei nicht an dem larmoyanten Singsang von den Guten, die es niemals schaffen und unweigerlich, wie er in diesem Film, an Tuberkulose sterben müssen, sondern auch der Mann, der sein Talent in der Gran Ole Opry prüft, der Vertreter des Establishments und der Musik-Industrie, wird als einer dargestellt, der nur seinen Job tut und es bedauert, Eastwood nicht nehmen zu können (weil er todkrank ist und zuviel von Boogie und Alkohol singt). Der Countrysänger ist ein Beruf, der, wie es der Neffe sagt, allemal besser ist als Baumwollpflücken (die Gemeinsamkeit des weißen Lumpenproletariats und der ehemaligen schwarzen Sklaven im Süden: cotton picking), ein Beruf, den man nicht ausübt, weil man dazu berufen ist, sondern, weil man keine Alternative hat. Ein Country-Sänger ist ersetzbar: Eastwood bricht am Ende bei Plattenaufnahmen im Studio zusammen, der Backing-Sänger singt den Song zu Ende. Nach seiner Beerdigung singt sein Neffe am Grab „Swing Low Sweet Chariot", der alte Schwarze, der das Grab ausgehoben hat, fällt ein: schwarzer und weißer Blues, sich im Gospel vereinigend. Die Arschlochfront, die meint, trivial sei geil und Kunst passe nicht zu trivial, fragt sich immer noch, wo der harte „Dirty-Harry" bleibt, aber der war auch Kunst. Man sollte den Arschlöchern erst „Play Misty for me" zeigen, Eastwoods Psychopathen-Macho-Delir, bis sie sich der Frage nähern, was uns dieser Künstler eigentlich sagen will; den SPEX-Lesern sagt er, da bin ich sicher, eine Menge, vor allem wenn sie das Glück haben, diesen Film im Original zu sehen.

Völlig egal ist es, in welcher Sprache man sich **„Live And Die in L.A."** ansieht. Die reizlosesten Gesichter seit Erfindung des Gesichts, aber nicht gut reizlos, wie in Brian-DePalma-Filmen, auch nicht dreckig-fies-reizlos, wie in großen Arschlöcher-Balladen wie, sagen wir, „Fat City", sondern TV-Serien-reizlos, crashen und ballern ein wenig durch L.A. Ein L.A., das sich Robby Müller, Wenders' geiler Kameramann, für den früher eindeutigen Regisseur **William Friedkin** (Friedkin war mit Jeanne Moreau zusammen, nachdem diese mit Handke zusammen war, Wenders' Freund. Man ist eingeladen, sich hier einen psychologistischen Unsinn über amerikanisch-europäische Kultur-Komplexe, falsche Faszinationen und Minderwertigkeitsgefühle zusammenzuhalluzinieren) ausgedacht hat. Keine Szene, die nicht in einer top-schrillen, unglaublich wahnsinnigen Location spielt, noch das billigste Flittchen residiert in einem 18-Stock-Appartment mit total-geilem Blick auf das nächtliche L.A., für jede Reifenpanne (kommt keine drin vor, egal) wird eine architektonische Monstrosität in den Hintergrund gestellt. Was Jim Jarmusch bei geringem Budget für New York ist – nämlich Wenders amerikanischer Freund –, sind Friedkin/Müller für L.A. Dazu rankt sich die Geschichte um so beschissene Dinge wie einen unglaublich skrupellosen Künstler, der seine Bilder verbrennt (für den Film hat sie Fetting gemacht und so einen Fetting in Flammen aufgehen zu sehen, ist ganz nett, rührt an Tabus – höhö), um statt dessen mit seinen sensiblen Fingerchen, die vorher unsensible expressionistischen Quatsch herstellten, Blüten zu pinseln. Direkt rührend, diese amerikanische Idee von Kunst, daß ein wilder Schmierer auf irgendeine Art prädestiniert sein soll, so etwas Akkurates wie Falschgeld herzustellen. Die Action (Schießen, Verfolgungsjagden) hat ebenfalls nichts von der wahnhaften Choreographie, die die DePalmas dieser Welt auszeichnet, aber eben auch noch den einen oder anderen Chuck-Norris-Film erträglich macht, außer der einen berühmten (Berlinale!) Verfolgungsjagd, sieht man nicht viel mehr als eine Edel-Version von „Starsky & Hutch". Knallharte Action eben hart wie der Schwanz einer Bisamratte; flau, aber herzlos; desperately seeking Action, also nichts Besonderes. Diedrich Diederichsen

V I D E O :

Bilder, die das Krabbelstadium verlassen haben

Die interessantere Seite der internationalen Video-Kunst (avantgarde) incl. aller Abzweigungen von Pop-Musik bis gefilmter Hardcore-Performance wird seit Anfang der 80er Jahre von Gabor und Vera Body betreut und in dem von ihnen und wechselnden internationalen Redaktionen betreuten Videomagazin „Infermental" gespiegelt. Nach Gabor Bodys Tod im letzten Jahr werden die Projekte nun von seiner Frau alleine weitergeführt. Am 9. April eröffnet in den Räumen des Kölner Kunstvereins um 20 Uhr eine „Infermental"-Ausstellung, bei der u. a. die sehr spannende Installation „Tempel der Vernunft" der auch schon in SPEX gewürdigten internationalen Künstlergruppe M. Raskin Stichting zu sehen sein wird, „Split Seconds Of Magnificence" von Lydia Schouten, „Himmel und Erde" von Gustav Hamos, dazu gibt es eine Video-Library, wo man die 32 Stunden Material der letzten 5 Editionen von „Infermental" studieren kann. Die Nummer V, in Holland entstanden, erfährt dazu ihre Premiere (10. 4., 11 Uhr, Dauer: 5 Stunden). Vera Body leitet außerdem die Video-Sektion bei den internationalen Kunstfilmtagen in Oberhausen, wo die Videoarbeiten von Gabor Body, das japanische Pendant zu „Infermental", „Om/Rice", das 5. „Infermental" sowie Arbeiten von Lydia Schouten zu sehen sein werden. Die Video-Library wandert übrigens danach noch in das Museum am Abteiberg nach Mönchengladbach, das Buch zum Thema, „Axis", wird ebenfalls bei der Ausstellung vorgestellt und ist im Mai im Buchhandel. Es erscheint bei DuMont als bisher einzigartige Doppeledition aus Buch und Video, herausgegeben von Vera und Gabor Body. Zu erwarten ist: eine Kunstrichtung, die den unguten Beigeschmack vom „neuen Medium" abgelegt und auch ohne Brian Eno (oder gar gegen ihn) das Laufen gelernt hat.

Das gute Buch

S P E X h a t f ü r S i e g e w ä h l t :

Rocksession Nr. 8

(Hrsg. Klaus Frederking)

das letzte „Rock Session" hat seine lange Entstehungsgeschichte wahrlich genutzt, lesenswerte Texte zusammenzupfriemeln.

243 Seiten **DM 16.80**



Les Than Zero

Bret Easton Ellis

L.A. in den achtziger Jahren. Clay kommt vom College zum Jahresende zurück um Freunde und Familie zu besuchen. Spät-New-Wave, Cocaine und Frauen als Inhalt eines gedankenleeren Lebens. Was passiert? Weniger als Null.

Der zwanzigjährige Bret Easton Ellis ist Zögling des teuersten College der USA in Vermont, das die neue Generation von Schriftstellern, Musikern und Künstlern heranzüchtet. Sein Buch wird als literarische Sensation gefeiert; er weiß wovon er schreibt.

208 Seiten, englische Ausgabe, **DM 19,80**

Diedrich Diederichsen
SEXBEAT
1972 bis heute



Diedrich Diederichsen

Sexbeat

1972–heute

Dazu braucht man nix mehr zu sagen. Steht für sich selbst.

184 Seiten **DM 14,80**



WAHRHEIT IST ARBEIT

Peter Glaser (Hrsg.)

Rawums!

Viele SPEX-Autoren (Drechsler, Diederichsen, Koether, Fendel!!, Goetz), daher unbedingt empfehlenswert. Dazu diverse andere Texte, die gemeinsam das literarische Profil einer neuen Generation vorstellen sollen.

317 Seiten **DM 14,80**

Albert Oehlen und Werner Büttner

Angst vor nice Wahrheit ist Arbeit

Die wortmächtigsten unter Deutschlands Malern, Philosophen und Humoristen von Rang haben ihre gesammelte Philosophie, ihre Lebensgeschichte und die sie umrankenden Anekdoten voller lehrreicher Volten in vorläufiger Endgültigkeit in dem reich illustrierten Luxusprachtband **„Wahrheit ist Arbeit"** zusammengefaßt. Die Economy-Version dieses herrlichen Buches, eigens für das englischsprachige Publikum zusammengefaßt, ist das handliche Bändchen **„Angst vor nice"** (vgl. Mrs. Benway, SPEX 10/85), das nicht nur – statt der reichen Illustrationen, mit Zeichnungen des Oehlen-Vaters Adolf ausgestattet – billiger zu haben ist, sondern noch jede Menge Spezialbedeutungen birgt, die in die Übersetzung eingearbeitet wurden.

Angst vor nice, 136 Seiten **DM 12,80**

Wahrheit ist Arbeit, 157 Seiten **DM 25,–**

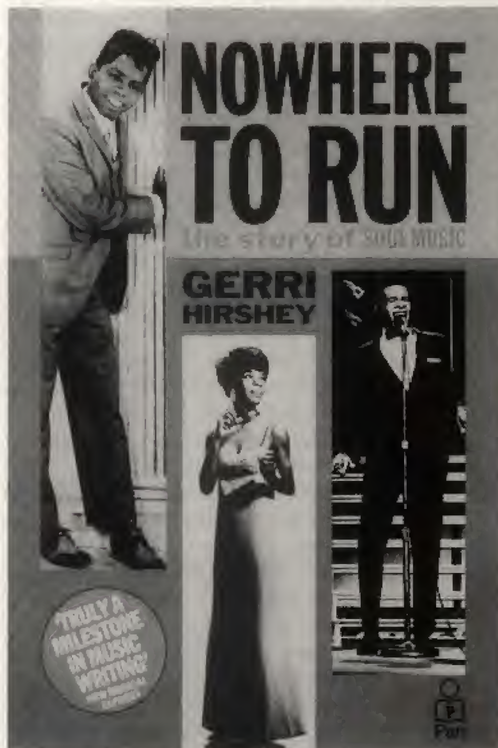
Gerri Hershey

Nowhere to Run

NME: „Truly a milestone in music writing"

Gerald Hündgen: „Right on, sister!"

Die Geschichte der Soul Music auf handlichen 384 Seiten, englische Ausgabe. **DM 29,80**



Versand auf schriftliche Bestellung bei SPEX Buchservice, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1. Vorkasse auf Postgirokonto Köln Nr. 340 97-500 (BLZ 370 100 50). Porto und Verpackung frei. Lieferung ins Ausland zzgl. DM 3,–.

Colin MacInnes



Absolute Beginners

Eigentlich hätte Colin MacInnes ja ein verschämtes Küßchen von Patsy Kensit verdient, besorgte er dem kleinen Engel mit seinem 1958 geschriebenen und 1985/86 verfilmten Roman schließlich DEN Sprung ins Showbiz.

Leider lebt der gute Colin nicht mehr und so wird er auch nie erfahren, daß seine vor 28 Jahren aufgeschriebenen Erlebnisse, Weisheiten und Lebenshilfen heute aktueller sind denn je.

Drei Sommermonate in London – aus den Hinterhöfen von Nottinghill Gate auf Schnösel-Parties in Knightsbridge, von der betulichen Bootsfahrt auf der Themse bis zu den Rassenkrawallen in „Little Napoli" – das Wiegenlied aller Großstadtkulturen der Welt.

Damit die ganze Sache im Deutschen „rüberkommt", haben Lothar Gorris und Ralf „Ypsilon" Niemczyk wochenlang als Mönche getarnt auf der Wartburg zu Eisenach gesessen und die Originalausgabe übersetzt.

313 Seiten, incl. geschmackvollem Anhang mit Fotos und Wanderkarten für London-Expeditionen. **DM 16,80**

Götz Alsmann

1946 produziert ein weißer Geschäftsmann aus Nashville/Tenn. eine Platte mit einem schwarzen Sänger. Die Platte wird ein Hit. Der Produzent Jim Bulleit faßt es kaum: „Ohne jede Reklame verkauften wir von den Platten von Wynonie Harries über 30.000 Stück. Dabei konnten wir kein gottverdammtes Wort von dem verstehen, was der Bursche sang. Für uns war es



NICHTS ALS KRACH.

Die unabhängigen Schallplattenfirmen und die Entwicklung der amerikanischen populären Musik 1943–1963.
Götz Alsmann
SPEX

NICHTS ALS KRACH.

24,80

Amerika in den vierziger und fünfziger Jahren. Kleine, unabhängige Schallplattenfirmen versorgen die Bevölkerung in Stadt und Land mit der Musik, die sie hören will. Diese „Indies" verstehen es, zusammen mit lokalen Radiostationen ihre Hörer zu begeistern. Musik, Medien und Publikum wachsen zu einer dichten Szene zusammen und bescheren der amerikanischen Musik einen faszinierenden Aufschwung. Dieses Buch befaßt sich mit der Geschichte dieser Indies, ihren Ursprüngen und ihrer Entwicklung, mit ihren Arbeitsweisen und nicht zuletzt mit ihrer Musik.


Romuald Karmakar


Palzer, Lauchstaedt, Meinecke (v.l.n.r.)


Carl-Ludwig Reichert


Anatol Nitschke

Neue Literatur ungelöst: Erste Fahndungserfolge aus unseren Studios in München und Wien

NÄCHTE DER LANGEN MESSER, München, Herbst

Andreas Bach

München, November 85, SAGE & SCHREIBE, gut zwei Dutzend Autoren trugen über fünf Abende verteilt vor. Wir sprechen hier nicht von Popgruppen, auch wenn so mancher seinen „Set" mittels moderner audiovisueller Technik gekonnt zerstöpselte und zerstückelte, wie etwa die schrillen Medienwaver von »Rabe Perplexum«. Sagen Sie, ich will Unterhaltung und Performance, sage ich, das war aufgedonnerter Müll; nichts im Hirn als bunte Farben ist zu wenig. Nein, nein, der gute Autor dieser Zeit ist nicht zu laut, aber eindringlich, er erhebt im Vortrag schon mal sein mahnendes Organ, gibt aber am Ende sanft formulierten, unkomplizierten, nicht zu bildhaften Satzkonstruktionen den Vorzug vor oberlehrhafter Gesinnungsknödelei oder Metaphern auf Teufel komm raus.

Das Motto für SAGE & SCHREIBE lautete ziemlich neutral „Gegenwärtige Literatur im November", und einmal mehr waren es schöne Geschichten, die begeisterten, und kein Crossovermedienquark. Daß pro Abend nur etwa 50 bis 80 Besucher gezählt wurden, war bedauerlich. Ein rasanter Vortrag macht manchmal mehr aus einer Story, als wenn man sie zu Hause unter der Bettdecke liest. Feuer, Pfeife, Stanwell – Buch. Was haben manche Leute nur für ein behäbig-behagliches Literaturverständnis.

Aber ging es einen überhaupt etwas an, dieses manchmal so ungemein verquält und zäh um jedes einzelne Wort ringende, mehr oder weniger elegant formulierte Gestammel dieser Zwanzig- bis Dreißigjährigen? Geht einen ein **Peter Glaser** etwas an, der nach München nur eine angenehm einschläfernde Diskette schickte, die sich recht „ausführlich" über seine Arbeit mit Computern (Fascination, Fascination!) ausließ? Geht es einen etwas an, wenn ein **Bodo Morshäuser** erst überhaupt nicht auf der Bildfläche erscheint, geschweige eine Absage erteilt, nicht einmal einen Brief schreibt, kein Wort hören läßt, ja nicht einmal telefonisch absagt? **Lorenz Lorenz,** neben **Franz Dobler** und **Thomas Palzer** Mitveranstalter, zischelte böse:» Ja ja, kaum schreiben sie bei Kiepenheuer & Witsch oder Suhrkamp, meinen sie, sie hätten's nicht mehr nötig!« Wer las denn dann überhaupt noch, der etwas taugte? Nun gut, ich kannte auch keinen vorher, wenige hatten das, was man so einen „Namen" nennt.

Lorenz selbst las uns vom Berg, vom Umgang mit dem Urgestein, erzählte uns, daß Könige Bier trinken, und stieß uns recht eindringlich und wiederholtermaßen mit der Nase auf die Tatsache (»Anything Goes, Anything Goes!!!«), daß, »neue Unübersichtlichkeit« (Habermas) hin, X-Beliebigkeit her, die Postmoderne endlich einmal gescheit überwunden gehört. Las sich flüssig, las sich süffig, las sich glaubhaft und spannend, auch Gott der Herr kam vor, aber das alleine langt noch nicht so ganz (aber fast). Trotzdem zugreifen, sollte irgend etwas von ihm endlich einmal bei Trikont-Duisburg veröffentlicht werden. Lorenz' Stärke liegt in kurzen Abenteuershortstories oder auch detektivischen Bardreiecksgeschichten, nicht zu konfus, jedoch schön verwickelt, mit einem Personal wie aus dem wirklichen Leben (gute Klischees, nicht zu blöde stereotyp).

Lorenz brachte eben kein charmantes, blödes, smartes Gefasel, keine dreifach gestapelten Metaphern, keinen Rhetorikkurs für Fortgeschrittene bar jeglichen Inhalts, wie dies **Hans Pleschinski** so rotierend-routiniert-grinsend via „Gabi Lenz" dem geplätteten Publikum vortrug. Wohl ging es um irgendein „Leben", aber Pleschinski, als „literarischer Senkrechtstarter" beizeiten apostrophiert, entpuppte sich als vollkommen unernster Vortragsclown, als hohler Seifenblasenpuster und war total fassungslos und hemmungslos der Kunst seines Vortrags verfallen. Das Publikum klatschte sich die Hände wund ob soviel amüsantem Geplapper; was für ekelhaft gerissene Geschicklichkeit.

Gut dagegen **Romuald Karmakar,** der aus seinem kürzlich erstellten „Schwarz & Wolf" vortrug. Man ahnt schon, in welche Richtung das ging: Karmakar beschäftigt sich sehr ausgiebig und auf recht eigentümliche Weise mit der Zeit des Dritten Reiches. Sein 85er Superachtstreifen „Deutschland Privat", der auf liebevolle, sehr unaufdringliche Art und Weise des Führers nachmittägliche Gepflogenheiten, seinen kleinen Freundeskreis, die Mädels und die damals angesagten Ausflugsziele, Vergnügungen und In-Cafés zeigt, rief, wie man sich vorstellen kann, sehr unterschiedliche Reaktionen hervor. Ein Film, unglaublicherweise ohne jede Wertung, nur fiktiv-erzählend, der einfach nur sagt: So mag das gewesen sein (jenseits von Gut und Böse). Ob „Schwarz & Wolf" Chancen hat, verfilmt zu werden, ist mehr als zweifelhaft, denn der Autor, gerade Anfang 20, meint, er müsse weg von Super-8, und es langweile ihn auf die Dauer, wie etwa Anatol Nitschke oder Florian Süßmayr (Werkstattkino) ewig in dieser kleinen Welt steckenzubleiben. Will man das nicht, kostet das natürlich, Talent hin oder her. (Schade.)

Wahr ist natürlich auch – damit ist jetzt bestimmt nicht Karmakar gemeint –, daß diese Nachwuchsgeneration, die nur zu oft in Metaphern schwimmt wie Fliegen in der Suppe, gelegentlich so eine Art „Aufsicht" braucht. So glänzten ältere Semester wie **Carl-Ludwig Reichert** (seit x Jahren nichts mehr geschrieben, dafür als Maulwurf im Bayerischen Rundfunk tätig; Reichert tat ganz erstaunt, daß man ihn geladen hatte) oder **Rainer Langhans** („Kommune I 67–69, Frau und Droge 69–72, auf dem Berg 72–82, seither Rückkehr und offene Augen", so der Katalog) mit Drang zum Zentrum, also zum Bankenraub, zu Raketen und zum Kapital an sich. Deren Sprache, einfach, geradeheraus, fast nackt – Langhans trug frei vor – ließ, mit Charme und Verve formuliert, den unbedingten Willen zum Dialog und zum Streitgespräch mit den Jüngeren erkennen.

Thomas Meinecke ging mit **Berg Lauchstaedt** und **Thomas Palzer** als „Jüngstes Gericht in die Berufung". Die zu Hause fertig erarbeitete und Wort für Wort fixierte und niedergeschriebene Originaldiskussion wurde auf der Bühne im Detail reproduziert, was sich etwa so liest:

»**M:** ... und eben wirklich eventuell 'ne Schlacht auf dem Schlachtfeld abzusegnen...

L: Hm.

M: ... wäre der eigentliche Vollstrecker...

L: ... der Berufene, im wörtlichen Sinne.

M: ...-äh, Gottes.

L: Hm.

P: ... Verbesserer...

M: Ja ja.

L: Aber so wie er sagt...

M: Aber das ist wirklich 'ne neue Auslegung.

L: ... und so wie er sagt, also ihr dürft nicht auf dem Schlachtfeld euch niedermetzeln, äh-äh-äh-weil es...– da stellt er ja seine eigene Tätigkeit in Frage...

M: Da wird er eitel.« Usw.

Meinecke, ein paar Tage später am Telefon: »Da kam ein total verfremdeter Effekt bei 'rüber. Das Ganze war so ein Mittelding zwischen Message und freiwilliger Blamage oder zwischen Tortur und Amüsement. Jeder von uns drei war dazu verdammt, sein ureigenes Gestammel nochmals Wort für Wort vorzutragen. Und das Manuskript hatte 45 Seiten...«

Was hatten wir noch? Eine Frau, genauer, eine Fraufrau. O-Ton **Jutta Winkelmann:** »Ich habe getötet, weil ich nicht Körper sein will. Weil ich fürchtete, als Menschenweibchen im Körper zu ersticken. So schrecklich das ist – so schön ist es auch. Weil ich nur menschlich sein konnte, wenn ich tötete – aus Angst, meiner 'Natur' zu verfallen.« (Aus „All About Eve"). Bei aller Sympathie für aufrecht-zerbrechliche, streitbare Ultrafrauen, so geht es nicht.

Manchmal geriet's ein wenig endlos. **Hartmut Geerkens** linguistische Zirkusnummern, **Franz Doblers** Hörspielakrobatik oder **Matthias Collis,** im wahrsten Sinne des Wortes, Bild–Schirm–Text. Zum Glück füllte erträgliche Musik die Erholungspausen, und zum Glück gebar auch niemand so richtige „BRD-Joghurtliteratur" (statt dessen unerträglich verkünstelte Krümmel-Post - Beat - Sprach - Ex - peri - men - te, stotter, stotter, **Eckard Rhode,** Hamburg). Bemerkenswert noch **Helmut Krauser** mit vollkommen abseitig aus der Reihe fallenden, ja tatsächlich, Gedichten, leider nicht veröffentlicht. War das schon alles?

Fast. Ans Herz gelegt sei noch ein Buch, ihr müßt es kaufen, trotz ab und an auftretender Fischel-Metaphorik und massig Bildern von, über, durch, aus der Welt, doch nie zu platt, da war nichts Bemühtes, keine wunder-baren Bilder, kein mit der Brechstange erzwungener Schönklang, auch kein





Jutta Winkelmann



Rainer Langhans



Lorenz Lorenz



Johannes Muggenthaler

Während des ganzen Winters waren sie unermüdlich unterwegs auf der Suche. SPEX-Autoren erforschten die neue deutsche Literatur, die Post-Rawums-Generation. Ist es auch hierzulande so wie in England, wo laut Julie Burchill, angesehene Verlage alles drucken und zu Literatur veredeln, was von einem Schreiber aus der Pop-Szene kommt? Im südlichen Teil unseres Sprachraums, traditionell literaturfreundlicher, besuchten Andreas Bach (in München) und Lorenz Lorenz (in Wien) zwei exemplarische Veranstaltungen.

häßlich-toller Verströmungsekel. Das tollste, verschnörkeltste Dribbling hilft nichts, wenn man nicht zum Torschuß kommt. Ich empfehle deshalb **Johannes Muggenthalers** „Normal und Sterblich" (Nautilus/Nemo Press, Hamburg). Eine Detektivgeschichte, ungemein spannend, knapp vierzig Minuten Vortrag und keine Minute Langeweile. »Fliegen sind jungfräuliche Tiere, die der Mensch wie Verbrecher behandelt. Sicherlich gibt es im nahen Wald Fliegen, die noch nie einem Menschen begegnet sind. Sie leben allein oder in Gruppen und halten die Welt für gelungen.« Absatz. »Dann kommt der Tag, an dem sie sich schuldig machen... Dann drängt es sie an diesen verbotenen Ort, wo es nach Marmelade riecht. Dort wo Sondermeyer auf der Veranda sitzt, wo der Frühstückstisch ist und dieses große Glas Stachelbeermarmelade. Dort hinein fallen sie und schwimmen verklebend und stumm. ... vielleicht gibt es auch für Sondermeyer ein höheres Marmeladenglas. Ein Reich mit Tarnkäppchen, in dem der Detektiv arglos umherwandelt und sich an Dingen schuldig macht, die er nicht sehen kann? Wer wird ihn warnen, wenn er auf der Suche nach dem Glück verbotene Regionen betritt?«

Sondermeyer, Kaufhausdetektiv, ist nämlich verliebt. Sind wir zwar alle irgendwann mal, aber **wie** er sich verliebt, **wie** er von der Frau spricht, **wie** er sie kennenlernen bzw. erst suchen will und muß und dabei mit seinem Kollegen Bilka und dem Rest des alltäglichen Lebens zurechtkommt, das alles wird beschrieben mit Liebe für die kleinste erzählte Einzelheit und mittels treffsicherer, aufgeweckter und unverkrampfter Dialoge; daneben treibt die Handlung unerbittlich voran. Rührend und fesselnd zugleich ist diese erste Geschichte dieses Doppelbandes (die zweite, nicht vorgetragene, ist etwas schwächer). Muggenthaler, so schüchtern und leicht verlegen er auch vorlas, hat das Zeug zu einem Geschichtenerzähler, vielleicht einmal sogar ersten Ranges. Denn, und das ist ein weiterer Pluspunkt, so wie er schreibt, ist er **kein** zweiter Raymond Chandler oder wessen Plagiator auch immer, sondern Johannes Muggenthaler. Der Mann war sage & schreibe die Entdeckung dieser Münchner Literaturtage. ●

NÄCHTE DER LANGEN SÄTZE, Wien, Winter

Lorenz Lorenz

„Wild, zahm und herrlich" tönte das Motto von Walter Vogels Autorenprojekt Ende Januar in die Wiener Nacht hinaus und lockte fünfzehn Schriftsteller zum Vorlesetisch inmitten eines hölzernen Klappstuhlkreises. Dort lasen sie dann aus ihren Büchern vor, und ganz besonders geheimnisvoll klang es mit dem Prädikat „noch unveröffentlicht". Etwas mehr an Entertainment, an Getränken, an Zwischenmusik wäre den wilden Dichtungen ganz gut bekommen, so saß man wie in der Schulaula, bereit, bei der Frage »Hat noch jemand Fragen an den Autor?« blitzschnell vor dem lastenden Schweigen nach den Referaten zu verschwinden, in irgendein Beisl' (Gasthaus), wo sich dann die Dichtergrüppchen bildeten, einzeln und verstreut, nur vom rührigen Hinundhergerenne **Walter Vogls** verbunden. Auch unter Literaten läuft die Auseinandersetzung ohne Worte ab, die dem einsam an der Theke stehenden **Walter Hofer,** ein Wiener Literaturkritiker, ganz gut getan hätten.

Jener referierte über das große und wichtige Thema, was Kritik eigentlich soll. Hofer hangelte sich von Zitat zu Zitat, es hagelte Adorno, Barthes, Benn, Benjamin, Fontane, Wollschläger usw., auf diese Weise schlängelte Hofer sich von einer wortgewaltigen Suada Wollschlägers gegen den beschränkten Horizont der Literaturkritiker im Stile seines, Wollschlägers, Super-Ego Arno Schmidt, („,–"'/„Beatdepples") über den Umweg eines Karl-Kraus- (oder Tucholsky-?) Wortes vom „Liebevollen Heranzüchten eines würdigen Opfers seiner Polemik" zu dem Ausspruch irgendeines russischen oder baltischen Adligen von Fontane, der irgendwo sagt: »Prinzipien: – heißen Kopf ab!«

Zsuzsanna Gahse wurde im schönen Budapest geboren, und das Beste an ihr ist das rollende 'r', mit dem sie Rainald Goetz bedachte, als sie, irgendein Zitat von oder über jenen von Hofer aufnehmend, die Anekdote erzählte, wie sie einmal, damals, in Klagenfurt nach jenem habe lesen müssen und keiner ihr zugehört hätte. Jetzt wußte das Publikum, die Frau ist bedeutend, wie sie so da sitzt, ganz Literatin im schwarzen weiten Rock mit unauffälligen Wildlederstiefeln darunter, die schwarze Strickjacke mit verschränkten Armen über der mitternachtsblauen Bluse zurechtzupfend; das Gesicht der Literatur. Sie las „Monologteile eines Dialogs" und aus „Berganza", Literatur, auf die man sich nicht konzentrieren kann, es schwappt so feuilletonistisch dahin, germanistischgescheite Muzak zum Wegdämmern »... der letzte Satz war von Hofmannsthal, das hat ja etwas mit Wien zu tun...« Erkennen Sie die Melodie, und keiner fragt „warum?".

Bodo Morshäuser rennt dem modernen Leben hinterher wie das Theater der Authentizität. Einsame, wortkarge Desperados mit knallharten Namen wie Taco, Chico oder „ich" stehen mit einem Longdrink an der Bar, ein paar zynische Sätze zwischen den Lippen wie eine erkaltete Gauloise. Die Welt dreht sich um den unverstandenen Helden wie ein Brummkreisel, Caracas, schmutzige Scheine in der Hand, einen Cowboy in der Haut, eine Mischung aus New-Wave-Chandler und „Trotzköpfchen", Morshäuser bleibt immer ernst und gediegen, niemals ein überbrodelndes „Ich will ja nur, daß ihr mich liebt", kein archaischmännliches großes Trotzdem-Gefühl echter Cowboys. **Bernd Cailloux** war dann endlich ein Treffer: amüsante Geschichten aus dem Alltag, der spöttische Überblick auf die niedrigen Dummheiten des Daseins. Endlich mal einer, dessen innere Monologe ohne rhetorische Fragen angenehm ins Hirn fließen, Geschichten, die von einem Punkt zu einem Ende führen, ein Ende halb in der Luft, halb vom wissenden Lächeln einer seltsamen Pointe umspielt. Seine Sujets–Baumhaus, Behindertentelefonzelle und Haschischgeißelte er liebevoll, kitzelte sie mit dem Florett, ohne mit dem dumpfen Anti-Hippie-Hammer zuzuschlagen.

Der letzte Abend, der große Abend, begann mit **Cora Stephan** – sie pflegte die Unsitte, aus ihrem letzten Buch das letzte Kapitel vorzulesen („Ganz entspannt im Supermarkt") – und **Micky Remann,** er gehört zu der angenehmen Sorte Mensch, die ein wenig daneben sind – wie kann man ein Buch „Globaltrottel" nennen, wie kann man sich für singende Wale engagieren –, aber Micky Remann bleibt trotzdem ein genauer und witziger Beobachter, der manchmal wirklich grandios ist.

Hubert Winkels erzählte seine Mod-Geschichte einer Kneipenprügelei teilweise in griechischen Jamben, er holperte und stolperte über den Rhythmus so schwieriger Worte wie „Bier", „Freundin" und „Die Faust im Magen". Er kam nicht so gut an. **Olaf Dante Marx,** vielleicht der Netteste der ganzen Lesung, las aus seinem Beitrag in „Schocker" – »Ich habe das gestern extra wiedergelesen, es war richtig unangenehm, diese alten Sachen« – aber er trug auch einen Rough Mix über Alice Schwarzer vor. **Diedrich Diederichsen** hatte eine junge Frau mitgebracht, **Jutta Koether,** sie lasen abwechselnd einen gemeinsam verfaßten Text vor: eine Frauengeschichte aus der Sicht einer schrecklichen Frau („Große Brüste, rosa Strickjacke, Schweinegesicht"). Die besten Texte las Diederichsen, fremde Texte von Gertrude Stein, von einem Südamerikaner, und weil es „witzig" ist, von irgendeinem Sittenwächter der 50er Jahre. Der gemeinsam verfaßte Text war gut – nur die fremden Texte (bis auf den witzigen) waren besser, expressionistische Wortgetümmel schlugen den Rest tot.

Und weil wir jetzt zum Ende kommen, können wir gleich am letzten Beispiel einen Trend der modernen Literatur ausmachen. Man hat sich allgemein von der amerikanischen Undergroundliteratur emanzipiert – Morshäuser weniger –, und es taucht das Phänomen der langen Sätze auf, Sätze über drei Zeilen, das Verb zwischen zwei Kommas oder ganz am Ende, Relativsätze wimmeln nur so. Es klingt so, als ob das Feuilleton der 50er Jahre wieder auftaucht, diesmal natürlich als Zitat, als Stilmittel, so als ob die Neue Züricher Zeitung, die immer noch so schreibt, plötzlich im Konjunktiv oder in der indirekten Rede auftaucht. Und man, also die Dichter, lieben das Essay – Gedichte sind verpönt –, Handlungen sind selten und, wenn man böse sein will, kann man das Ganze als ironische Sprachnabelschau abtun. Ich wünsche mir manchmal mehr Entertainment, in den Texten und vor allem in der Präsentation! ●



Walken/Penn

Das äußerst frische Grünzeug

Warum ein Film, ein Regisseur und ein Hauptdarsteller drei völlig verschiedene Sorten Gemüse sind, erklärt Heike Melba Fendel anhand des heißen US-Debüt-Films „At Close Range".

EINE AMERIKANISCHE Kleinstadt im Spätsommer 1978; Sean Penn stapft als Brad Whitewood jun. o-beinig durch sein ereignisloses Leben. Zu Hause sitzen die hysterische Mutter und die degenerierte Oma vor dem Fernseher. Er weiß nicht, wohin mit sich und seinen Muskelpaketen. Also trinkt er Dosenbier, bekifft sich von früh bis spät und blickt den Kinogänger vorwurfsvoll schmollend an.

Vor wogenden Kornfeldern küßt er sein Mädchen, eine Highschoolschönheit in weißen Shorts, bis sie von den schrillen Rufen der besorgten Mutter unterbrochen werden.

Plötzlich steht nach jahrelanger Abwesenheit sein Vater vor dem Kühlschrank der Einbauküche. Blasiert und lackaffig grinst Whitewood senior (Christopher Walken) seinen Sohn an.

Geschmeichelt von der hemmungslosen Bewunderung schleust Walken seinen Sprößling nach und nach in die verbrecherischen Umtriebe seiner Bande von Hehlern und Einbrechern ein; unterweist ihn gönnerhaft in seiner Lehre vom Leben in der Gewissenlosigkeit.

Whitewood sen. kennt keine Gefühle, nur Eitelkeiten. Das ist klar vom ersten bis zum letzten Blick aus seinem regungslosen Gesicht. Währenddessen gerät sein Sohn von einem Gewissenskonflikt in den nächsten. Weil er im Herzen gut ist und im Kopf einfach. Er liebt sein Mädchen und seinen Vater und die Gerechtigkeit. Und das paßt nicht zusammen.

Als er Zeuge eines Mordes wird, den sein Vater veranlaßte, wendet er sich leidend von ihm ab und gründet mit seinen Hängerfreunden eine eigene Gang, die gleich beim ersten Coup geschnappt und hinter Gitter gebracht wird. Die Polizei hält ihn fest, um Informationen über seinen Vater zu erpressen. Er leidet weiter, bleibt integer und schweigt, bis Whitewood sen., mit der **ihm** eigenen Integrität, seine Freundin vergewaltigt. Da packt er aus.

Und sein Vater packt zu. Mann für Mann werden die freigelassenen Mitglieder von Brads Gang hingerichtet. Ob schuldig oder blutsverwandt: Verletzte Eitelkeit kennt kein Pardon.

Auch Penn ist nach seiner Entlassung fällig, aber er überlebt das Todeskommando, wie sonst nur Stallone und Schwarzenegger überleben. Es kommt zu einem inzestuösen Showdown. Penn, immer noch nicht verdorben, zittert vor Leid bis in die letzte Muskelfaser, Walken, immer noch im Recht, in seinem Recht, bleibt unbewegt.

Der Regisseur James Foley (33) hat seinen ersten großen Spielfilm nach einer wahren Geschichte inszeniert. Die Vorfälle hatten damals, 78, schon seine Aufmerksamkeit erregt, und auch seinem langjährigen Freund und Wunschdarsteller Sean Penn sagte der Stoff zu. Penns Bruder Christopher spielt auch im Film seinen Bruder, und seine Ehefrau Madonna schrieb und singt den Abschlußsong „Live To Tell". Auf der Berlinale hatte „At Close Range" Weltpremiere, und der ehemalige Psychologiestudent und Hal-Ashby-Schützling Foley lief nervös und aufgeregt herum und sammelte die Meinungen zu seinem Film ein.

Christopher Walken („Deer Hunter", „Heavens Gate", „A View To A Kill"), die Ruhe selbst, stand lächelnd neben ihm und steckte Lobhudeleien und Blitzlichthagel nonchalant weg.

SPEX: Gibt es bei Ihnen ein ausgeprägtes Interesse an den 70ern?

Foley: Nein. Ich glaube nicht, daß die siebziger Jahre eine besonders bedeutende Periode waren, um ehrlich zu sein. Natürlich habe ich in den 70ern begonnen Filme zu machen und bin von dem American new way cinema, damit meine ich Scorsese, dem frühen Brian de Palma und Polanski beeinflußt worden. Da ist sicher eine Verbindung.

S: Kevin Reynolds, der auch in Ihrem Alter ist, hat mit „Fandango" einen Film gemacht, der auch in den siebziger Jahren spielt und im Stil Ähnlichkeiten zu Ihrem Film aufweist.

F: Das ist lustig, ich kenne den Film nicht, aber wir waren zusammen in der Filmabteilung der University of California. Das bleibt wohl doch nicht ohne Wirkung.

S: „At Close Range" hat keine eindeutige moralische Struktur, es werden keine Identifikationsmuster erstellt. Die Morde zum Beispiel werden durch die Kamera einfach beschrieben, sie sind beiläufig und sehr schön.

F: Ich glaube, der Tötungsvorgang ist ja nicht das entscheidende, sondern die Dynamik der Gefühle vor- und nachher. Und natürlich liegt in dem Bösen, dem Dunklen eine Schönheit. Es ist eine Schönheit, die ich an Edward Munch so schätze. Er kann Angst und Schmerz extrem schön gestalten. Munch hat dieses Gespür für das Dunkle.

S: Die beiden Hauptfiguren Penn und Walken haben völlig verschiedene darstellerische Ansätze. Walken deutet an, wo Penn mit Leib und Seele in den Charakter springt.

F: Es war sehr interessant, damit zu arbeiten, obwohl vor allem die beiden selber ihre unterschiedlichen Vorgehensweisen einander angepaßt haben. Sie schätzen sich gegenseitig sehr. Die Spannung zwischen den Schauspiel-Stilen war dann auch sehr effektiv, um die Spannung zwischen den Charakteren im Film zu unterstreichen.

S: Neben der eigentlichen Vater/Sohn-Geschichte gibt es eine Fülle nicht handlungsbezogener Ideen, z. B. einen Dieb, der trotz Anrücken der Polizei unbedingt eine Pappmachéfrau aus den Auslagen eines Autogeschäfts stehlen muß und sich und seinen Freunden so die Flucht vereitelt.



Foto: Mechthild Holter

James Foley

Oft entsteht der Eindruck, daß es sich um Szenen handelt, die Sie immer schon einmal umsetzen wollten, die so typisch für Erstlingsfilme sind.

F: Klar. Filme sind einfach so wichtig und so teuer heute. Das macht jeden Film zu einer großen Sache. Und durch jeden Film wird der Regisseur definiert. Als Künstler könnte ich dauernd und zahllose Filme machen, als Teil einer Produktionsmaschinerie aber eben nicht. Wahrscheinlich werde ich in Zukunft feststellen, welche Handschrift sich aus dieser Sammlung von Dingen entwickeln wird. Und dann werden die Leute sagen „Foley macht solche oder solche Filme". Aber zur Zeit, was weiß ich?

S: In den meisten neueren Filmen werden **Figuren** als Ideologieträger inszeniert. Sie beziehen sich auf ganz spezielle **Biographien.**

F: Ganz wichtig. Es ist falsch. Nur das Muster und nicht die Person benutzen, für Ideologie oder Philosophie.

S: Was ist Ihre Philosophie?

F: Sean Penns Rolle ist schon heroisch in der Art, wie er sich entwickelt. Und er steht für die Haltung „Menschen sollen keine Menschen töten".

S: Ja nun, aber das würde ja jeder unterschreiben.

F: Wenn Penn seinen Vater am Ende erschießen würde, hätte mich die Story nicht interessiert. Er war gezwungen, einen Sinn für richtig und falsch zu entwickeln. Und dabei ist etwas Lebensbejahendes herausgekommen. Also gibt es Recht und Unrecht, und Walken hat unrecht. Das meine ich nicht im Rahmen eines amerikanischen Rechtsdenkens, sondern im Rahmen eines universellen Schemas.



Foto: Mechthild Holter

KURZ UND BÜNDIG – das typische Schauspielerinterview:

SPEX: Was erwarten Sie von einem Regisseur?

Walken: Er muß jemand sein, der mich mein Bestes geben läßt.

S: Was ist das, Schauspielern?

W: Niemand weiß, was das ist. Man weiß es immer nachher.

S: Sean Penn und Sie, da prallen völlig verschiedene Schauspieltechniken aufeinander.

W: Oh ja? That's news to me. Also, man spielt, wie man spielt.

S: Ja, aber zwischen Ihrer Darstellung und der von Penn ergibt sich doch ein dritter Faktor.

W: Ja, der Regisseur ist der dritte Faktor. Oder jemand anderes. Aber klar, Faktoren, immer und überall sind Faktoren.

S: Bedeutet Ihnen dieser Film etwas?

W: Ja, dieser Film, das waren acht Wochen letzten Sommer.

S: Welcher war Ihr unangenehmster Film?

W: Je länger die Dreharbeiten, desto unangenehmer der Film. Grundsätzlich. „Heavens Gate" hat acht Monate gedauert, also ist das mein unangenehmster Film.

S: Wenn Sie Theater spielen, dann geht das doch auch über längere Zeit?

W: Im Theater komme ich um acht und gehe um elf.

S: Ist Ihnen das lieber?

W: Mir ist gar nichts lieber, es sind einfach zwei verschiedene Arten von Gemüse.

S: Wie unterscheidet sich Foley von Ihren anderen Regisseuren?

W: Jeder unterscheidet sich von jedem. Im Leben ist nie jemand wie ein anderer.

S: Gibt es eine Art von Schauspiel-Regie, die Sie bevorzugen?

W: Das Beste... das Beste... Wie war die Frage?

S: Brauchen Sie eine starke Regie?

W: Wenn jemand genau weiß, was er will, hat er wahrscheinlich unrecht. Denn wenn sich Abläufe vollziehen, erklären sich die Dinge von alleine.

S: Gilt das für „At Close Range"?

W: Da war es genauso, ich habe gemerkt, wer Brad Whitewood war, als ich ihn gespielt habe.

S: Tragen Sie von allen Figuren, die Sie gespielt haben, etwas mit sich herum, ist da etwas hängengeblieben?

W: Klar, wäre ich sonst so, wie ich bin?

S: Also vermeiden Sie Typecasting, um ihre Persönlichkeit breiter zu fächern?

W: Ich würde es gerne vermeiden, aber ich würde auch gerne arbeiten.

S: Haben Sie den Film gesehen? Ja? Eine sehr schmutzige Geschichte, nicht wahr?

S: Sie zerstört alle Hoffnungen.

W: Ich habe keine Hoffnung, Sie? Wer hat die schon, ich nicht.

S: Wie alt sind sie?

W: 42.

Heike-Melba Fendel (Interview gemeinsam mit Reinhard Jud)



Foto: Petra Gall

Caravaggio: Regisseur Derek Jarman (mitte), Tilda Swinton, Nigel Terry.

Übersehenes von der Berlinale

Während sich alle Welt noch über die cineastische und die politische Kompetenz der Gina Lollobrigida streitet, erzählt Manfred Hermes von den wirklich wichtigen Entwicklungen der letzten Berlinale

AUCH OHNE DEN PROTEST von Gina Lollobrigida hätten wir uns denken können, daß es sich bei *„Stammheim"* von Reinhard Hauff nicht um einen Film handeln kann, der einen goldenen Bären gewonnen haben sollte. Die arme Gina Lollobrigida konnte natürlich nicht wissen, warum sie einen Film, der so ablehnenswert ist, abgelehnt hat. Seine biedere staatskritische Haltung, seine kalkulierte Brisanz, die falschen und klumpigen Darstellungsmittel, derer er sich bedient, haben sie sicher nicht gestört, ließen ihn aber anderen als ein heißes Eisen und einen wichtigen Film erscheinen.

Ich hätte, wenn ich ein Jurymitglied gewesen wäre, dem *„Rosenkönig"* von Werner Schroeter den ersten Preis gegeben. Der lief zwar nicht im Wettbewerb, sondern im Forum, aber da zeigen sie ja, wenn, die guten Filme. Neben der Hartgesottenheit von „Stammheim" wirkt „Der Rosenkönig" ganz zart und ephemer. Er wurde gedreht, weil Werner Schroeter wußte, daß seine Lieblingsschauspielerin bald den Krebstod sterben würde. Magdalena Montezuma spielt hier also ihre letzte Rolle. Ihr einst rundes und breites Gesicht hat sich in ein spitzes und abgezehrtes verwandelt, und man schaut es sich an und denkt: »Ach.

Jetzt lebt sie schon nicht mehr.« Aber das ist nicht, wie bei Wim Wenders damals, als er den Film über Nicolas Ray gemacht hatte, Anlaß für das ununterbrochene Gefühl von Peinlichkeit und Verstoß. Magdalena Montezumas Tod ist ein Thema, aber es ist nicht das einzige, und das ist der Unterschied. Sie schmiert sich schwarze Farbe ins Gesicht, sie befaßt mit der einen Hand langsam die andere, sie berührt mit ihren Händen Rosenblüten, sie hockt vor Caravaggio- und de-la-Tour-Bildern, schaut sie sich an und sagt: »Bei Georges de-la-Tour sind die Dinge wie in die Dunkelheit eingemauert«, und schmiert diese Bilder mit schwarzer Farbe zu.

Wie in den frühen Schroeter-Filmen richtet sie häufig ihre klaren großen Augen nach oben zum Himmel. Diese Augen sieht man oft, denn sie sind ja das, was der Tod am schnellsten angreifen wird. Eine Rose blüht, groß vor einem düsteren Hintergrund, im Zeitraffer auf und verblüht. Die Rose ist natürlich Magdalena Montezuma. Aber Magdalena Montezuma ist nicht nur die Sterbende, sondern auch die Mutter des Rosenkönigs, der, als Rosenzüchter, nach der idealen Rose strebt. Sie rechnet und rechnet und wäre auch mit weniger zufrieden. Aber der Sohn will das Ideal der Schönheit und entfernt sich von der Mutter, weil sie ihn nicht versteht. »Man suche sich wilde Rosen, und eine wird dabei sein, die geeignet ist, veredelt zu werden«, sagt der Rosenkönig und denkt dabei auch an den schönen Dieb, den er erwischt hat und nun in einer Scheune mit großen farbigen Fenstern gefangenhält. Der Rosenkönig liebt den Jungen und tötet ihn. In seine aufgeschlitzte Haut bettet er Rosen ein und trägt das Opfer in den Garten. Man kann das natürlich so sehen: Die ideale Rose ist in den offenen Adern junger Männer besonders gut zu ziehen. Aber es gibt keinen Grund, über den Symbolismus von Werner Schroeter zu lachen. Blutstropfen, Rosenblüten, Rosenblüten, aus denen Blutstropfen tropfen, Feuer, ein Junge liegt nackt im Meer, schwarze Farbe im Gesicht von Magdalena Montezuma sagen ja nichts anderes, als daß sie bis zum Exzeß eingesetzte Symbole sind. Das, was einmal der Ausfluß von Exaltation war, entwickelt nun einen irisierenden Schimmer, eine immense Dichte, eine Traurigkeit, die bis zum Unerträglichen gesteigert ist, und schlägt einen in einen absolut erstaunlichen Bann.

Das kann man von den anderen Schwulenfilmen, die in Berlin nämlich liefen (Schwulenfilme und Nazivergangenheitsfilme waren seltsamerweise ziemlich massiert dieses Jahr), nicht gerade sagen. Bei *„Caravaggio"* von Derek Jarman z. B. sieht die Sache ganz anders aus. In Derek Jarman haben gewisse Ablehnungen seiner Filme durch das britische Fernsehen (Pornographieverdacht!) den Eindruck hinterlassen, zur filmenden Avantgarde seines Landes zu zählen. Aber er ist immer nur ein idealistischer Kunstephebe gewesen, der völlig distanzlos sein kitschiges Schwulendenken, wenn überhaupt, mit Mode saniert hat („Jubilee"). Wenn man in seinem Buch „Dancing Ledge" blättert, dann erfährt man von seiner Liebe zur Antike, sieht ihn vor dem Parthenon stehen, sieht ihn im Frauenkleid, liest von Bohème und wieder Bohème und Kings Road und kein Geld und Fickkeller usw.

So ausgefallen, wie Derek Jarman in den 60er Jahren anscheinend war,



Magdalena Montezuma in Werner Schroeters „Rosenkönig".

kann er, daß weiß er, heute nicht mehr sein. Camp wird seriös und findet seine Heimat in dem, was man heute so Postmoderne nennt. Denn da kann man ja auch alles machen. Jetzt müssen also Filme in historischen Kleidern und erdigen Dekorationen gedreht und darin moderne Geräte und Geräusche verwendet werden. Das ist manieristisch. Michelangelo Caravaggio, der Maler, ist wirklich das vollkommene Vehikel für Derek Jarmans Ambitionen. Caravaggio lebte im späten 16. Jahrhundert, also bietet sich die Darstellung von historischem Prunk an. Caravaggio war ein Maler: 1) Man kann den Künstler bei der Arbeit zeigen, 2) man kann Dinge sagen lassen, die die Kunst betreffen, 3) man kann die Bildgestaltung des Films der seiner Bilder anpassen und z. B. das berühmte sog. Helldunkel verwenden. Caravaggio war homosexuell: Man kann die Männerliebe zeigen. Caravaggio war ein Rüpel und Schläger und liebte seinerseits die Rüpel und Schläger. Caravaggio war als Maler sehr berühmt und arbeitete für den Papst: Man kann Gesellschaft zeigen.

Die Schwulen-Mythologie handelt scheinbar immer von den verruchten Jungen und Männern. Caravaggio besitzt als Kind ein Messer und benutzt es wohl auch. Bei Mishima waren es die Felder und das Schwert, bei Caravaggio sind es Messer und Pinsel. Das sind die Pole, zwischen denen sich der Homosexuelle, wenn er ein Schöngeist ist, die Welt stilisiert. Das Hohe und das Niedere und das alles zusammen ergeben den Künstler, Caravaggio und also ja auch Derek Jarman.

Aber ein nackter, runder Männerarsch, im besagten Helldunkel auf Caravaggio wartend, sagt die Botschaft und macht jede andere Idee im Film zu einer Quantité négligable: 1) Wenn du ein bekannter Künstler bist, dann kriegst du alles in dein Bett, was du dadrin haben willst, und sei es noch so heterosexuell. 2) Wenn du ein bekannter Künstler bist, dann pflegst du Kontakt zu den allerhöchsten (Papst) und aber auch zu den allerniedrigsten Kreisen (Boxer/Prostituierte). Die einen bieten dir eine hohe Kultivierungsstufe, die anderen ihre sexuelle Ausstrahlungskraft.

Wenn man ein bekannter Künstler ist, dann hat man auch immer eine Anzahl Jünger um sich herum. Die halbe St. Martins School of Art muß Derek Jarman hinterhergereist sein, denn ein einheitlicher Menschenschlag, der sich von allen anderen durch fremdartige Garderoben (dicke Hüte, dicke Schuhe, Perücken, Ponys, enge Hosen) unterschied, umgab ihn. So gesehen hat das Filmen für Derek Jarman natürlich einen Sinn. Im übrigen hat er den silbernen Bären bekommen. Mit „Stammheim" wurde das politisch Brisante und mit „Caravaggio" das kulturell Schöne geehrt, kann man also sagen.

II

Wenn man sich, etwa von Klaus Wyborny oder Hans Scheugl, deren neue experimentelle Filme ansieht, dann bleibt der Eindruck traurig und stumpf. Experimentelle Filmer fristen ein Hobbydasein wie etwa die Lyriker oder die Komponisten von Neuer Musik. So gut ihre Filme ja sein mögen, die Mode versagt ihnen den Strahlenglanz, mit dem sie die Dinge umgeben kann, wenn sie will. Der experimentelle Film ist ganz in die Videoproduktion geflossen und hat sich auf dem Weg dahin von seinem konzeptuellen Ballast befreit. Videos müssen gar nicht sehr viel anders aussehen als entsprechende Filme, und trotzdem wirken sie ganz anders durch das technologisch Neuere, das die Videotechnik bedeutet. Dazu kommen die eigentümlichen Möglichkeiten der Elektronik, die inzwischen zu einer vielgestaltigen, wenn auch meistens ziemlich öden Visualität geführt haben. Oft sind, aus kunsthandwerklicher Sicht, einzelne Bilderfolgen sehr eindrucksvoll. Aber im allgemeinen haben Videos das Problem, ihre zeitliche Ausdehnung zu begründen. Wir wissen, im Kino halten uns selbst noch Rudimente von Erzählung bei der Stange. Aber Videos blubbern, mal anspruchsvoll, mal nicht, einfach so und immer weiter und weiter vor sich hin. Es bleibt uns also nur ein fassungsloses: »Nein, was man nicht alles machen kann«, von dem aber jede „Formel 1"-Sendung einen ebenso guten Eindruck geben kann. Die Blue-Box-Technik schweißt Bilder, die sich in Wirklichkeit niemals getroffen haben, zu einem zusammen, die Computer-Technik macht die Farben verfügbar und hat die syntaktischen Möglichkeiten erweitert: nun können sich Bilder lösen und in den Hintergrund eines nächsten Bildes flattern. Bilder können gespreizt und zusammengepreßt werden, und die Erschaffung vollkommen imaginärer Räume ist möglich.

Da man heute, wenn man will, allein im Studio an Knöpfen drehend, einen Videofilm zusammenbauen kann und, wenn man einen Videorekorder hat, nicht mal eine Kamera in die Hand zu nehmen braucht, kann es gut sein, daß ein guter Teil des Verwichsten und irgendwie Muffigen mancher Videos mit zuviel Zurückgezogenheit zusammenhängt. Nur Nam June Paik weiß und hat es schon immer gewußt, daß er dem Publikum etwas schuldig ist und daß das, was man macht, flashy, bunt und interessant aussehen sollte. Oder wenn man das Video „Rock my Religion" von Dan Graham sieht, dann ist es ganz klar, daß die meisten Kunstvideos, ob sie von Marcel Odenbach, Klaus vom Bruch oder Nan Hoover sind, von den anderen ganz zu schweigen, denen unterlegen sind, die ein Thema haben und Aussagen machen.

Auch Hans-Jürgen Syberberg, den ich immer für einen der bedeutendsten deutschen Filmer gehalten habe, hatte einmal spät in der Nacht ein Video gezeigt. Aber ich würde nicht viele Gründe gefunden haben, mir seinen neuen dreistündigen Film mit dem abschreckenden Titel „Edith Clever liest Joyce" anzusehen, hätte ich den „Ulysses" jemals gelesen. Aber dann stellte sich dieser Film als die absolute, letztgültige Literaturverfilmung überhaupt heraus. Edith Clever, ihr ostpreußisches Gesicht hin und herwendend, hatte den ganzen sog. Monolog der Molly Bloom vorzulesen, der ja im Buch durch kein Satzzeichen unterteilt ist und deshalb auch als der längste Satz der Literaturgeschichte bezeichnet wird. Sie las also:

... er sagt eine Seele du hast gar keine Seele in dir drinnen bloß graue Zellen weil er nämlich überhaupt keine Ahnung hat wie das ist wenn man eine hat ja wie ich die Lampe angezündet hab ja weil er doch glatt seine 3 oder 4mal gekommen sein muß mit diesem gräßlich großen roten Vieh von einem Ding was er hat ich dachte doch glatt ihm platzt die Ader oder wie zum Teufel sie das nennen obwohl seine Nase an sich gar nicht so groß ist nachdem daß ich meine ganzen Sachen ausgezogen hatte bei runtergelassenen Jalousien und das nach dem stundenlangen Anziehn und Parfümieren und Kämmen also wie aus Eisen oder wie eine dicke Brechstange stand ihm die ganze Zeit er muß Austern gegessen haben glaub ich ein paar Dutzend er war ganz groß bei Stimme nein so einen hab ich mein Lebtag noch nicht gefühlt einen von dem Format daß man das Gefühl hatte er füllt einen total aus er muß ein ganzes Schaf verschlungen haben hinterher also was das wieder für ein Einfall war uns so zu erschaffen mit einem großen Loch in der Mitte wie die Zuchthengste rammen sies einem rein weil das ist ja überhaupt alles was sie von einem wollen und dazu diesen entschlossenen bösen Blick in seinem Auge ich mußte die Augen halb zumachen trotzdem so fürchterlich viel Saft hat er auch wieder nicht auf der Pfanne wie ich ihn zurückziehn ließ und auf mir zuende machen wenn man bedenkt wie groß das Ding ist aber um so besser falls irgendwas davon nicht richtig rausgewaschen war das letztemal wie ich ihn in mir zuende machen ließ überhaupt eine ... Undsoweiter. •

Der politische Fernsehapparat

Warum tanzen alle Neger?

Keine Frage, daß der Ordnungsfaktor Nr. 1 unserer Gesellschaft, das Fernsehen, die Welt ordnet. Aber wie ordnet es? Ganz einfach: Es gibt Erste, Zweite und Dritte Welt. Mit den Bildern wird das dann bewiesen.

Männer in Anzügen machen Politik, nehmen Paraden ab, essen unter goldenen Lüstern mit Staatsgästen, fahren Mercedes, debattieren: die Erste Welt, der Westen.

Die totale Ordnung, Menschen in Reih und Glied, Symmetrie, Menschenverlassenheit, Weite, rote Nasen, supereinfache Ästhetik: die Zweite Welt, der Osten.

Brände, Staub, Weinen, Heulen, Chaos, Anarchie und Gewalt, Menschenmassen: die Dritte Welt, das Pulverfaß.

Nehmen wir die sehr ausführliche Tagesschau von gestern. Sie beginnt mit der Ersten Welt, mit hufeisenförmigen Konferenztischen, vielen Männern in Anzügen und – dem Kanzler. Seine verrückte Art durchbricht naturgemäß kurzzeitig die Dramaturgie. Übergewichtig, mit Kummerspeck, kleinen Augen (die dennoch ständig blinkern) schiebt er sich in die Runde, dabei sinnlos mit sich selbst plappernd. Beide Backen sind aufgeschwollen wie nach schweren Zahnoperationen, und das feiste Doppelkinn überschwemmt Kragen und Schlipsknoten: So gefressen hat er noch nie. Da steckt was dahinter. Wird er gerade abgesägt?

Dann der Konferenztisch von denen anderen, Aktenordner, Opposition, the Queen of Table Waters, Rau.

War Kohl schon häßlich, so übertrifft ihn Rau auch hier. Bis vor einem Jahr hatte sich niemand vorstellen können, jemand könne häßlicher sein, aber nun: Beim siegeszuversichtlichen „Lächeln" preßt Rau die engen Augenschlitze zusammen, reckt das brutale Kinn vor, läßt den winzigen Gesichtskreis (Schlitze, Nase, lippenloser Mund) handtellerklein werden. Die Zähne sehen aus wie ein Boxer-Mundschutz, die platte Nase hat wohl schon viel Prügel abbekommen. Je häßlicher ein Politiker, desto beliebter ist er. Da kann Kohl jetzt noch so viel fressen – Rau ist der neue Kanzler. Nachdem noch ein paar FDP-ler staatsbewußt durchs Bild gelaufen sind (mitsamt Generalsekretär Haußmann in seinem stets faltenwerfenden, ranzigen Junggesellenjackett), geht es hinüber zur Zweiten Welt.



Beim siegeszuversichtlichen „Lächeln" preßt Rau die engen Augenschlitze zusammen, reckt das brutale Kinn vor, läßt den winzigen Gesichtskreis (Schlitze, Nase, lippenloser Mund) handtellerklein werden. Die Zähne sehen aus wie ein Boxer-Mundschutz, die platte Nase hat wohl schon viel Prügel abbekommen. Je häßlicher ein Politiker, desto beliebter ist er.

Gleichmäßiges, taktgenaues Klatschen von fünfzigtausend uniformierten Kadern in der gigantischen Halle des Volkes: Gorbatschow spricht. Eine turmhohe Leninfigur, raumfüllend von unten angestrahlt, vor einer geschwungenen roten Fahne von der Größe eines Fußballfeldes: Gorbatschow spricht. Riesige Emporen und Elogen, rotgoldverzierte Brüstungen, ein lichtdurchflutetes Dach, so hell und riesig wie der Himmel selbst: Gorbatschow spricht, und zwar von morgens bis abends. Aber was? Da genügt ein Ausschnitt: wieder der Satz, wo er gegen Faulheit, Schlamperei, Pfusch am Bau, Unpünktlichkeit, Schlafmützigkeit, Muckertum, Pennerwirtschaft und mangelnde Einsatzfreude wettert, wie jedes Jahr, wie alle seine Vorgänger. Diszipliniertes Taktklatschen der sauber aufgereihten Kader: alles unter Kontrolle.

Doch nun, als Bonbon für den so lange ausharrenden Zuschauer, kommt die ECHTE Show, kommen die Clips aus der Dritten Welt, in denen die Post abgeht, wow! Zerplatzte Fensterscheiben, Molotowcocktails, in Brand gesetzte Ochsenkarren, in Ekstase tanzende Neger! Da ist was los! In Ägypten werden meuternde Bereitschaftspolizisten wie Hasen abgeknallt. Der Irak weiht einen weiteren Blutbrunnen ein. In Caracas/Venezuela brennt ein Spitzenhotel bis auf die Grundmauern nieder. Im Libanon explodieren ganze Straßenzüge mittels ferngezündeter Autobomben. In den Homelands (Südafrika) wird der 700. Schwarze binnen Jahresfrist erschlagen. Die Neger tanzen, tanzen, tanzen. Man sieht, wie sie in Bussen zur Beerdigung fahren, wie sie im Bus während der Fahrt tanzen, dann tanzend aussteigen und weitertanzen. Wer ganz genau auf seinen Fernseher schaut, kriegt auch raus, warum: Sie tanzen gegen die Angst, weil die weißen Polizisten andauernd in die Luft ballern.

Dritte Welt – immer wieder gut. Kommt einfach spitzenmäßig, hebt die Einschaltquote. Massenleichen im Iran, unversorgte Erdbebenopfer in Südamerika, Zusammenbruch der Erdölförderung im Pleite-Pulverfaß Mexiko, Menschen mit umgehängten schweren Patronengurten, Sandsäcke, Strohhüte, frichgeschlachtete Tiere, leckgeschlagene Tanker, abstürzende Einsatzhubschrauber und wehklagende Mütter: alles gut. Kann man endlos zeigen.

Nur hatte die gestrige Tagesschau einen dramaturgischen Fehler. Dieser Ministerpräsident aus Schweden (Erste Welt!) war erschossen worden. Erschossen! Nicht totdebattiert. Was also tun? Nun war fast zeitgleich ein Bürgermeister im Westjordanland (Dritte Welt) erschossen worden. Das gab den Fernsehleuten die Chance, im direkten Vergleich der beiden Attentate zu zeigen, wo die Unterschiede zwischen Erster und Dritter Welt liegen. Erst der Schwede: Die Polizei weiß von nichts. Die Menschen sagen ruhig, sie hätten nicht gedacht, daß so etwas geschehen könne. Passanten finden zufällig die Tatwaffe. Der Täter muß über eine Treppe geflüchtet sein, weiß man nach ein paar Tagen. Die Stadt ist wie ausgestorben. Die Polizei sagt, daß man keine Spur habe. Es passiert nichts. Bekennerbriefe werden ignoriert. Die Menschen gehen ihrer Arbeit nach. Still ruht der See. Tot ist tot. Basta.

Nun der Palästinenser. Schon am nächsten Tag (bei Palme erst nach vierzehn Tagen) ist die Beerdigung. Fünfundvierzigtausend stoßen sich fluchend und prügelnd durch die überhitzten Straßen, jeder boxt sich pogomäßig in Richtung Sarg vor. Geschrei, Schüsse, heulende Mütter, ein hin- und herzappelnder Sarg. Der fällt schließlich zu Boden, die Leute brechen ihn entzwei, holen die Leiche heraus, küssen sie, tragen sie auf ihren Schultern weiter. Die israelischen Besatzungssoldaten flüchten aus der Stadt wie junge Mädchen aus einem Zombiefilm. Die totale Action da. Gleich wird noch irgend jemand erschossen, aber der Fernsehsprecher spricht von einem „Wunder", daß es bei dem einen (bis jetzt) geblieben sei.

Was wir daraus lernen?

Schmeißt die Knarre weg, RAF-Leute! Solange mein kleiner „National Color TV" allabendlich die Ordnung der Dinge festlegt, habt ihr keine Chance.

Joachim Lottmann

M R S . B E N W A Y



Frauen, Farben, Abenteuer

DIE GROSSEN KLUMPEN Kälte sind endlich weggeschmolzen, aber unter dem Weggeschmolzenen klebt es umso dicker fest, schön greulich und sichtbar, die ganze Tristesse unserer bundesrepublikanischen Wirklichkeit zeigt sich in dem bräunlich, krustigen Schmutz. Köln ist eine gute Stadt, deshalb, weil sich keiner beeilt, diesen Dreck schnell wegzuwischen. Hier dauert der Säuberungsvorgang, und während er dauert, kann man den Schmand betrachten. März ohne Sonne ist immer wie ein zerwühltes, vermieftes Bett. Entweder überzieht man es neu, oder man wechselt die Wohnung. Vom Volksmund wird dieser Vorgang als „Frühlingsgefühl" bezeichnet, womit fürs erste klar gestellt wäre, was man hier in der Stadt unter Naturgewalten zu verstehen hat. Der Kampf mit dem kleinen, braunen Dreck, nicht unbedingt eine Sache, aus der sich ein Mythos bauen läßt. Schaufelt man also ein Plätzchen frei, nennt den Vorgang Klüngel und lacht sich einen dazu. Wo aber verdammt noch mal ist die **Weite,** der Ausblick, der Größenwahn, das muß doch jetzt mal zu machen sein, denn die Vögel singen und der Klumpen Kälte ist weggeschmolzen.

Wie häßlich diese Stadt doch ist. Beweisstück, daß auch von Horror eine Faszination ausgehen kann, wenn man ihn in Details betrachtet.

Eine Stadt und ein Wetter und eine Straßenbeschaffenheit, die als Hintergrundkulissen für das Wesen des Gesamtwerks der Schriftstellerin **Jean Rhys** geradezu ideal sind. Denn der Reiz dieser Romane und Kurzgeschichten besteht hauptsächlich in der knappen, teilweise sehr lakonischen Schilderung des nackten Elends von Frauen, solchen, die nichts können und nichts wollen und sich dann auch noch in morbide Affären hineinverwickeln oder herauswickelnd natürlich an sich scheitern, bis nur noch das blanke Elend von ihnen übrigbleibt. (2001 Verlag, 50 DM für alles). Die Sprache von Jean Rhys ist wie reine Farben, und ihre Umrisse sind hart und klar. Geschlagen, mehrfach gebrochen sind ihre Figuren nur innendrin. Nur da gibt's Schneeschmelze. Erzählt wird auf gleichbleibend herbe und untemperierte Weise, die einem zu eigen sein kann, der schon ganz woanders ist. Ein großer Teil ihrer Geschichten soll auf autobiografischem Material basieren.

Jean Rhys konnte so schreiben, wie sie geschrieben hat, also das Elend klar schildern, ohne sich dahinein zu verwickeln, weil sie das „andere" Land im Rückgrat hatte, als sie das Leben in den ödesten aller Großstadthotelzimmer beschrieb. Sie wurde 1890 auf der westindischen Insel Dominica geboren, ist mit sechzehn Jahren nach England gekommen, das sie gehaßt und nach einer mißlungenen Tanzgirl-Karriere schließlich erst mal per Heirat verlassen hat, um durch die europäischen Hauptstädte zu ziehen. Von 1923 an hat sie unter der literarischen Schirmherrschaft von Ford Maddox Ford begonnen, Geschichten und Romane zu schreiben und zu veröffentlichen.

Nach 16 Jahren hatte sie dann die Nase voll, ließ sich mit ihrem zweiten Mann in England nieder und hat dreißig Jahre nichts mehr geschrieben, außer Briefen. Alle dachten schon, sie sei gestorben, da erschien ihr Roman „Saragossameer", später dann die unvollendeten Memoiren. Sie ist 1979 gestorben. Wenn das Land kein weites Land ist und man in die Engen sich zurückgezogen hat, dann geschieht es oft, daß man sich selbst dem Vergessenwerden übergibt, außer man hat ein anderes Land in petto. Ihr letzter Roman spielt auf der Insel, wo sie geboren wurde.

Georgia O'Keeffe hat es besser gehabt; sie ist in einem Land geboren, das noch das „andere" Land, die Weite in sich hatte und in dieser Weite genug Stoff bot für den Mythos, der ihre Person umgeben hat. Ihre Gemälde sind inzwischen längst Kulturgut der U.S.A., Gedichte über sie geschrieben worden (siehe Patti Smith bevor sie Sängerin wurde). Joan Didion hat über sie geschrieben, Joni Mitchell und Andy Warhol sind zu ihr nach New Mexico hingepilgert. Sie hat nur Schwarz und Weiß getragen, einen schwarzen und einen weißen Cadillac besessen und in den reinsten Farben gemalt, die man sich auf Leinwand vorstellen kann: die Blumen, die Ebenen, die Knochenbilder, die Wolken, die Wüstenlandschaften. 1887 in Wisconsin geboren, hat sie aber den ersten Teil ihres Weges, das zu werden, was sie geworden ist, nämlich eine der größten Künstlerinnen dieses Jahrhunderts, über die Stadt genommen: in New York, als Modell, dann später Ehefrau des 24 Jahre älteren Fotografen und Galeristen Alfred Stieglitz, inmitten der damaligen amerikanischen Avantgarde (von den Malern Arthur Dove, Mardsen Hartley, Charles Demuth, Marin, über Paul Rosenfeld und Rebecca und Paul Strand bis zu den Schriftstellern Sherwood Ander-

son, Waldo Frank, W.C. Williams) und aller Anhänger von der „291"-Galerie schaffte sie es, Eindruck zu machen. »Endlich eine Frau auf Papier«, sagte Alfred Stieglitz, als er ihre Arbeit zum ersten Male gesehen hatte. So geht die Überlieferung. Auch und weiter geht die ..., daß eine Käuferin ein Blumenbild von Georgia O'Keeffe aus ihrem Haus entfernt haben soll, als sie feststellte, daß ihr Ehemann den Kindern anhand dieses Bildes Aufklärungsunterricht gab. Natürlich waren Georgia O'Keeffes Blumenbilder mehr als die Abbildungen von Blumen, wie auf allen ihren Bildern mehr drauf ist als der eine Gegenstand, den sie gerade behandelte, aber zugegeben hätte sie das nie. Die Blume ist eine Blume ist eine Blume usw. Sie hat auch die Stadt gemalt, als sie in der Stadt lebte, die Schönheit der Wolkenkratzer, der Lichter der Stadt.

Zwischen 1919 und 1929 in New York hat Georgia O'Keeffe die meisten wichtigen Bilder produziert. Dann hat sie sich für das Land entschieden. Mit Vehemenz und ohne Zurück. Ende der zwanziger Jahre hatte sie die höchsten Preise am New Yorker Kunstmarkt erreicht, war anerkannte Künstlerin, Ehefrau von Stieglitz und dann drehte sie sich um, erst nach Taos, dem unter der Leitung von Betriebsnudel Nr. 1 jener Tage, Mabel Dodge Luhan, aufgebauten kleinen Künstlertreff in New Mexico, später zur „Ghost Ranch", ihrem eigenen Besitz in Abiquiu.

Georgia O'Keeffe ist dort geblieben. Sie hat gesagt, ihr Herz sei ein kleiner schwarzer Stein, sie hat das Bild „Black Abstraction" gemalt, sie hat die Weite der Wüste von New Mexico in ein winziges Bild gepreßt, „Rote Hügel mit weißer Wolke", wie sie alles in ihre Bilder gepreßt hat, um sie mit statischen, lakonischen, zeitlosen Statements, wie sie in ihrer Autobiografie von 76 auftauchen, zu unterstreichen.

In der hat sie alles getan, um zu verhindern, daß jemand über sie sagen könnte, was sie selbst nach dem Tode von Alfred Stieglitz über ihren Mann gesagt hat (1946): »For me he was much more wonderful in his work than as a human being.« Sie hat sich also darangesetzt, alles „Human"-hafte zu streichen und nur noch die „Figur" übrigzulassen, welche auf einem Hügel in der Landschaft stehend in die Weite schaut. Das alles ist absolut perfekt gelungen. 98 Jahre lang. Ihr flächenmäßig größtes Werk „Sky Above Clouds", das 1963 entstanden ist, kann man als ihr malerisches Vermächtnis bezeichnen, doch eines ihrer ganz späten Bilder zeigt nur einen gigantischen schwarzen runden Stein vor einem blauen Himmel, monolitisch und autoritär, wie Sätze von Gertrude Stein, grandios eben. Georgia O'Keeffe ist am 6. März in Santa Fé verstorben. Ihre Bilder leuchten. »I find that I have painted my life ...« Wo bitte geht es lang, wo ist der Ort, an dem man sich diese Aussage leisten kann?

Georgia O'Keeffe konnte sich diesen Satz leisten, weil sie die Idee von einem anderen weiten Land hatte, die das Abstrahieren von sich selbst und das Gestalten einer Figur einfacher macht.

Noch mehr von Frauen und Landschaften

Ist also kein Land da, von dem man sich plattschlagen, berauschen lassen, in das man sich zurückziehen kann. In häßlichen mittelgroßen, immer am Rande der Million jonglierenden Städten und besonders in dieser hier trägt man die zart bewegten Herzen in Ausstellungen oder besser noch ins Kino, damit sie ein wenig aufblühen können.

Frauenschicksale sind prima, besonders wenn sie ganz knapp auf der Linie zwischen Hingabe an das Schicksal und dessen systematischer Bekämpfung entlanglaufen. So wie das von **Tania Blixen.**

So sind wir dann nach Afrika rein, um Frauenschicksal und weites Land zu sehen. „Jenseits von Afrika" knüppelte uns mit Langeweile nieder. Fehlanzeige. Meryl Streep und Klaus Maria Brandauer sind prima, aber der Rest dazwischen, besonders der elende Langweiler Robert Redford, genau der Mann, auf den man nicht reinzufallen hat, sind nichts als ungeheuer oscarverdächtig.

Ebenso die Prachtausstattung, die Tiere, die Steppe, das koloniale Afrika usw. All das Oscarverdächtigsein hat sich letztlich für den Regisseur Sydney Pollack gelohnt, aber einem auch ferne Länder, Weltreisen und ähnliches so überdrüssig werden lassen wie ein pfundschwerer Baedekerhaufen.

Dann wurde mir auch noch eine Karte aus Capri zugestellt: Hier ist es noch kalt. Das war alles. Auch so kann das andere Land aussehen.

Tania Blixen oder auch Issak Dinesen, wie sich die Hauptfigur des Films „Jenseits von Afrika" auch genannt hat, jedenfalls hatte nach 18 Jahren genug und ging zurück dahin, wo sie hergekommen war (Dänemark), um zu schreiben. Von ihren Erzählungen und ihrer Person geht kein Horror aus, und alles war in Butter, und ein Mythos ist nie aus ihr geworden, weil sie nimmermüde und mit derbem Charme durch die Welt gereist ist. Sie hat aber nicht verdient, als das Seelchen in die Geschichte einzugehen, das Regisseur Pollach aus ihr gemacht hat. Herausgekommen ist penetrantes Bemühen um die „Zwischentöne", die die Soße für die Love-Story würzen sollen. Von den Grundfarben ist das ganz weit entfernt.

Massiv und böse dagegen treten Grundfarben in Japan auf. In dem neuen Film von **Akira Kurosawa** mit dem Titel „Ran" erscheinen Gelb, Rot, und Blau, als wären sie von unseren Augen nie gesehen worden. Nicht in sich ruhend und beruhigend, wie amerikaniches Blau und Rot und Gelb, sondern als kleine Fähnchen, die den kriegslüsternen intriganten drei Brüdern dieses Königsdramas – frei nach King Lear – zugeordnet werden, und diese Farben sind es, die die Ordnung in die grandiosen Schlachtgetümmel bringen, sie zu einem Ritual machen, an dem man gerne, nur allzugerne teilnimmt. Wir kamen heraus aus dem Kino und haben die graue Straße betreten und diese unendlich vielen Schattierungen von Grau gesehen und keine Schlacht und mußten feststellen, was wir ja eigentlich schon längst wußten, daß eine solche Schlacht hier in diesen Städten niemals stattfinden wird und daß die schrillen bunten Farben, die fünfjährliche Wiederkehr der mondrianschen Grundfarbeneinteilung und dann wieder deren explosionartiger Auflösung das ist, wie sich das Farbenspiel abspielt, aber daß wir, wenn es um die visuelle Vertretung nach außen hin geht, doch immer wieder auf Anselm Kiegfer, das braune und graue Geschlamme zurückgreifen, weil es dies ist, was wir sehen, wenn wir im März durch die Straßen gehen, wenn die großen Klumpen Kälte weggeschmolzen sind. ●

D A S L - P R I N Z I P



Für die Freund des Doppel-L hatten die Go-Betweens immer etwas besonderes zu bieten, kein LP-Titel zum Beispiel ohne Doppel-L: Von „Send Me A Lullabye" über „Before Hollywood" bis zu „Spring Hill Affair". Wer diese Monumente australischer Folk-Kammermusik-Radikal-Eigensinnigkeit verpaßt hat kann jetzt das vierte Doppel-L erwerben und erhält noch ein „S" wie „Schlau", ein „P" wie „Passioniert", ein „E" wie „enthusiastisch" und ein „X" wie „xenophil" als Dreingabe: Das SPEX-Abo und „Liberty Belle", die neue Go-Betweens-LP.

BACK ISSUES

Folgende Back-Issues sind noch erhältlich:
Back Issues gibt es gegen DM 4,80 pro Exemplar in Briefmarken (80er) Bestellung an: SPEX, Abo-Service, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1

○ **8-9/83** Spandau Ballett, Grandmaster Flash, Wham!
○ **10/83** Kim Wilde, Violent Femmes, Howard Devoto, Wynton Marsalis, Trio, Mari Wilson
○ **11/83** Costello, Lords of the New Church, Madonna, Keith Levene
○ ~~**1/84** Cabaret Voltaire, Mode, Nick Heyward, Fleshtones~~, Snakefinger
○ **3/84** The Clash, Eurythmics, The The, Meteors, Frankie Goes To Hollywood, Peter Hein
○ **5/84** Erfolg in Deutschland: Nena, Zimmermänner, Hitler, New Order, Billy Bragg
○ **6/84** Marilyn, Special AKA, Scott Walker, Keith Haring
○ **7/84** Cramps, Human League, David Sylvian, Womack& Womack, Lester Bowie
○ **8/84** David Johansen, Psychedelic Furs, Palais Schaumburg, Lou Reed, General Public
○ **9/84** Northern Soul, Sade, Heaven 17, Bronski Beat
○ **10/84** Aztec Camera, Scritti Politti, Eartha Kitt, Northern Soul Teil 2, Sex
○ **11/84** Gun Club, Cult, Hanoi Rocks, Cecil Taylor, Sisters of Mercy, Tina Turner
○ **12/84** Big Country, Los Lobos, Chaka Khan, Laurie Anderson, Lloyd Cole, Springsteen
○ **1/85** Culture Club, Die Ärzte, Redskins, Bluebells, Stranglers, SPK
○ **3/85** Bob Dylan, Working Week, Spandau Ballet, GoGo, Tears For Fears, Associates
○ **4/85** Yello, Ramones, Kane Gang, Fleshtones, Art Blakey, Bebop Teil 1
○ **5/85** Everything BTG, Green On Red, Paul Young, Long Ryders, Killing Joke, Les Immer Essen, Cool Jazz
○ **6/85** Colourfield, Maze, The Jesus And Mary Chain, Nippon Pop, Captain Beefheart, Die Toten Hosen
○ **8/85** R.E.M., Talking Heads, Fine Young Cannibals, Stephen Tin Tin Duffy, Untouchables
○ **9/85** Prefab Sprout, The Damned, George Clinton, Feargal Sharkey, Jim Foetus, La Loora, The Blasters, Peter Blegvad
○ **10/85** Kevin Rowland, The Cure, Simon LeBon, Woodentops, Nikki Sudden/Dave Kusworth, Rainald Goetz: Und Blut
○ **11/85** Blixa Bargeld, Billy Bragg, Bobby Womack, Brian Eno, Berlin/Ost
○ **12/85** The Pogues, Patsy Kensit, Tom Waits, Alex Chilton
○ **1/86** Pete Townshend, Siouxsie, Simply Red, Virna Lindt, Big Audio Dynamite, ABC
○ **2/86** Nick Cave, Psychic TV, Simple Minds, Psychobilly, D.D.'s Amerika

LESERBRIEFE

Redaktion SPEX
Severinsmühlengasse 1
5000 Köln 1

Tendenzen im Frühjahr

1. **Cult-Artikel rausgerissen und zurückgeschickt**
2. **Simple Minds Verteidigung (mehrfach)**
3. **Johnny W. statt Johnny R.**
4. **Poll-Analysen noch und nöcher**
5. **SPEX-Buchservice soll Fremdwörterlexikon anbieten**

Anmerkung im Detail

Allgemeines

Besonders liebe ich an Spex, daß es ein angemessenes Forum für sehr intelligente kleine Kinder ist. Intelligente kleine Leser werden hierzulande nichts besseres finden.
Muchamedow, Ludwigshafen

Man braucht sehr viel Humor, um Cult, Bangles und Bronski in einer SPEX hinnehmen zu können.
anonym, Frankfurt

Warum müssen kleinere Brüder immer in die Fußstapfen des Älteren treten, Detlef? Oder was?
Terry Terror, Osnabrück

Tag SPEX,
welli, well, well, herzlichen Glückwunsch die Nr. 3/86 ist die beste seit Jahren.
Big C., Osnabrück

„Jetzt aber volle Pulle!"
Lang lebe der alterslose Berliner Rock-Fan. Und der mittzwanziger D.D.-Fan kreischt: „Zugabe, du Sau!"
Steffen Schmidt, Frankfurt

Conny Losch, hau rein und immer schön cool bleiben, Babe!
Kussi von Anna aus Braunschweig

So, jetzt die längeren . . .

Wunschzettel einer egzentrischen Fledermaus:
Wunsch I: Mehr über Sandra!!! Poster, Starschnitte, Interviews, etc., etc.!
Wunsch II: Sprecht Blixa Bargeld endlich heilig!
Wunsch III: Bringt eine Flexi mit Marc Almond raus!
Wunsch IV: Seid verdammt nochmal DEPECHE-MODE-freundlicher!!
Wunsch V: Keine Berichte mehr über Cult, Lords of oder ähnliche Pseudodüsterkonsorten.
VI: Beweist endlich, daß Laibach genial sind.
Mit tötlichen Grüßen,
Sascha Bat Fiend (Aus einem selten Loch . . .)
Castrop Rauxel

Liebe Spex-Redaktion!
Ich sitze hier frierend in meinem ungeheizten Zimmer vor meiner vereisten Schreibmaschine und schreibe zwecks Aufwärmung der Finger folgende Zeilen:
1. Hoffentlich ist bald Frühling und die guten Menschen kommen aus ihren Winterschlaf-Höhlen zurück ins Freie.
2. Ein guter Mensch hielt diesen Winter keinen Winterschlaf. War mein Votum für dich, Clara, als beliebteste Menschenfreundlin doch richtig! Mit Begeisterung las ich deine Rezension von „The Soul Decade", nachdem mir zuvor Detlef Diederichsen die Tränen der Wut in die Augen getrieben hatte. Mach nur weiter in deinem Kampf gegen Dummheit und Ignoranz!
3. Betr. D.D.'s Amerika-Artikel: In einem Punkt irren J.L. Pierce und D.D.: „Bad America", also das für uns „Gute Amerika", gibt es nicht, genauso wie es den „Guten Kapitalisten" nicht gibt.
Das Gegenmittel, Ffm.

Guten Tag!
Schonzeit für Preisselbären. . .
Ian Mc Culloch fällt vor — oder
na shi shu man muß kein chi-
nesisch können, doch wer
spricht hier welche Sprache. .
das Geheimnis um seine Her-
kunft blieb ungelüftet Brian Jo-
nes als mutmaßlicher Vater
kam nicht ins Gespräch, leider
Und auch wird niemand erfah-
ren, mit welchem Besen Lorrai
ne das Haus fegt. Die Zeiten, i
denen Schmusebären unter
gewaltigen Kronen jahrhunde
tealter Eichen ihrer Poesie fre
en Lauf lassen konnten, sind
endgültig vorbei.
Ihnen wir mittlerweile erbar-
mungslos der weiche Pelz üb
die Ohren gezogen. Schonze
endgültig vorbei?
Danke für das Interview.
Netti (ex-Schunt)

Ich versteh' es nicht!
Wieso verdammt noch Mal,
wiso kaufe ich jeden Monat
er Scheiß Blixabargeldvere
rungsblättchen. Wenn die
Kotzfresse von diesem Dile
tenarschloch mal nicht auf
er Titelseite prangt, findet m
ganz gewiß irgendwo inner
Foto, ein Kurzbericht, ein S
oder zumindest eine Beme
kung.
Neuerdings schreibt der g
Blixa sogar Poeme. Oh W
ne! — Ihr würdet diese Sc
wahrscheinlich als genial
zeichnen.
Ein Lob an Thomas Fink.
serbrief 02/86) Nur vergaß
Clara D. dasselbe mitzute
wie Diedrich D. (Alias: Sc
herwieintellektuellichbin
wegenderfachausdrücke
Karl R. Wiesel, Berg. Gla

Neues aus der Kino-E
Ihr schreibt jetzt auch vie
Filme, nur wißt Ihr nichts
über und habt auch nich
sagen. Oder warum ver-
schwendet ihr Platz für
tigen Mist wie „White N
Zur Information: Georg
ist mit Schrader, vor all

mit Francis Coppola befreundet, schon lange, denn Coppola hat ja „American Graffity" und „THX-1138" produziert. Wenn man schon meint, über Filme schreiben zu müssen, muß man auch qualifiziert sein. Ihr seit alle nicht so qualifiziert wie ich.
Ein Jahrhundertwerk wie „Brazil" entgeht euch (nicht euren Lesern, scheint's).
Im Zusammenhang mit „Amerika" ist es bemerkenswert, daß fast alle wichtigen amerikanischen Filme (das gibt's) von Briten, Australiern oder Kanadiern gemacht werden, oder von in New York aufgewachsenen Juden, vor allem, wenn sie in England leben.
Dann gibt es noch das Coppola/Scorsese/Spielberg-Umfeld und jene ausgezeichneten Regisseure, die für ihre Filme gehabt und zensiert werden (in Deutschland, vor allem): Sam Raimi, David Cronenberg, George Romero, etc. Der Rest ist Mist (99 %) oder Glück.
Werner Fromani, Augsburg

Hans-Keller-Kids oder wer renoviert die Freiheitsstatue?
Warum für SPEX den Werner Becker machen, wenn man in Deutschland bei vielen Lokalzeitungen als freier Mitarbeiter über Schützenvereine berichten kann? Der Unterhaltungs/Informationswert ist wohl ziemlich gleich.
Frage an SPEX: Wieviel kostet eine Doppelseite in eurem Heft? Der H.K.F.C. sammelt nämlich Geld, damit „Häns" nicht immer auf Grund monetärer und sonstiger Mangelerscheinungen so lange sparen muß, bis er es sich wieder leisten kann, Zeilen in SPEX zu kaufen.
Wir verzichten wirklich ungern auf unser Kellerkind. S' schon soo lange her seit dem letzten Mal, und dann nur zwei Seiten . . .
Übrigens, schlagt ihm doch mal vor, nach N.Y. zu fahren statt altes New York-Times-Zeug wiederzukäuen und den angetrockneten Senf von vor zwei Jahren von schmierigen Gläsern mit dem Inhalt Hip-Hop, Clubs und Neger-sind-doch-bessere-Menschen zu kratzen. Hansilein: Genug gefiebert! Acht Grad Minus? Schätzen eher 41 grad plus! Äußerst bedenklich. Wir wissen nicht was Mediziner empfehlen, wir empfehlen noch mal zu messen. Diesmal aber von hinten.
P.S. Hans, was macht dein Haarausfall?
Hans Keller Fanclub, Sektion Göttingen

Rocky's Rache
Natürlich, Scheuring ist wieder schlauer als alle anderen! Statt das Naheliegende zu denken (wie jeder normale Neandertaler), kreist dieser Dirk mit Hochschulreife lieber in Spiralen. Soso, Stallone wollte also einen simplen Boxfilm drehen, sieh mal an! Und er bediente sich einer Konstruktion die der schönste Scheuring umständlich darlegt. Zweiffellos Dirk, gut durchdacht, aber viel zu kompliziert für ein zermatschtes Boxerhirn wie das von Stallone.
Nicht etwa, daß er den Film dann auch gut findet, nein, so gehts ja nicht. Aber Scheuring ist eben schlauer als der Rest und deshalb findet er ihn trotzdem schlecht, aber anders, eben „platt".
Ich stimme dir zu, daß der Film keine schlimmeren Auswirkungen auf „Menschen ohne Abitur" hat, als eine Stern-Ausgabe (oder eine SPEX-Ausgabe: siehe Bangles: Frauen = vollkommen unpolitisch, aber immer duschen!), aber mein Lieber, man merkt die Absicht und wird verstimmt. (leider nicht von mir, sondern (für Menschen ohne Abitur) von Goethe.)
Andreas, Köln
Komischer Schluß, findste nich'!

Spät bemerkt?
Endlich, ENDLICH hat mal jemand, außer uns, gemerkt, daß die Pistols die geilste Band war, die es jemals gab, gibt und geben wird.
Daß dieser JEMAND nicht aus Eurer Redaktion kommt, ist ja verständlich, denn während Ihr seichten Pop-Mist wie Prefab Sprout hochjubelt, merken wir eben was wirklich Sache ist! Jawohl!!! Ralf Niemczyk wird uns vielleicht noch zustimmen. (Immerhin Euer einzigst wahrer Schreiben.) Clara Drechsler is' das arroganteste und überheblichste Weib, das wir kennen. (Und wir kennen viele!) Aber nicht nur das, sie hat auch noch keine Ahnung von Musik!!! Wie kann man nur so was geniales wie die Sex Pistols mit so was menschenverdummenden wie Sigue Sigue Sputnik vergleichen. Daß sich bei der Vermarktung einige Parallelen zeigen, ist noch lange kein Grund derartigen Mist zu verzapfen. Und wir können das Geschreibsel all dieser Möchtegern-Jounalisten, die sensationslüstern das „next big thing" mit „schaut her Leute, hier sind — die NEUEN Sex Pistols!!!" schon nicht mehr lesen. Und um es ALLEIN noch mal ganz deutlich zu sagen: Die Pistols sind die GEILSTE Band der Welt! Und so was wird sich nie, NIE (hörst du Clara?!), nie mehr wiederholen!!!!!
So, that's all.
Sandra & Kerstin, Eberbach

The Truth Always Mime On TV
Das wieder sehr erheiternd, welche Idee das deutsche Fernsehen hat. Bei der nächsten Jugendserie wird aus dem 20 jährigen Umweltschutz-Demo-Heinz, Helmut Kohl. Super.
Immerhin mit welchem Scharfsinn die Family 5-Idee abgeschafft wurde — beinahe Spex-mäßig („neue deutsche welle" ist „Out").
Das schönste die „Rocker" auf Seite 54. Ich muß jedes Mal einen Fernseher aus dem Fenster schmeißen wenn ich „Punx" im Fernsehen seh (nicht umsonst wohne ich im Keller) ausstaffiert mit Bart und allerlei Theaterkostümen aus -zig Jahrhunderten, toll. (es gab mal ein Superposter von Marc Almond im Zig Zag, mit Speichen um den Hals und Motorketten, das muß wohl mal irgendeiner nicht ganz verstanden haben)
Nun aber zum eigentlichen Punkt:
— Wenn nun, nach tausenden von Versuchen, unzähligen Briefen usw. wieder so etwas herauskommt, warum versuchen wir es immer wieder?!
Laß uns doch diese Versuche abstellen und die ewig Gestrigen weiter wurschteln. Genauso wie im Rundfunk und gewiß auch im Privat TV wird es wohl eine Lebensaufgabe sein jemals eine erstklassige Sendung zu erreichen. Und selbst wenn, was hätten wir davon, nachdem die ersten 3 Minuten die wir mit stolzer Brust durch die Wohnung laufen, vorüber sind. Ich hätte auch ehrlich keine Lust die Buzzcocks, Jesus, Mark Almond, die Associates oder andere mit den Idioten zu teilen. Die langsamere Schickeria reicht doch. Und wenn wir dann vor Ihnen reiß aus nehmen, müssen wir, nur aus trotz, irgendwelche Platten kaufen die uns nicht gefallen, da alles andere von irgendwelchen Schlafenden besetzt bleibt. (Bin ich schon zu gesetzt?!)
— Wann kommt euer ‚10 Jahre Punk'-Bericht (Ihr seid die letzten!!)
— Komisch das soviel der ‚ersten' Punx heute doppelt so viel Erfolg haben mit nur halb so guter Musik?
— So jetzt wieder das neue Album von Pil
Der Kulturterrorist

Americas Echo
Lieber Diedrich Diederichsen, Ich möchte mich für ihren Bericht über Amerika, der angemessen leidenschaftlich war, herzlich bedanken.
Ihre Michaela Eichwald

Da haben wir ihn ja wieder, den typischen Antiamerikanismus, der unserer stinkenden (weil Shower bzw. Dusche verachtenden) Linken auch so eigen ist. Ja und da die USA seit Jahrhunderten (blanker Hohn so kurz nach der zweihundert Jahrfeier) eine menschenfeindliche, imperialistische Politik betreiben, greifen wir noch schnell die Coca Cola-Fast Food-Errungenschaften der Staaten an, munkeln unverständliches Zeug, welches irgendein amerikafeindlicher Tatergreis von sich gab hinein, singen die Ballade der untergebutterten Indianer, und siehe da, die Antiamerikanische Suppe ist gekocht. Da nach soviel ausgekotzter Dahinschreiberei eines überintellektuellen Diedrich Diederichsen das Amerikaimage bei der Spex-Leserschaft ziemlich ruiniert sein dürfte, hier nun die Antwort auf diese Art der Amerikaversäuerung. Ich glaube sagen zu können daß die USA weder die Ausbeuter noch die Dümmlinge der Welt sind, wie sie in diesem Artikel dargestellt werden. Ein Land welches als Siegermacht dem Besiegten mit Care Paketen das Überleben sichert (selbst gegen die Opposition der Ostbesatzer), welches dem besetzten Gebiet zugesteht eine Verfassung (sprich Grundgesetz) zu erstellen, kann man wohl kaum menschenfeindlich Imperialistisch nennen. Es sei denn, man ist ein ewiger Acid/easy rider/Linker wie Diedrich Diederichsen.
Michael, Mönchengladbach

Zum Schluß ein Rätsel
Looking for the perfect Beat
Kennt Ihr auch das Lied, das wir nicht kennen? Es kommt in diesem Werbespot für Levis 501-Jeans vor, wo dieser Junge mit seiner neuen Jeans in die Badewann steigt. Und es kommt noch vor in „Der einzige Zeuge" als Harrison Ford mit diesem Mädchen um sein Auto tanzt. Und es heißt — eventuell — „What a wonderful world it could be"
Von wem ist das?
Neun Unterschriften aus Bad Honnef